

**C.S. FORESTER**

**SEESCHLACHT  
1941**

Den Offizieren und der Mannschaft von  
H. M. S. PENELOPE  
in tiefster Verehrung gewidmet

C. S. FORESTER

# SEESCHLACHT 1941



ALFRED SCHERZ VERLAG

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Englischen  
von K. Baumann  
Titel des Originals: «The Ship»  
Erste Auflage

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1944 by Alfred Scherz Verlag Bern  
Printed in Switzerland  
Effingerhof AG Brugg

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Bei der halben Million Mann, die zurzeit in der Royal Navy dient, ist es unausbleiblich, dass einige Namen und Dienstgrade in diesem Buch auch auf heute aktive Offiziere und Matrosen zutreffen. Solche Zufälle sind nicht zu vermeiden, der Verfasser gab sich darum in dieser Hinsicht auch keine besondere Mühe, ihnen auszuweichen. Er möchte dem Leser jedoch versichern, dass er weder ein Porträt noch eine Karikatur einer lebenden Person darstellen wollte.

## Kapitel I

***Aus des Kapitäns Bericht ... und um 11.30 Uhr hörte der Angriff auf, obgleich sich zeitweise noch ein feindliches Flugzeug blicken liess ...***

Oberzahlmeister George Brown steckte seine Füllfeder in die Tasche, setzte seine Mütze auf und erhob sich vom Tisch, an dem er chiffriert hatte.

«Ich mache einen Streifgang», setzte er den neben ihm befindlichen Unteroffizier von seinem Vorhaben in Kenntnis.

Er schob seine ziemlich rundliche Figur zur engen Tür hinaus und kletterte drei Leitern hinab; trotz der Dunkelheit, die wegen der geschlossenen Luken herrschte, nahm er jede Ecke und jeden Abstieg mit der Leichtigkeit langer Praxis. Er trat aufs Deck hinaus, stand einen Augenblick still und blinzelte in die Sonne, die klare, strahlende Sonne, die dem Mittelmeer im März wider Erwarten wenig Wärme spendete. Das leuchtende Blau des Himmels und das Grau der wogenden See ergänzten sich wunderbar, und die weissen Schaumkronen und das helle Kielwasser vervollständigten die Farbensymphonie.

Der Oberzahlmeister trat einen Schritt näher an die Brüstung und blickte neuerdings in die Ferne. Er vergeudete weder Zeit noch genoss er untätig die frische Luft, sondern beschäftigte sich

vielmehr damit «Mussolini zu enträtseln», wie er sich auszudrücken pflegte. Die Geschützmannschaften der Vierzöller, der Pom-poms und der 50-Kaliber-Maschinengewehre standen auf ihren Posten. Während die *Artemis* weiter über die See rollte, leerten sich nun die Munitionskästen, denn es galt den letzten Angriff abzuwehren. Die Geschosse klirrten auf den eisernen Decks und lagen dort hingestreut wie herbstliches Laub.

Die Männer an den Geschützen wachten und entspannten sich gleichzeitig. Sie durften keine Zeit verlieren, nicht eine Zehntelsekunde, um das Feuer zu eröffnen, wenn ein neuer Angriff über sie hereinbrach. Diese Männer waren Veteranen des beinahe dreijährigen Krieges. Seit drei Jahren mussten sie jeden Augenblick gewärtigen, dass der Tod sich vom Himmel herab auf sie stürzte, und jede ihrer Bewegungen verriet diese Spannung. Die Waffen, die sie bedienten, gehörten zu ihnen und waren nicht mehr Spielzeug für offizielle Paraden oder bloss eine ärgerliche Bürde, die man auf höheren Befehl schön sauber poliert zu halten hatte. Nein, diese Kanonen bedeuteten das Wesentliche ihres Lebens, sie waren ihnen notwendig wie das Gewehr dem Frontsoldaten, der Pinsel dem Maler und der Geigenbogen dem Musiker. In einer Welt, in der das Gesetz herrschte «Töte oder du wirst getötet», wollten sie die Tötenden und nicht deren Opfer sein. Der Tiger, der seine Beute beschleicht, lebt unter dem gleichen Gesetz.

Der Oberzahlmeister hatte sein Raten um Mussolini beendet. Seine Erfahrung in Luftangriffen überzeugte ihn von der Unwahrscheinlichkeit eines neuen Raids. Aber ebenso bewiesen ihm auch die Signale, die er bis vor Kurzem entziffert hatte, dass die Ruhe nur eine kleine Atempause sei. Vor ihnen lag anstrengendere Ar-

beit als nur italienische Bomber abzuwehren. Er ging in die Schiffsküche, wo der dickleibige und erfahrene Koch seine Befehle erwartete – scheinbar der einzige Mann, dem nicht die Aufgabe zufiel, das Schiff einsatzbereit zu halten. Doch auch er musste seine Rolle ausfüllen.

«Eine halbe Stunde Verpflegungszeit», entschied der Oberzahlmeister.

Er griff zum Telephon. «Sanitätsraum!»

Im Sanitätsraum quietschte jämmerlich das Telephon; dann antwortete der Oberarzt:

«Sanitätsraum!»

«Hallo, hier Proviantmeister. Schicken Sie mir einige Hilfskräfte. Sie werden die Leute entbehren können!»

Der Oberarzt sah prüfend umher. Stand H.M.S. *Artemis* im Gefecht, so wurde die Offiziersmesse in eine medizinische Station verwandelt. Hierher brachte man die Verwundeten zur Behandlung. Die unterhalb der Kommandobrücke eingerichtete Krankenabteilung erwies sich zu klein und diente lediglich als Verbandsraum.

Zwei Verletzte lagen in tiefem Schlaf; eine Gruppe Sanitäter machte ihren Patrouillengang. Der Oberarzt trug natürlich die Verantwortung, falls er dem Drängen des Oberzahlmeisters nachgab. Eine überraschende Attacke konnte zwanzig, fünfzig Verwundete auf Deck lassen. Der Krieg forderte seine Opfer! Herumliegende Verletzte schadeten ausserdem der Disziplin und der Moral. Bei diesen Gedanken erschauerte der Oberarzt; das Gewissen quälte ihn. Seit zwei Jahren amtierte er bereits mit dem Oberzahlmeister auf dem gleichen Schiff und schätzte sein klares Urteil und sein Verständnis. George Brown gehörte nicht zu jenen Männern, die leichtfertig oder unnötig Forderungen stellen. Er durfte ihm vertrauen.



«Gut, Proviantmeister. Ich schicke sie.»

Er betrachtete die Reihe der Hockenden.

«Ihr acht. Ihr gehört alle zum Küchendienst. Meldet euch beim Oberzahlmeister in der Küche!»

Die abkommandierten Männer humpelten davon und verschwanden im grellen Sonnenlicht, das sich in der Reling spiegelte. Die Augen des besorgten Oberarztes folgten seinen Zöglingen; an keinem von ihnen liess sich noch ein Fetzen Uniform erkennen. Der Anblick dieser zerlumpten, rennenden Gruppe weckte in ihm eine Kette alter Erinnerungen, die mit dem internen «Querfeldein-Rennen» vom Guys-Krankenhaus begann. Das kontrastreiche Bild des inneren Hospitalhofes fesselte die Phantasie des Oberarztes. Er sah im Geiste den schön angelegten Rasen, die sauberen Spazierwege, auf denen die Schwestern in blauer oder lila Uniform mit weissen Schürzen dahineilten. Mächtig erhob sich der klassische Springbrunnen, worin die Tauben den Londoner Russ abstreiften. Jetzt folgte er den jungen Studenten bei den Untersuchungen mit den Mikroskopen und prüfte die Akademiker im vierten Semester, wie sie Pfeife rauchend und mit komisch männlicher Würde durch das düstere Eingangstor den Sezierraum betraten. Dort fand man Jugend und wahren Lerneifer! Nun lag alles in Schutt und Asche, wie er kürzlich erfahren hatte. Der Oberarzt schüttelte diese Gedanken ab wie Wasser, das ihm beim Schwimmen in die Augen kam. Er drehte sich zurück, um den Matrosen mit der Kopfverletzung zu betrachten. Für den Verwundeten bestand die Chance, weiterzuleben, und zwar ohne nachteilige Folgen seines Erlebnisses.

In der Küche stand der Oberzahlmeister mit seinem Plan bereit, den er seit Langem ausgearbeitet und in Dutzenden von Gefech-

ten ausprobiert hatte. Sechshundert Mann musste er verpflegen, und keiner hatte während der letzten sechs Stunden etwas gegessen. Mit Rührung dachte der Oberzahlmeister an die hungrigen Matrosen. Er war der Typ mit angeborener Nächstenliebe, Selbstaufopferung und Teilnahme für seine Kameraden. Reichtum blieb ihm leider versagt, sonst wäre er ein überzeugter Philanthrop geworden, und hätte das Schicksal ihm Kinder geschenkt, so würden sie täglich die nie versagende Wärme eines idealen Familienvaters verspürt haben. Ironie des Lebens! Die Vorsehung erkor ihn zum kinderlosen und armen Erdenbürger. Als Senioroffizier der Zahlmeisterklasse auf einem Leichten Kreuzer konnte er den ihm angeborenen Instinkten eine andere Richtung geben. Seine Gedanken gingen jetzt in gleicher Richtung wie die einer Hausfrau, die vor der schweren Frage steht, was sie den auf dem Felde oder in der Mühle schaffenden Männern zum Essen vorsetzen will. Selbstverständlich war für diese Helden der Arbeit nur das Beste gut genug. Seltsam, dieser Vergleich deckte genau die Einstellung des Oberzahlmeisters der Mannschaft gegenüber.

Im Ofen gab es zum Kochen keine offene Flamme. Die Ölleitung hatte man vorsichtshalber wegen eventueller Feuergefahr abgedreht. Man kochte mit Dampf, und überhitzter Dampf von vierhundert Grad Fahrenheit, nicht etwa der aus einem Teekessel steigende Wasserdunst, sondern der echte, tätige Dampf kann in kürzester Zeit die wunderbarsten Sachen vollbringen. Der Koch schüttelte bereits die Zutaten in den grossen Kessel. Keine Sparsuppe wurde da zubereitet. Für die nötige Menge von vierzig Gallonen Flüssigkeit öffnete der Koch vier Dutzend riesige Tomatenbüchsen. Um ihn herum bauten sich sechzehn Konserven Corned-

beef auf. Ohne Zeit zu vergeuden, nahm der Oberzahlmeister vierzehn Pfund Mehl, rührte sie mit Wasser an und verquirlte sie mit der Suppe. Dabei gab er den Männern, die auf Befehl des Oberarztes in die Küche gerannt kamen, seine Anordnungen.

«Macht euch an die Sandwiches», bestimmte er. «Hopkins öffnet die Büchsen. Clarke und Stanton, ihr schneidet das Fleisch. Die Übrigen übernehmen das Streichen.»

Die Männer erledigten die ihnen zugewiesenen Rollen wie Schauspieler in einem gut eingeübten Stück. Die langen Brotlaibe, vorige Nacht von der Küchenmannschaft gebacken, glitten durch die Schneidmaschine; die Scheiben des Cornedbeefs wurden auf die Brote gelegt und die fertigen Sandwiches auf der Seite in Haufen getürmt. Die Messer blitzten in schnellem Tempo der Arbeit. Zum Sprechen blieb keine Zeit. Nur kurze Sätze flogen hin und her:

«Gib ‘ne andere Büchse ‘rüber, Nobby!» «Hier fehlt Butter!»

Mehl, Fleisch, Gemüse, alles verschwand im Suppenkessel. Jetzt warf der Küchenchef noch drei Pfund Zucker und eine Handvoll Kräuter hinterdrein – sein eigenes Rezept für eine gute, herzhafte Suppe. Mit dem grossen Kochlöffel verrührte er alles sorgsam und drehte dann den Dampfhahn auf. Nur ein leichtes Knattern und Zischen zeigte an, dass der Dampf von den Schiffskesseln – heiss wie glühendes Eisen – den Suppentopf erhitze.

Der Kantinenleiter und sein Assistent standen vor dem Oberzahlmeister stramm.

«Man hat uns vom Sanitätsraum zu Ihrer Verfügung abkommandiert, Herr Oberzahlmeister!»

«Sehr gut. Fangen Sie mit dem Kakao an. Murchie, öffnen Sie das Eingemachte!»

Der Oberzahlmeister liess seinen Blick durch die Küche schweifen. Die Suppe war nahe am Kochen, die vierzig Gallonen Kakao wurden vorbereitet, und die Haufen der Sandwiches gingen ihrer Vollendung entgegen. Er prüfte die übrigen Behälter – gemäss seinem Befehl standen sie voll Wasser. Einmal hatte er auf einem anderen Kreuzer eine Schlacht mitgemacht, während der das Wasser bis beinahe zum Hauptdeck stieg. Verzweifelte Entschlossenheit und glänzende seefahrerische Leistung brachten nach achtundvierzigstündigem Kampf gegen Wind und Wetter, Unterseeboote und Flieger das Schiff im Schlepptau bis zum Hafen. Doch diese achtundvierzig Stunden mussten ohne Trinkwasser überstanden werden, da einige Tanks durchlöchert waren und die anderen unter Wasser standen. Der Oberzahlmeister dachte mit Grauen an die Schrecken des Durstes und der Übermüdung. Soweit es in seiner Macht lag, wollte er den Männern ähnliche Leiden ersparen. Die Wasserreserve in den Behältern umfasste einen halben Gallon pro Kopf der Besatzung – im Ernstfalle konnte man selbst mit zwei Pinten Wasser tagelang auskommen.

Der Oberzahlmeister war mit der letzten Inspektion zu Ende. Er trat wieder an Deck und hielt Umschau, während das Schiff majestätisch über die grauen Wellen dahinglitt. Noch schien der Horizont klar; keine Flugzeuge liessen sich am Himmel entdecken. Weitere Störaktionen schienen im Augenblick ausgeschlossen. Im Banne dieser sicheren Atmosphäre griff der Oberzahlmeister zum Telefon und verlangte den Wachoffizier.

Der Wachoffizier antwortete von seiner Schadenkontrollstation auf dem Bootsdeck.

«Hier Proviantmeister. Das Essen ist bereit. Darf ich das Signal geben?»

«Jawohl, tun Sie das ruhig.»

Der Oberzahlmeister arbeitete sich nach vorn, kletterte über die erstaunlich hohe Schutzwand, welche sich vor den Türen und Luken des Schiffes entlangzog, bis an den Fuss der Kommando-  
brücke.

«Maat», befahl er, «Pfeifen Sie ‚Köche in die Kombüse‘!»

Der Maat stellte den Lautsprecher an. Das schrille Pfeifen durchdrang jeden Winkel des Schiffes. Der Maat war ein Mann des Nordens. Trotz des jahrelangen Marinedienstes trat der nördliche Akzent beim Sprechen immer noch zutage. Er zog die Vokale wie die Seiten einer Handharmonika auseinander.

«Köche in die Kombüse. Köche in die Kombüse!»

Der Oberzahlmeister kehrte in die Küche zurück. In den Jahrhunderten der englischen Seegeschichte hat sich die Bedeutung des Wortes «Köche» gewaltig verwandelt. Dieser Ausdruck bezieht sich heute auf die Fassmannschaft. Schon versammelten sie sich, Matrosen von den Sechszöller-Geschütztürmen und die von den Vierzöller-H.A.Kanonen, die Leute von den Magazinen und Maschinenräumen – in jedem Teil des Schiffes gab es jemanden, der pflichtgemäss beim Vernehmen des Signals «Köche in die Kombüse» die Nahrung für die diensttuenden Kameraden holte. Der Oberzahlmeister beobachtete das Essenausteilen, von der A-Messe durch das ganze Alphabet bis zur Z-Messe, von AA zu ZZ, und dann von AAA zu EEE – Essen für fünf Mann, für sieben Mann, für neun Mann, immer der Kopfzahl der einzelnen Mannschaften angepasst. Für jede Messe stand das Essen schon parat.

Zufrieden mit sich selbst nickte der Oberzahlmeister vor sich hin; wie reibungslos wickelte sich sein Arrangement ab, über dem er bis spät in manche Nacht hinein gegrübelt hatte. Dies war nämlich sein eigener spezieller Plan, und er hielt ihn denen anderer Schiffe überlegen. Es brauchte Vorbedacht und Organisation, um sechshundert Mann in einer halben Stunde zu verpflegen, Männer, die nicht während einer Sekunde ihre Geschütze, ihre Messapparate oder anderen Instrumente verlassen durften, während der Tod knapp hinter dem Horizont lauerte.

«Ich verlange, dass ihr das Messgeschirr zurückbringt», erklärte der Oberzahlmeister in scharfem Ton. «Lasst mir nichts auf den Decks herumliegen!»

Neben der Pflicht, die Bäuche der Mannschaften zu füllen, lastete auf ihm gleichzeitig die Sorge um das Eigentum der Marine. Die anstrengende, aufreibende Gefechts-tätigkeit entschuldigte noch lange nicht das achtlose Umgehen mit dem Geschirr, selbst nicht bei den einfachen emaillierten Eisennäpfen. Die Köche machten sich bereits auf den Weg. Die Küchenmannschaft kauerte auf dem Deck und löffelte die Suppe. Weitere fünf Minuten dieser Ruhepause – und jeder auf dem Kreuzer konnte voll gesättigt bis zum Einbrechen der Nacht oder noch länger weiterkämpfen.

Der Oberzahlmeister verschlang sein Sandwich und zog das Zigarettenetui hervor, öffnete es jedoch nicht, da ihm ein neuer Gedanke durch den Kopf ging. Er schaute dem Kantinenleiter und seinem Assistenten fest in die Augen. «Die Jungens werden sich Zigaretten wünschen», meinte er. «Ich vermute, dass die Hälfte von ihnen schon knapp dran ist.»

Der Oberzahlmeister war vom Menschenschlag, der das Wort

«Jungens» statt «Männer» gebrauchen durfte, ohne dabei sentimental zu wirken.

«Ich glaube es auch, Herr Oberzahlmeister», entgegnete der Kantinenleiter.

«Also werden wir auch mit dem Tabak herausrücken. Sie und Murchie übernehmen die Kontrolle!»

«Jawohl, Herr Oberzahlmeister», bestätigte der Kantinenleiter und fuhr dann zögernd fort: «Soll ich sie verteilen?»

«Verteilen? Du lieber Gott, nein!»

Der Oberzahlmeister sah sich bereits vor endlosen Reporten und Erklärungen, falls er der Schiffsbesatzung anlässlich einer Schlacht die Zigaretten einfach gratis abgab. Er stand schon lange genug im Dienst, um nichts Merkwürdiges dabei zu finden, wenn die Matrosen für ihre Zigaretten bezahlten, während vielleicht zehn Minuten später das Schiff schon als hilfloses Wrack trieb.

«Die Hälfte von ihnen ist wahrscheinlich seit Alexandrien ohne Geld», bemerkte der Kantinenleiter.

«Well», erwiderte der Oberzahlmeister; in seinen Zügen zeichnete sich der Kampf zwischen Verordnungen und deren Zweckmässigkeit ab. «Gebt ihnen Kredit. Jeder Mann soll haben, was er sich wünscht. Manche der Jungens essen vermutlich gern Schokolade. Tragt auch davon etwas herum!»

Diesmal meinte der Oberzahlmeister wirklich «Jungens» und nicht «Männer». Es wimmelte an Bord von Minderjährigen, deren Vorliebe für Süßigkeiten alle Grenzen überschritt. Ihr im Aufbau begriffener Körper verlangte nach Leckerbissen, besonders nach der Nervenbelastung vierstündiger Luftangriffe.

Die Messgeschirre, über die er sich sorgte, die Suppenschüs-

seln, Teller und Tassen kehrten in die Küche zurück. Alles ging gut. Der Kantinenleiter und sein Assistent füllten die Messekannen mit Zigarettenpäckchen und Schokolade tafeln und machten sich auf die Runde, um die begehrten Artikel abzusetzen. Überall griffen die Hände in die Hosentaschen, um die nötigen Pennies für die unerwarteten Köstlichkeiten aufzutreiben. Der Verkauf ging reissend wie das Geschäft eines Limonadenhändlers bei einem Fussballmatch.

«An die Gefechtsposten», befahl der Oberzahlmeister dem Küchenpersonal.

Nochmals inspizierte er den Raum, dann wendete er sich. Er ging, stieg von Neuem über die Schutzwand, warf einen letzten Blick auf den blauen Himmel und die wogende See und kletterte schliesslich auf den dunklen Leitern zurück in seinen Coderaum. Selbst wenn er nun weiter nichts mehr tat, hatte er die Mannschaft mit Nahrung versorgt. So blieben die Leute einsatzbereit in einem Augenblick, in dem die Zukunft der Geschichte auf des Messers Schneide stand. Seine Bedachtsamkeit, sein Training und sein schnell entschlossener Sinn hatten ihre Pflicht getan...



## Kapitel II

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... Um 12.05 Uhr wurde Rauch gesichtet...***

Leichtmatrose Harold Quimsby sog an einem hohlen Zahn, an dem sich eine Faser des Cornedbeefs festgeklemmt hatte. Seit mindestens einem Monat sollte er eigentlich diesen hohlen Zahn melden, aber der Typ Quimsby liebt vor allem Eile mit Weile. Er liess sich durch nichts aus der Fassung bringen, war von philosophischer Natur und mit einem ruhigen Fatalismus angefüllt, wie es sich für einen so alten Dienstveteranen gebührte. Die meisten Männer fühlten sich hier oben im Mastkorb sicher unbequem – nicht so Quimsby, dem gerade dies – ein voller Bauch und nichts Besonderes zu tun – ein Idealeben bedeutete. Als H.M.S. *Artemis* über die bewegte See tanzte, schwang sich der Mastkorb in weiten Kreisen durch die Luft. Aber Quimsbys daran gewohnter Magen fand an dieser Bewegung noch seinen Spass und fuhr gleichmässig mit seinem Verdauungsprozess fort.

Kaltes Fleisch und Eingemachtes, das Mahl für einen König! Quimsby liebte es über alles. Seine Portion enthielt nicht weniger als vier Zwiebeln; Quimsby stiess gedankenvoll die Luft von sich und genoss so recht seinen Atem. Er hatte seine Suppe und den Kakao heruntergeschlungen – nur Gesöff, nicht des Namens Essen würdig.

Kaltes Fleisch und Eingemachtes nährten einen Mann richtig. Er lutschte von Neuem an seinem Zahn, rülpste einmal heftig und war höchst zufrieden mit der Welt.

Alles schien auf seinen Komfort zugeschnitten, vor allen Dingen der Stuhl, der ihn mit seinem gepolsterten Sitz und Rücken genau in der Lage hielt, um mit seinen Gläsern, die vor ihm auf dem Richtungsweiser lagen, unaufhörlich den Horizont zu bewachen. Während Quimsby so im Mastkorb herumzirkelte, prüfte er automatisch die Horizontlinie; eine lange Praxis hatte ihn daran gewöhnt. Ein Stoss mit seinen Füßen liess seinen Stuhl von Backbord nach Steuerbord oder umgekehrt schwingen; dabei betätigte seine rechte Hand einen Hebel, um die richtige Höhe der Bewegung des Schiffes anzupassen. Dank der vielen Stunden derart verbrachter Tätigkeit vermochte Quimsby sein Blickfeld zu kontrollieren, ohne dass eine seiner automatischen Vorrichtungen seinen Gedankengang störte, angefangen von der Faser des Cornedbeefs in seinem Zahn, über sein inneres Wohlergehen bis zu den nicht sehr züchtigen Erinnerungen an die kleine Hexe aus Alexandrien, die ihm seinen letzten Urlaub versüsst hatte.

An diesem Punkte kehrten seine Gedanken zu seiner ersten Ankunft in Alexandrien zurück, seinem ersten Anblick des Orients, und von da noch weiter in die Vergangenheit bis an seine erste Seereise in den beinahe unvorstellbar fernliegenden Tagen von 1939. Auch damals schwebte er oben im Mastkorb, entsann er sich und runzelte die Stirn. Wie verwirrt sass der verschüchterte, seekranke und befangene Junge, der heute so ruhig und selbstbeherrscht hier oben thronte, vor dem Richtungsanzeiger. Den ersten Bericht, den er zu machen hatte, als seine Gläser den

dunklen Punkt in weiter Ferne entdeckten und er zur Brücke hin-  
abtelephonierte, während sich sein Magen vor Übelsein und Auf-  
regung umdrehte.

«Etwas auf der linken Seite», hatte er hervorgesprudelt. Alle  
seine früheren Instruktionen waren vergessen.

Die gleichmütige Stimme des Ersten Leutnants beruhigte ihn.

«Von wo sprechen Sie?»

«Korbmast – ich meine Mastkorb, Herr Leutnant.»

«Dann müssen Sie das zuerst sagen, damit wir es hier unten  
wissen. Und dann reden Sie auch nicht von ‚auf der linken Seite‘,  
nicht wahr? Wie sagt man?»

«Auf Backbord, Herr Leutnant.»

«Stimmt. Aber noch besser ist die Lage. Was meldet der Rich-  
tungspeiler?»

«Einundzwanzig, Herr Leutnant.»

«Und wie drücken Sie das aus?»

«Ich – ich hab’s vergessen, Herr Leutnant.»

«Backbord oder Port ist rot, und Steuerbord grün», erklärte der  
Erste Leutnant geduldig. «Denken Sie, Portwein ist rot, dann ver-  
gessen Sie es nicht mehr. Und einundzwanzig ist ungenügend,  
nicht wahr?»

«Nein, Herr Leutnant – ja, Herr Leutnant.»

«So, jetzt geben Sie uns Ihre Meldung. Zuerst sagen, von wo  
Sie sprechen.»

«M-Mastkorb, Herr Leutnant. Objekt in Sicht, Rot zwei-eins.»

«Sehr gut, Quimsby. Aber Sie müssen es nochmals wiederho-  
len. Man hat es Sie doch so gelehrt? Wenn die Geschütze feuern,  
hören wir Sie vielleicht nicht beim ersten Mal.»

«Ja, Herr Leutnant. Ich meine, jawohl, Herr Leutnant.»

Zu der Zeit war er ein richtiges Grünhorn gewesen, entschied Quimsby. Er fühlte sich noch heute verlegen, wenn er daran dachte, wie ihm Nummer Eins das Meldungabstatten eintrichterte, damit man ihn sofort verstand. Dieses Kapitel bereitete ihm keine Freude; so liess er seine Gedanken noch weiter in die Vergangenheit schweifen, in jene Tage, als er in Holborn Zeitungen verkaufte – der abendliche Ansturm, die in eine Hand fallenden Kupfermünzen, während er mit der anderen Hand die unter dem Arm geklemmten Blätter hervorriess.

Dann beobachtete er aufmerksamer den Horizont, blinzelte und schaute von Neuem. Seine Hand lag bereits auf dem Knopf der Sprachrohre. Er läutete.

«Kommandobrücke», tönte es aus der Leitung.

«Mastkorb. Rauch am Steuerbord-Bug. Grün eins neun.»

«Mastkorb. Rauch am Steuerbord-Bug. Grün eins neun», meldete Grimsby undankbar. Denn jegliche Erinnerung an sein früheres Training löschte sich, als er diese Sätze sprach, in seinem Gehirn aus.

### Kapitel III

#### ***Aus des Kapitäns Bericht ... und sofort ertönte das dementsprechende Signal...***

Das geistige Zentrum der H.M.S. *Artemis* bildete die Kommandobrücke; Kapitän und Navigationsleutnant, Torpedo- und Wachoffizier versahen hier ihren strengen Dienst. Sie standen, ungeschützt selbst vor der Unbill des Wetters, mit nichts über ihren Köpfen. Knapp schulterhoch umgab sie die dünne Platte, nur dazu berechnet, das Wasser abzuhalten, wenn über des Schiffes Bug die Wellen brachen. Tod lauerte auf dieser exponierten Stelle, vor dem sich zwar nirgends Schutz bot, da die Panzerung des Kreuzers nur Papierdicke betrug. Selbst die Kugel eines einfachen Maschinengewehres, schlug sie lotrecht auf, vermochte die Bordwand zu durchdringen. Also konnte die Geistesmacht des Schiffes sich ebenso gut auf der Brücke einer Gefahr aussetzen – sogar die imposant anmutenden Geschütztürme der sechszölligen Kanonen dienten keinem besseren Zweck, als dem Regen den Eintritt zu verwehren. Das Schiff war eine mit schweren Schmiedehämmern ausgestattete Eierschale. Seine Mission hiess geben ohne zu nehmen.

Hatte Voltaire diesen Ausdruck zuerst geprägt? Nein, das Zitat stammte natürlich von Molière. Zahlmeister Leutnant James Jern-

ingham, des Kapitäns Sekretär, verstand es, sich aus der Gemeinschaft des Schiffes zu lösen und die ganze Einrichtung sozusagen von oben herab objektiv zu betrachten. Darum dachte er auch an Voltaire und Molière, als er auf der Brücke hockte und sein Sandwich verzehrte. Trotz dreijährigem Marinedienst hatte er immer noch nicht gelernt, mehrere Stunden hintereinander aufrecht auf den Füßen zu verbringen, wie es die anderen taten – ihr Training begann schon im Jünglingsalter, und sie standen nötigenfalls den ganzen Tag auf den Beinen. Mit Ausnahme des Kapitäns war er als Siebenundzwanzigjähriger der älteste Offizier auf der Brücke. In den herrlichen Zeiten vor dem Kriege hatte er Reklametexte entworfen und viele Stunden am Schreibtisch verbracht. Er liebte es, dabei gemächlich im Sessel zurückzulehnen und die Beine auf den Tisch zu legen. Wie lange entbehrte er nun schon diese angewohnte Bequemlichkeit!

Jerningham verglich das Schiff mit einem Meeresungeheuer. Des Tieres Verstand bildete die Brücke; von hier aus liefen seine Nerven – die Telephone und Sprachrohre – die Entschlüsse des Gehirns den ausführenden Teilen zuleiteten. Maschinenraum hiess der Muskel, der den Schwanz des Tieres – die Schrauben – antrieb, und die Geschütze waren Zähne und Klauen der Bestie. Oben im Mastkorb und auf der Brücke verteilt, wo die Beobachter ständig Himmel und See absuchten, lagen die Augen des Tieres, forschten nach Feinden oder Beute, während Signalflaggen und Radio als Stimme seinen Freunden einen Warnungsschrei vermittelten oder selbst um Hilfe flehten.

Ein hübscher Einfall – Jerningham rief sich dabei seine Kenntnisse der Anatomie und Physiologie ins Gedächtnis zurück, um immer mehr vergleichende Einzelheiten zu finden. Als er damals Reklamen für Arzneien entwarf, hatte er viele Stunden mit dem

Studium eines medizinischen Dictionärs zugebracht. Die auf der Brücke als Telephon nummern eingetragenen Matrosen, die überall auf dem Schiff stationiert waren und Kopfhörer trugen, nannte er Ganglien, die wie Zwischenstationen in des Tieres Nervensystem funktionierten. Der Mann, der ihm soeben sein Brot brachte, arbeitete wie das Blutgefäß, das die Nahrung von der Küche – Magen und Leber in einem – dem unwichtigen Teil des Gehirns zuführte, den er darstellte, um ihm Überwindung der Müdigkeit und Fortlauf seiner Funktionen zu ermöglichen.

Wichtige Partien im Nervensystem der niederen Tiere zogen sich längs der Wirbelsäule zu den Rücken- und Lendengegenden hin, um die Glieder zu kontrollieren. Der Chefsingenieur unten im Maschinenraum würde die Lenden-, der Geschützleutnant im Kontrollturm dagegen die Rumpfnervenzentrale bedeuten – einer lenkte die Hinterglieder, mit denen das Untier schwamm, der andere die Vordergliedmassen, mit denen es focht. Wenn auch das Gehirn vernichtet wäre, so würde das Wesen sich trotzdem noch für eine Weile bewegen und kämpfen, wie auch ein geköpftes Huhn noch im Hofe umherrennt. Und wie die niedrigsten Tierarten, der Regenwurm oder die Hydra, könnte es sich an Stelle seines abgeschlagenen Kopfes einen neuen wachsen lassen. Der Wachoffizier müsste von seiner Station auf der Brücke das Kommando übernehmen und der Torpedokanonier den Platz des Torpedooffiziers. Wahrscheinlich löste der junge Clare seinen Posten ab, falls er selber starb.

Jerningham schüttelte sich plötzlich. Er hoffte, niemand habe etwas davon bemerkt, zog eine Zigarette hervor und steckte sie an, um seinen Gemütszustand zu verbergen.

Denn Jerningham war ängstlich. Er kannte sich selbst als einen Feigling, und dieses Wissen kränkte ihn. Er mochte sich als faul hinstellen, als skrupellosen Frauenverführer; er gestand sich selbst ein, dass er nur aus mangelnder Gelegenheit niemals Blinde und Schwache beraubte – das störte nicht seinen Gleichmut. So war er eben geschaffen, und er lächelte noch spöttisch darüber. Aber bei der Feigheit ging es um etwas anderes, da schämte er sich.

Seine Offizierskameraden zeigten gegenüber dieser Furcht, die sein Gesicht grau färbte und seine Lippen erzittern liess, eine gutmütige, leicht geringschätzigte Nachsicht. Er verstand nicht ihren stumpfen Mut, der die Gefahr nicht beachtete. Er sah die Dinge zu klar, stellte sie sich zu lebhaft vor. Eine Bombe konnte vom Himmel herabheulen – eine ganze Menge dieser todbringenden Geschosse hörte er heute Morgen. Oder bei einem schattenhaften Schiff am Horizont erkannte man den hellen orangefarbenen Schein, der eine Salve anzeigte, und dann sausten, schneller als ihr eigener Schall, die Granaten herbei. Bombe oder Granate, eine würde auf der Brücke explodieren und alles vernichten. Offiziere und Matrosen fielen dann wie Marionetten um. Und er, Jerningham, den er so gut kannte, der schöne, lächelnde Jerningham, dessen gutes Aussehen nur etwas unter der zu grossen Nase litt, starb dann auch. Sein in Stücke zerrissener Körper hing über dem zersplitterten Stahl der Brücke.

Sobald Jerningham die Augen schloss, trat diese Vision nur noch deutlicher vor ihn hin. Verzweifelt zog er an seiner Zigarette, obgleich seine Lippen sich nur mühsam um das Mundstück schlossen. Er empfand eine Welle bitteren Neides für die anderen Offiziere, die so ruhig auf der Brücke verharrten. Der Kapitän



kauerte auf seinem Schemel. Als Mann mit Verstand liess er sich einen Sitz anfertigen und auf der Brücke befestigen, um sich während der Tage und Nächte, an denen er die Brücke überhaupt nicht verliess, zu schonen. Wach- und Torpedooftiziere plauderten zusammen und lachten sogar. Auch während der Hölle dieses Morgens blieben sie vollständig ungerührt, obgleich aus jeder Kompassrichtung die Flugzeuge mit lautem Getöse zum Angriff auf sie herabstürzten, das Schiff durch die Explosionen der dicht daneben einschlagenden Geschosse erzitterte und die Ohren durch das fortwährende Abfeuern der Geschütze ermüdeten.

Ein Teil der Erklärung – aber nur ein Teil, wie Jerningham sich missmutig gestand – lag bei seinen Kameraden im Aufgehen der beruflichen Pflichten, so dass ihr persönliches Interesse erst an zweiter Stelle folgte. Vom zwölften Jahr an begann die Laufbahn als Seeoffizier – die Gefechtsausbildung bedingte solide Vorbereitungen und verpflichtete zum Studium sämtlicher Probleme der maritimen Kriegskunst. Ohne Fleiss kein Preis war bei dieser Karriere oberstes Gesetz! Doch Jerningham vergeudete die Jahre mit Trinken, Schwatzen und Flirten, schloss sich einem Kreis Männer und Frauen an, deren Lebensauffassung er vollkommen teilte. Er verbrauchte zuerst eine schöne, von seinem Vater ausgesetzte Rente und anschliessend ein nettes Gehalt, das er durch Schreiben allerlei Unsinnns über Medizinen verdiente. Jerningham fühlte im Auftreten gegenüber andern Männern klare Überlegenheit; er entdeckte in sich grössere Fähigkeiten und nahm in sein Bett jede Frau, die ihm gerade gefiel. Sein leidenschaftliches Draufgänger-tum entflammte in manchem Mädchen tiefe Sympathie, und so endeten zahllose Abenteuer in tragischen Liebesgeschichten. Wie

beschämte es ihn, im neuen Wirkungskreis weniger seinen Mann zu stellen als die Berufsoffiziere. Für sie bedeutete nämlich der Krieg das wahre Leben, während er seine Epauletten nur zeitweilig trug. Dabei bekleidete er den angesehenen Rang eines Zahlmeisters und Leutnants mit dem Posten eines Kapitänssekretärs, weil er früher einmal Stenographie und Maschinenschreiben gelernt hatte. Das waren noch glückliche Zeiten gewesen, in denen ihm Erniedrigung und Furcht nie begegneten.

Jerningham dachte plötzlich an einen Brief, den er noch verschlossen in seiner Tasche trug. Er hatte ihn gestern erhalten, bevor sie Alexandrien verliessen, und ihn in der Eile des Aufbruches weggesteckt, ohne sich die Mühe zu nehmen, den Inhalt zu überfliegen. Der Brief kam aus einer andern Welt – er konnte sogar vom Mars sein, wenn man die Sache so auffasste – er sollte eigentlich sein Selbstvertrauen wieder stärken. Dora Darbys Handschrift und Dora war fast die Hübscheste, bestimmt die Klügste und wahrscheinlich diejenige der Schar, die ihn am meisten liebte. Lag darin die Begründung einer gewissen Blindheit andern Frauen gegenüber, die im sprudelnden Leben des jungen Grossstadtmenschen eine ebenso bedeutende Rolle gespielt hatten? Seitdem er der Marine beitrat, erhielt er von ihr herzerreissende Briefe, die von grosser Sehnsucht erzählten und ihn in manchem seelischen Dilemma wieder aufrüttelten. Einst und jetzt! Jerninghams aufgewühlter Zustand verlangte nach linderndem Balsam, den er in Doras Nachricht zu finden hoffte. Er zerriss den Umschlag ... Das Schreiben ging beinahe auf sechs Monate zurück, da ausser der Flugpost sämtliche Briefe über das Kap geleitet wurden.

«Liebster J. J.,

Ich vermute, Du wirst über meine Mitteilung lachen. Tatsächlich kann ich Dich mir gut so vorstellen. Doch jemand hat Dir die schreckliche Neuigkeit zu berichten, und sicherlich bin ich dafür die richtige Person. Die Wahrheit ist, ich bin verheiratet!! Mit Bill Hunt!!! Ich glaube, es scheint Dir komisch, erst recht nach all dem, was ich bisher darüber sagte. Aber hier in England liegt Heiraten in der Luft, und Bill (jetzt Oberleutnant) erhielt kurzen Urlaub; warum sollten wir also nicht? Noch mehr wird Dich zum Lachen reizen, dass Bill alles versuchte, mir ein Kind zu machen. Ich half ihm dabei, so gut ich konnte. Auch das liegt in der Luft. Und ehrlich gesprochen, mir bedeutet es etwas nach all den Jahren, in denen man das andere tat. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn Bill damit Erfolg hat, obgleich ich noch nicht sicher bin.

Die nächsten Zeilen enthielten unwichtige Klatschereien. Jerningham gab sich nicht die Mühe weiterzulesen. Dieser einleitende Abschnitt genügte ihm vollständig. Eine Woge heißen Ärgers stieg in ihm auf, weil er seine Macht über Dora verloren hatte, obgleich dies im Moment praktisch nicht von Bedeutung war. Sein Stolz litt entsetzlich, dass Dora überhaupt daran gedacht hatte, so einen beschränkten Lümmel wie Bill Hunt zu heiraten, und dass sie nicht das geringste Bedauern aussprach, Bill als einen schäbigen Ersatz für ihn selbst annehmen zu müssen.

In Jerningham glühte die Eifersucht, und sein Zorn stieg ins Grenzenlose beim Gedanken an Doras Schwangerschaft. Das machte ihn einfach rasend. Er meinte, die Idee überhaupt nicht ertragen zu können. Und der brutale Satz, dessen sich Dora bediente – «mir ein Kind zu machen» – warum, verdammt nochmal,

verstand sie sich nicht sanfter auszudrücken? Er hatte Dora immer dazu angehalten, ein Ding bei seinem richtigen Namen zu nennen – aber sie durfte gleichwohl etwas Rücksicht auf seine Gefühle nehmen. Diese verletzende, ja ordinäre Schreibweise schmerzte Jerningham. Dora, er und die anderen ihres Kreises – Bill gehörte übrigens mit zu ihnen – zeigten immer eine hochmütige Überlegenheit gegenüber den Leuten, die sich närrischerweise Kinder aufbürdeten und eine eigene Häuslichkeit gründeten. In Augenblicken höchster Uneigennützigkeit erklärten sie es für selbstsüchtig und unfreundlich, in diese Welt, in der sie lebten, Kinder zu setzen. Und falls trotzdem einer «Dora ein Kind machte», wollte er derjenige sein und nicht dieser Bill Hunt. Bis zu dieser Minute hatte er kaum je ans Heiraten gedacht, geschweige denn daran, Familienvater zu werden. Nun bedauerte er schrecklich, Dora nicht geheiratet zu haben, ehe die *Artemis* zum Mittelländischen Meer aufbrach, ja nicht nur geheiratet, sondern auch zur Mutter gemacht zu haben, damit heute ein junger Jerningham in England existieren würde.

Niemals empfand er bisher Eifersucht; kaum dämmerte es ihm, dass er dazu eigentlich keinen Grund hätte. Er glaubte daran, wie er ein grosszügiges Lächeln zur Schau tragen wollte, falls eine seiner Frauen ihre Gunst einem anderen zuwendete, ehe er sie selber satt hatte. Aber das war hier nicht der Fall, nein, durchaus nicht. Er kochte vor Ärger. Doch viel schlimmer noch nagte in ihm die Wut, weil Bill Hunt mit Dora ein Kind zeugte. Sogar in der Hitze seines Zornes fand Jerningham Zeit, sich über die Intensität seines Gefühles zu wundern. Mit der Blasiertheit seiner zwanziger Jahre hatte er es bis jetzt für unmöglich gehalten, sol-

che unkultivierten Gemütsbewegungen zu empfinden. Während eines quälenden Momentes sann er nach, ob sein früherer Zynismus ganz echt gewesen war. Zum dritten Mal überkam ihn in seinem Leben eine primitive Gefühlsregung – die erste hatte ihn im längst entschwundenen 1939 überrascht, als er plötzlich Hitlers Pläne der Weltunterdrückung begriff und sich zum Kämpfen bereitstellte, lieber Tod und Mühen ertragen wollte als versklavt zu werden; die zweite lehrte ihn die körperliche Angst, und heute passierte es zum dritten Mal durch diese fürchterliche, schmerzende Eifersucht, diese blinde Wut, weil man hilflos auf See sass, indes Bill Hunt die Vorzüge eines Ehelebens mit Dora Darby genoss. Seine Selbstbetrachtung hörte jäh auf, als der Ärger von Neuem seinen Verstand unterdrückte. Er erhob sich – er, der niemals stand, wenn er sitzen konnte. Jetzt war es undenkbar, in körperlicher Ruhe zu verharren, während in ihm die Erregung schier überquoll. Der Summer des hinter ihm befindlichen Sprachrohres surrte. Jerningham fuhr herum und nahm die Meldung entgegen.

«Mastkorb meldet Rauch, grün eins-neun.» Seine Stimme scholl hart und unbewegt, als richteten sich seine Worte an Dora Darby.

«Sehr gut», erwiderte der Kapitän. «Chefsignalist, melden Sie es dem Flaggschiff!»

## Kapitel IV

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... Gefechtsfähigkeit wurde aufgenommen in Übereinstimmung mit den vorher gegebenen Instruktionen ...***

«Da hätten wir es also», meinte der Kapitän, der Honourable Miles Ernest Troughton-Harrington-Yorke, zu sich selber.

Die Signalflaggen sausten bereits an ihren Tauen hinauf – der Chefsignalist begann die Namen der Flaggen auszurufen, bevor noch der Kapitän seinen Befehl richtig ausgesprochen. So erhielt der Admiral die erste Warnung, dass die vorausgeahnte Gefahr sich tatsächlich verwirklichte. Die italienische Flotte war draussen, wie die Unterseeboote ebenfalls schon bemerkten. Kam sie erst einmal heraus, dann gleich als komplette Streitmacht. Wieviel Schlachtschiffe sie nach Taranto und Matapan seetüchtig gemacht hatten, wusste mit Bestimmtheit kein britischer Offizier. Nun würde es aber der Kapitän erfahren; mit seinen eigenen Augen sollte er es wahrnehmen. Denn die Italiener wagten nur in vollster Stärke auszufahren.

Er rückte auf seinem Stuhl hin und her und schaute über die wogende See. Vor der *Artemis* erstreckte sich eine dünne Linie von Zerstörern, die zur Abwehr gegen mögliche U-Boote eingesetzte Zerstörerwand. Weiter nach Backbord zu lag das restliche

Geschwader der Leichten Kreuzer. Die Silhouette der Leichten Kreuzer hatte sich seit Jütland weniger verändert als die einer anderen Schiffsklasse; die Schiffe wirkten altmodisch und zerbrechlich – viktorianisch, um zu übertreiben – in ihrem mehrfarbigen Anstrich. Die weissen Standarten mit ihrem fröhlichen Farbblock in der Ecke und den roten Kreuzen schienen diesen Effekt der Empfindlichkeit noch zu erhöhen. Die auf einem Schlachtschiff wehende weisse Standarte übermittelt eine Botschaft der Gefahr, der unwiderstehlichen Gewalt; einem Leichten Kreuzer schenkt sie jedoch ein übermütiges Aussehen von unbekümmertem Wagemut, der stolz der Gefahr entgegensteht.

Im Zentrum der britischen Flottile flatterte des Konteradmirals Flagge dicht neben dem Signal, das die Meldung der *Artemis* bestätigte. Weiter links wälzte sich der Konvoi entlang, die behäbigen, hilflosen Transporter, mit der schwachen Zerstörerwand um sie herum und dem Kreuzer für Fliegerabwehr in ihrer Mitte. Hilflos genug schauten sie aus und trugen doch ein Kargo von grösster Wichtigkeit. Eine jegliche Gefahr, die Einbildung sich nur ausmalen konnte, bedrohte Malta – die Gefahr einer Attacke von der Luft oder See, von Seuche oder Hungersnot. Eine Zivilbevölkerung von einer Viertelmillion und eine Gott weiss aus wieviel Köpfen bestehende Garnison lebten von halber Ration, bis diese Schiffe ihnen die Nahrung brachten. Die Fliegerabwehrgeschütze, die den feindlichen Fliegern schwere Verluste zufügten, rieben sich ihre Läufe aus. Hier kamen neue innere Röhren zum Einsetzen; die Sperrfeuer, die sie in die Luft schleuderten, verbrauchten in fünf Minuten eine Tonne hochentzündlicher Explosivstoffe. – Hier transportierte man die Geschosse, um die Ab-

sperrung aufrechtzuerhalten. Hier brachte man noch schwere Kanonen mit ihren Lafetten und ihrer Munition für den Fall, dass die Italiener ihre Flotte in Schussweite brächten, um eine Landung zu decken. Hier hatte man Bandagen, Verbandsmaterial und Schienen für die Verwundeten und Arzneien für die Kranken, von denen dort unter der Erde eine ganze Menge in kümmerlichsten Verhältnissen hausen mussten.

Erreichte der Konvoi sein Ziel nicht, konnte Malta fallen. Und Maltas Untergang bedeutete für Hitler und Mussolini die Heilung eines schleichenden Krebses. Zur Begleitung des Konvois standen aber nur fünf Leichte Kreuzer und ein Dutzend Zerstörer zur Verfügung – der Konvoi *musste* es schaffen. War es Leichtsinn, diesen Versuch mit einer solchen Eskortierung zu wagen, nun, dann musste auch einmal Leichtsinn gestattet werden. Auf den Mann dort drüben, dessen Konteradmirals – Flagge so tapfer im Winde wehte, konnte man sich verlassen. Der Kapitän wusste über ein halbes Dutzend Vorfälle Bescheid, bei welchen der Konteradmiral kaltblütig die Risiken berechnete und sie trotzdem auf sich nahm. Kriegführen hiess wagen. Kein Admiral der Geschichte durfte je irgendwelche Sicherheiten erwarten. Der Kapitän wusste ebenfalls, wie der Admiral die Chancen des Feindes verringern und überragende Stärke mit überragender Geschicklichkeit bekämpfen wollte. Die nächsten Minuten mussten zeigen, ob sich seine Theorien rechtfertigten.

«Sie können jetzt den Rauch erkennen, Herr Kapitän», bemerkte der Chef signalist.

Schwarz und drohend hing die Wolke am Horizont.

«Grün eins-null», meldete der Beobachter der Steuerbordseite.



Der gewaltige Unterschied in der Lage bewies, wie das, was den Rauch erzeugte, scharf den Weg des Geschwaders durchschnitt.

Der Kapitän drehte sich und betrachtete die Wetterfahne am Mast und den Rauch aus den Schornsteinen der *Artemis*. Nur eine dünne Wolke, frohlockte er, nicht der dichte Qualm, mit dem die Italiener schon eine halbe Stunde eher als nötig ihren Kurs und ihre Position verrieten.

Er bezweifelte, ob sein Rauch bereits dem Feinde sichtbar sei; ihm genügte er, um die Windrichtung anzuzeigen. Nur eine mässige Brise – der Sturm der vergangenen Nacht, der die rauhe See von heute verschuldete, hatte beträchtlich nachgelassen – und der Wind blies fast direkt von hinten. Es war eine merkwürdige Laune des Schicksals, dass der Kapitän eines modernen Leichten Kreuzers auf seinem Wege zum Gefecht die Windrichtung erforschen und für die Luvseite manövrieren musste wie der Führer einer Nelsonschen Fregatte. Aber die Luvseite bedeutete für diesen Kampf einen wichtigen Vorteil, und das Geschwader hielt sie. Die Italiener verloren einen Punkt der Eröffnung, obgleich ihre Hand voller Trümpfe steckte. Diese mittlere Brise war ideal, um eine Nebelwand zu legen – nicht stark genug, um sie fortzutreiben, und doch genügend, um sie langsam gegen den Feind vorzuschieben. Ein glücklicher Umstand; doch die Engländer brauchten alles nur erdenkliche Glück, um der gesamten italienischen Flotte zu widerstehen. Natürlich traf der Admiral auch für eine ungünstige Wetterlage seine Vorkehrungen. Ein plötzlicher Windwechsel hätte zum Beispiel einiges Manövrieren bedingt.

Der Chefsignalist spähte mit dem Fernglas über die vorn lie-

genden Zerstörer bis zu dem Flaggschiff auf Backbord, auf das er seine Augen doppelt so lange als auf die anderen Schiffe richtete. Denn innerhalb seiner achtundzwanzigjährigen Dienstzeit hatte der Chefsignalist von der Dogger Bank bis zum heutigen Tage schon viele Schlachten mitgemacht, und er fühlte es in seinen Knochen, dass vom Flaggschiff aus das nächste Signal erfolgen musste. Disziplin und Training in Kanonenbooten auf chinesischen Flüssen, auf Schlachtkreuzern in der Nordsee, zwangen ihn, blitzartig die Bedeutung eines jeden Signals schon beim Hissen zu erhaschen. Seine Arbeit ging ihm so in Fleisch und Blut über, dass er vergass, wie auch die Sicherheit seines Lebens von seiner prompten Pflichterfüllung abhing.

Die Frau, die er liebte, weit weg in England – der Dienst hatte ihn zwanzig Jahre ihrer fünfundzwanzigjährigen Ehe fern von ihr gehalten – war zweimal aus ihrem Heim ausgebombt worden. Von den Möbeln, die sie gesammelt und an die sie mit bescheidenem Stolz dachten, blieb nichts als verkohlte Stückchen und zersprungene Federn übrig. Er besass einen Sohn, der als Obermaat auf einem der neuen Linienschiffe diente, und eine Tochter, die ihrer Mutter reichlichen Kummer bereitete, weil sie sich zuviel mit einem verheirateten Mann abgab, den sie in der Fabrik kennengelernt hatte. Der Chefsignalist war ein lebensbejahendes, empfindsames, menschliches Wesen, ein Mann, der lieben und hassen konnte, ein Mann mit Herz und Gefühl gleich seinen Kameraden, das ergraute Haupt einer Familie, ein Einzelwesen wie jedes andere auf der Welt, aber in diesem Augenblick war er nur das Auge von H.M.S. *Artemis* – noch weniger, einfach eine Zelle im Körper des Meergeschöpfes, wie Jerningham es sich ausmalte,

eine Zelle der Netzhaut vom tierischen Auge, die sich ganz auf Seheindrücke einstellte.

«Signal vom Flaggschiff, Herr Kapitän», meldete der Chefsignalist. «Buchstabe K.»

«Bestätigen Sie», antwortete der Kapitän.

Die Zelle der Netzhaut hatte ihre Pflicht erfüllt, die Botschaft gesehen und dem Gehirn weitergeleitet.

Schon öffnete der Kapitän auf seinen Knien die maschinengeschriebenen Anordnungen, was jedes Schiff in einem bestimmten, scharf umrissenen Fall ausführen müsse. Das Schema K sollte sich also mit den jetzigen Verhältnissen decken – mässiger Rückenwind, Feind auf Leeseite. Vom technischen Standpunkt aus eigentlich schade; sicher wäre es interessant zu beobachten gewesen, wenn man den Feind zur Windseite hätte manövrieren müssen.

«Signal ist herunter, Herr Kapitän», sagte der Chefsignalist.

«Backbord zehn», befahl der Kapitän. «Zwei-eins-null Umdrehungen.»

«Backbord zehn», rief der Navigationsleutnant ins Sprachrohr.

«Zwei-eins-null Umdrehungen», wiederholte der Wachoffizier und drehte die Nadel des Telegraphs.

Im Augenblick, in dem das Signal sich wieder senkte, musste es ausgeführt werden. Das Geschwader schwang heraus, um in geplanter Weise den Konvoi vor der italienischen Flotte zu beschirmen. Der Kapitän richtete sein Glas nach allen Seiten. Der Konvoi machte eine volle Schwenkung nach links, desgleichen die Kreuzer, jedoch in grösserem Bogen und mit zunehmender Geschwindigkeit, um zwischen den Transportern und dem Feind zu bleiben. Die Zerstörer in ihrer vorgeschobenen Schutzwand

wendeten; einige eilten zur Verstärkung des Begleitzuges herbei, falls gleichzeitig ein Luftangriff erfolgen sollte; die anderen gaben die Schussbahn für die Kreuzer frei. Ein wundervolles geometrisches Bewegungsspiel, wie die Figur einer komplizierten Quadrille.

«Recht so! Geradeaus!», kommandierte der Kapitän.

«Recht so! Geradeaus!», wiederholte der Navigationsleutnant in sein Sprachrohr.

Er betonte seine Worte besonders deutlich, denn Vollmatrose Dawkins stand am Steuer, vielleicht der verlässlichste Quartiermeister des Schiffes, aber einmal hatte er bei einem Nachtgefecht einen Befehl missverstanden, und der Navigationsleutnant wollte in Zukunft kein Risiko laufen. Das Schiff ging ruhig seinen Kurs, direkt auf den Feind zu.

Ganz weit unten im hinteren Teil des Schiffes, noch unter der Wasserlinie und hinter dem Maschinenraum, dort wo sich der feindlichen Kugel die geringste Chance bot, stand der Vollmatrose Dawkins. Seine Hände umklammerten das Steuer und seine Augen irrten nie vom Kompass ab. Erst vor einigen Minuten – am Mittag – war er heruntergekommen und hatte das Steuer übernommen. In seinem Magen herrschte eine wohlige Fülle. Seine Backe schien geschwollen, und er lutschte bedächtig. Vor einigen Jahren noch würde man sofort auf Kautabak getippt haben, aber bei der neuen Kriegsflotte ging man nicht so sicher – und in diesem Fall täuschte man sich entschieden. Dawkins lutschte an einem Bonbon, einem riesigen Klumpen, wie gelbes Glas, den er sich in den Mund steckte, bevor er nach unten ging. In Alexandrien hatte er eine Zweipfundpackung dieser unentbehrlichen Süßigkeiten gekauft und sie als wertvolle Reserve in seinem Kasten versteckt. Ein solches Riesenstück reichte fast so lange aus

wie die eintönige Dreherei am Steuer dauerte, falls er es nicht zerbiß, sobald es klein wurde!

Als er das Deck verlassen hatte, vollgestopft mit Suppe, Kakao und Broten und als Krönung den Bonbon im Mund, hatten die Luftattacken aufgehört; Konvoi und Begleitung waren friedlich dahingefahren. Während er sein Sandwich vertilgte, hatte ihm Brand das Gerücht erzählt, die Spürhunde seien auf der Fährte. Doch Dawkins war viel zu ruhigen Gemütes, um dem viel Aufmerksamkeit zu schenken. Ihn zierten ungeheure Sanftmut und kräftige Muskeln. Wenn man ihn so bei seinem Lutschen betrachtete, verglich man ihn unwillkürlich mit einer kauenden Kuh. Sein ausdrucksloses Gesicht, seine behaarten Hände und Arme verbargen die gefühlsmässige Gewandtheit, die das Lenken eines Kreuzers auf schwerer See bedingt. Er verharrte an seinem Steuerrad; die beiden Telephonmatrosen sassen ihm zur Seite. Er überragte sie beide. Die Drei in ihrem engen grauen Abteil bildeten eine Gruppe, deren Ausgeglichenheit und dramatische Kraft nach dem Meissel des Bildhauers verlangte.

Über seinem Kopfe krümmte sich das Sprachrohr, das selbst in seiner prosaischen Nüchternheit noch einen Anflug von technischer Schönheit besass.

«Backbord zehn», erklang unerwartet aus dem Sprachrohr die Stimme des Navigationsleutnants. Der Ton überfiel sie ohne eine Warnung, tropfte gleichsam in das Schweigen des Raumes hinein wie ein Apfel, der sich vom Baume löste.

«Backbord zehn», wiederholte Dawkins sofort und änderte den Kurs. Gleichzeitig vernahm er durch das Schott das Klingeln des Maschinenraumtelegraphen. Sogleich fühlte er das schnellere Schlagen der Schiffsschrauben.

Ein plötzlicher Kurswechsel; eine plötzlich erhöhte Geschwindigkeit; das hiess, dass ein Gefecht bevorstand. Es mochten wieder Sturzkampfbomber sein oder Torpedobomber. Vielleicht war ein U-Boot gesichtet worden, und die *Artemis* ging zur Attacke über. Oder man hatte ein Torpedo entdeckt und die *Artemis* drehte sich in Selbstverteidigung.

«Recht so!», redete es aus der Leitung.

«Recht so!», sagte Dawkins, drehte am Rad und hatte die Augen auf der Kompassnadel.

«Gerade-aus!», befahl das Sprachrohr.

Die pedantische Aussprache des Navigationsleutnants wirkte leicht aufreizend, vermochte jedoch niemals Dawkins aus seiner stoischen Seelenruhe zu bringen. Dawkins betrachtete die Sache vom philosophischen Standpunkt aus, da es vor allem sein eigener Fehler war. Einmal, als er eine Order wiederholen musste, hatte es ihn gerade erwischt, wie er den Bonbon in die andere Backe schob. Er hatte also gestottert, folglich glaubte der Leutnant, er hätte den Befehl nicht richtig verstanden.

«Gerade-aus!», wiederholte Dawkins. Das Schiff lag nun mehr im Wellental, und er musste eine ganze Serie erprobter Gegenwirkungen anwenden, um die *Artemis* gleichmässig auf ihrem Kurs zu leiten. Die geringste Veränderung des Steuers erstickte im Keime jeden Versuch von Wind oder See, das Schiff von seiner Bahn abzubringen. Ein unerfahrener Steuermann hätte nichts Derartiges gewagt, sondern die Entwicklung jeder Abweichung abgewartet, ehe er sie erkannte. Das Schiff würde einen Zickzackkurs eingeschlagen und die Männer an den Kanonen zur Raserei gebracht haben.

Noch schwiegen die schweren Geschütze; vielleicht verwandte

man sie bei der neuen Gefechtsführung überhaupt nicht. Die Schuld träfe aber sicher nicht Dawkins, wenn sie schlecht zielten. Genau so wenig war es sein Fehler, wenn zwischen dem Entschluss eines Kurswechsels, der sich im Kopf des Kapitäns formte, und seiner Ausführung durch das Schiff Zeit verloren ging. Er stand dort an seinem Steuer, gewaltig und doch feinnervig, unbeweglich und doch auf der Hut, wonnevoll an seinem Zuckerstück lutschend. Er begnügte sich, seine Aufgabe, die er am besten beherrschte, auch am besten auszuführen, und er kümmerte sich nicht weiter um den Aufruhr der Welt.

***Aus des Kapitäns Bericht... eine italienische Streitmacht, bestehend aus zwei Schweren Kreuzern vom «Bolzano»-Typ und vier Leichten Kreuzern vom «Cadorna»- und «Bande Nere»-Typ...***

Ein neues Signal rannte zum Masttopp des Flaggschiffes, flatterte dort bis zur Bestätigung und wurde wieder eingezogen.

«Steuerbord zehn.» Der Navigationsleutnant wiederholte des Kapitäns Anordnung.

Das Geschwader lag nun weit dem Konvoi voraus, ungefähr in einer geraden Linie zwischen den Handelsschiffen und dem viel-sagenden Rauch, in ständiger Bereitschaft, eine Nebelwand aufzurichten oder das Feuer zu eröffnen. Italiener und Briten liefen direkt aufeinander los mit einer Geschwindigkeit von zusammen mehr als fünfzig Meilen die Stunde. Nicht mehr lange und sie würden sich gegenseitig sehen. Schon hob sich der Rauch dick über dem Wasser ab.

Das Masttopp-Sprachrohr sumnte.

«Brücke», antwortete Jerningham, und dann schrie er die Botschaft dem Kapitän zu: «Schiffe in Sicht!»

So wie der Feldstecher des Leichtmatrosen Quimsby neue Einzelheiten entdeckte, erweiterte er seinen Report, den Jerningham vermittelte.

«Sechs grosse Schiffe!», rief Jerningham. «Sechs Zerstörer.



Zwei führende Schiffe, scheinbar Schlachtschiffe. Vielleicht Schwere Kreuzer. Die andern sind Leichte Kreuzer.»

Der Mastkorb, in dem Quimsby schaukelte, lag zwanzig Fuss über der Brücke. Die Rechnung war einfach: Quimsby's Horizont befand sich vier Meilen weiter als der des Kapitäns; noch vier Minuten oder etwas mehr, und man würde die Italiener auch von der Brücke sighten. Wirklich, vier Minuten später schossen sie plötzlich über die Erdkrümmung, stiegen mit erstaunlicher Geschwindigkeit über die Linie. Die Sicht war hervorragend. Sie zeichneten sich als klare, scharfe Silhouetten gegen den blau-grauen Hintergrund ab, den Bug nicht ganz gegen das britische Geschwader gerichtet; die vorderen Schiffe deckten beinahe die hinteren. Jerningham hörte die Stimme des Schiessoffiziers ihren Singsang beginnen. Sie klang wie die eines Priesters einer fremden Religion, der eine seltsame Liturgie anstimmte.

«Schussweite zwei – eins – null. Schussweite zwei – null – fünf. Schussweite zwei – null – null.»

Andere Stimmen und Geräusche erschallten. Das Schiff eilte einem denkwürdigen Augenblick zu; jede seiner Zellen funktionierte mit Hochspannung.

«Backbord fünfzehn», kommandierte der Kapitän. Bei der plötzlichen Wendung legte sich die *Artemis* über. «Umdrehungen für siebenundzwanzig Knoten.»

Das Geschwader verwandelte sich in eine Linie, lief mit Höchstgeschwindigkeit, um im Notfall die Italiener abzuwehren. Jerningham beobachtete die feindlichen Schiffe. Er sah die Führung sich scharf nach Steuerbord wenden und das Profil zeigen. Einige Sekunden später folgte das zweite Schiff dieser Drehung,

dann das nächste und darauf das folgende. Jerningham glaubte, eine Art von Reklamevorführung in einem Schaufenster vor sich zu sehen. Die schlechte Laune, die Dora Darbys Brief in ihm geweckt hatte, hielt noch an, riss ihn hoch. Die Kluft zwischen ein- gebildeter Furcht und erhabenem Mut ist bei hochgradig sensib- len Personen nur gering. Das Überbleibsel der Misssstimmung ge- nügt, um Jerningham kühn zu machen. Er betrachtete diese sechs scharfen Umrisse; der von den Briten zu den Italienern blasende Wind hielt sie frei von Rauch. Jerningham durchflog in seiner Er- innerung die Stunden, die er in seiner Kabine über dem Studium der abgebildeten Profile feindlicher Schiffe verbracht hatte. Ein Studium, mit dem er sich verzweifelten Gemütes abgab, da er, sich selber als Feigling bewusst, doch wenigstens ein Feigling ohne sonstige Mängel sein wollte. Er besass ein hervorragendes Gedächtnis, was oft mit einer lebhaften Phantasie Hand in Hand geht. Er entsann sich genau der einzelnen Seiten, auf denen er jene Profile gesehen, sogar noch der genauen Unterschriften. Er trat an die Seite des Kapitäns.

«Die zwei führenden Schiffe sind *Bolzanos*, Herr Kapitän. Neuntausend Tonnen, acht Achtzöller, zweiunddreissig Knoten.»

«Sind Sie sicher?», erkundigte sich der Kapitän, «Sind es keine *Zaras*?»

«Nein, Herr Kapitän», entgegnete Jerningham mit ihm unbe- wusster Festigkeit. «Und die letzten drei Leichten Kreuzer schauen aus wie *Bande Neres*. Ich bin mir zwar nicht klar über den ersten. Er ähnelt keinem, den man uns zeigte. Ich vermute, es ist der neue *Cadorna*, und die Leute vom Intelligence Service ha- ben sein Profil nicht richtig erkannt.»

«Ich glaube, Sie haben recht», bestätigte der Kapitän. Er hatte sich ein wenig auf seinem Sitz zu Jerningham herumgedreht. Er staunte, seinen Sekretär so zuversichtlich und in guter Haltung zu finden. Denn der Kapitän hatte Jerningham schon bei früheren Angriffen beobachtet und dabei gegen den Verdacht gekämpft, er besitze nicht die Kontrolle über seine Gefühle, die man eigentlich in der britischen Marine voraussetzt. Der Kapitän jedoch verstand sich zu beherrschen, und nicht die leiseste Spur von Überraschung malte sich in seinen Zügen oder in seiner Stimme.

«Ich glaube, ich habe recht!», murmelte Jerningham und ging.

In seinem Büro in Long Acre hatte stets seine ideale Sekretärin, Fräulein Horniman, gewartet. Sie war immer zur Hand gewesen, stets über die letzten Entwicklungen auf dem Laufenden, hatte ihn an vergessene Verabredungen erinnert, an eine fällige Arbeit, sich besorgt gezeigt, wenn er morgens über Kopfschmerzen geklagt, ihm mit ausdruckslosem Gesicht Vorschläge unterbreitet, die ihm entgangen waren, und sich zufrieden gefühlt, wenn ihr Chef den ihr gebührenden Lohn selber einkassiert hatte. In seinem Betragen gegenüber dem Kapitän nahm Jerningham Fräulein Horniman zum Vorbild. Möglicherweise würde der Bericht des Kapitäns Fehler enthalten haben, wenn ihn sein Sekretär nicht korrigiert hätte. Nun heimste der Kapitän, nicht aber der Sekretär, das Lob dafür ein. So war nun einmal das Schicksal eines Kapitänssekretärs. Jerningham musste selber darüber grinsen. Die Ironie und der Widerspruch gefielen seinem Sinn für Humor.

Der Kapitän gehörte der Royal Navy an und stand also nur wenige Grade unter Gott, dachte Jerningham.

Von fünfhundert, die als Seekadetten beginnen, erreicht durchschnittlich nur einer den stolzen Rang. Aber im Erkennen der feindlichen Schiffstypen leistete der Sekretär Besseres. Darüber nachzudenken, half Jerningham den ihn plagenden Inferioritätskomplex zu überwinden.

Nichtsdestoweniger schätzte und bewunderte er den Kapitän. Jerningham betrachtete ihn von der Seite, während er seine Gläser gegen die italienische Flotte richtete. Die schwarzen Augenbrauen, die gegen die Ecken zu ein klein wenig nach oben verliefen, gaben ihm ein leicht mephistophelisches Aussehen. Das Gesicht wirkte etwas fleischig. Sein grosser Mund mit den dicken Lippen, die er fest zusammengepresst hatte, fand einen Ausgleich im schön geformten Kinn. Die länglichen Finger, die das Fernrohr hielten, erinnerten an Künstlerhände; die Gelenke waren schmal, doch muskulös. Plötzlich entdeckte Jerningham, dass der Kapitän ein schlanker Mann war – bisher hatte er sich ihn als breit, kräftig und muskulös vorgestellt. Warum überraschte es ihn? Scheinbar musste der Kapitän soviel Persönlichkeit und Charakterstärke besitzen, dass jeder, mit dem er sprach, ihm auch körperliche Kraft zumutete.

Die Situation gewann an Reiz, weil der Kapitän bei der Identifizierung der italienischen Kreuzer gezögert hatte. Sonst hätte es ans Unerträgliche gegrenzt, zu sehen, wie der Kapitän so ruhig unff gefasst den Chancen die Stirn bot, die sich ihm entgegenstellten. Diese unmenschliche Kühle, mit der er die Lage beurteilte, als wäre er bloss Zuschauer und kein Teilnehmer, als ob berufliches Interesse an der Taktik der kommenden Schlacht und seine Neugier, das Eintreffende genau zu studieren, ihn völlig die eigene persönliche Gefahr vergessen liessen.

Jerningham empfand gegenüber des Kapitäns natürlicher Veranlagung einen tiefen Neid. Dieser Neid nährte gleichzeitig die Feuer der Eifersucht, die Dora Darbys Brief in ihm entflammt hatte.

## Kapitel VI

### ***Aus des Kapitäns Bericht...* Um 13.10 Uhr eröffnete der Feind das Feuer ...**

Kapitän Miles Ernest Troughton – Harrington – Yorke hielt seine Gläser auf die Italiener gerichtet. Zweifellos hatte Jerningham mit seiner Identifikation recht. Die sechs besten Kreuzer der Italiener fuhrten dort, und des Vizeadmirals Flagge flatterte auf dem führenden Schiff. Die dahingleitenden Festungen mit den schweren achtzölligen Kanonen lagen nur um einige Yards ausser Schussweite. Der Kapitän erwartete jeden Augenblick die Eröffnung des Feuers, während die britischen Sechszöller ihre Kugeln höchstens auf dreitausend Yards in ihre Nähe schleudern konnten. Die ausführlichen Berichte, die dem Gegner aus der Luft zugegangen sein mussten, würden ihn ohne irgendwelchen Zweifel über die Lage gelassen haben. Er brauchte keine Falle zu fürchten, nicht seine überlegene Stärke zu bezweifeln. Es schien möglich – sogar wahrscheinlich – dass die italienische Streitmacht nur eine *avant-garde* für eine noch grössere Flotte aus Schlachtschiffen und Schweren Kreuzern bildete, doch war es für sie nicht nötig, auf Verstärkung zu warten. Die Kräfteverteilung lag ja für sie günstig: zwei Schwere und vier Leichte Kreuzer gegen fünf Leichte britische Kreuzer.

Erst vor zwei Monaten waren sie im umgekehrten Verhältnis

aufeinandergetroffen, als die *Artemis* und die *Hera* auf einen italienischen Konvoi gestossen waren, den zwei Zerstörer begleitet hatten. Den Kapitänen der Feindflottille fehlte aber der realistische Sinn, sonst hätten sie das Hasenpanier ergriffen, die Schiffe durch ihre höhere Geschwindigkeit gerettet und die Transporter der Vernichtung geweiht. Doch diese Narren hatten sich zum Kampfe gestellt, waren der britischen Flotte kühn entgegengelauften, und hatten versucht, künstlichen Nebel zu legen.

Die erste Breitseite der *Artemis* hatte einen der Zerstörer getroffen und die dritte von der *Hera* den anderen erreicht. Die zwei Zerstörer hatten sich in flammende, sinkende Wracks verwandelt, ehe die 120 – mm – Geschütze eine Chance zum Schiessen fanden. Die britischen Kreuzer waren auf sie losgesaust und hatten sie in den wenigen Sekunden, die sie zum Erreichen der Schussdistanz benötigten, vernichtet. So hatten sich die Zerstörer umsonst geopfert und den Untergang der Transporter kaum um einen Augenblick verzögert. Die Erinnerung an den Vorfall bereitete dem Kapitän lebhaftes Vergnügen. Wirklich eine törichte Strategie!

«Falls dort drüben der italienische Admiral – ich frage mich, wer er ist? Nocentini oder Pogetti? – sein Handwerk versteht, wird er zwei Punkte nach Backbord abdrehen, sich uns nähern und kurzen Prozess machen. Wären wir schlau, liefen wir wie die Hasen, retteten uns und überliessen den Konvoi und Malta ihrem Schicksal.»

Der zusammengepresste Mund des Kapitäns verzog sich zu einem Grinsen. Das war Logik, aber Logik war kein Krieg. Denn sonst müsste Hitler heute Abend im Buckingham-Palast dinieren, und Napoleon hätte dann dort bereits vor hundertvierzig Jahren

Jahren triumphalen Einzug gehalten. Nein, er drückte sich unüberlegt aus. Krieg war absolut logisch. Mathematische Formeln schufen jedoch keine sicheren Siegesprognosen, und das Kriegsgeschehen selbst verschonte oft nicht vor bittersten Enttäuschungen. Ein einfaches Abwägen der beiderseitigen Tonnage und Geschütze gab ebenso unzuverlässige Anhaltspunkte wie die ungefähre Schätzung des Trainings und der Disziplin der beiden Mannschaften. Welche entscheidenden Faktoren standen bei diesem gigantischen Ringen ferner im Spiel? Was geschah denn bei Matapan, Taranto, am La Plata, oder um weiter auszuholen bei der Vernichtung der spanischen Armada und beim Sieg über die italienische Flotte bei Lissa vor achtzig Jahren?

Der Kapitän hatte einmal die Geschichte von einem bösen Kind gelesen, das sich einen Spass machte, die Sklaven mit einem glühenden Eisen über den Hof zu jagen. Sehr bald merkte der Junge, die Eisenstange brauchte nicht wirklich rotglühend zu sein; ein bisschen Anstreichen mit roter Farbe genügte, um die Sklaven zu schrecken. Sie durften sogar die List vermuten, riskierten jedoch nicht, es auf einen Beweis ankommen zu lassen. So ähnlich stand es heute mit der britischen Marine, die bisher eine Anzahl unvorhergesehener Siege eingeheimst, während die Italiener sich trotz ihrer Übermacht hatten schlagen lassen. Diesmal vermuteten die Italiener bestimmt, siegreich in die Annalen der Geschichte einzugehen. Chancen und Stärke standen für sie denkbar günstig. Aber es brauchte vielleicht eine grössere Entschlossenheit, diesen Beweis zu wagen. Sehr interessant, die weitere Entwicklung zu beobachten.

Im Gesichtsfeld des Fernrohres zeigte sich nun etwas Wunder-



schönes, eine hohe schlanke Wassersäule, die anmutig wie der in kostbaren weissen Brokat gekleidete Arm sich geheimnisvoll aus dem Nichts nach Excalibur ausstreckte. Der Kapitän hatte vage Anschauungen über die Schönheit. Oft wunderte er sich, weshalb eine Linie, eine Bewegung harmonischer als die andere wirkte. Niemals versuchte er jedoch, etwas zu definieren, was nach seiner Ansicht sich nicht in trockenen Worten beschreiben liess. Hogarth unternahm es einmal mit seiner «Linie der Schönheit», die er auf die Palette in der Ecke eines Selbstportraits malte. Bei einem zweiten Versuch, in dem er über die «Analyse der Schönheit» schrieb, versagte er jedoch vollkommen.

Trotzdem schien es eigentlich der Mühe wert, einmal festzustellen, warum die Wassersäule einer einschlagenden achtzölligen Granate so phantastische Formen annahm. Die Geschwindigkeit ihres Anstieges, das Verhältnis von Höhe zu Breite, die genaue Dauer ihrer Existenz waren aufeinander so abgestimmt, um dem Auge Vergnügen zu bieten. Selbst die mathematische Berechnung des relativen Fortbewegungsvermögens ihrer einzelnen Partikel hatte seinen Reiz. Die leicht gelbliche Färbung – ein Zeichen der hochentzündlichen Materie – gab einen weiteren Zauber gegen den Himmel und die See. Rechts und links stiegen im gleichen Augenblick ihre Schwestern in die Höhe; eine jede so vollendet schön wie die andere. Sie lagen weit auseinander. Selbst in Anbetracht, dass die italienischen Achtzöller auf äusserste Schussweite feuerten, musste man die Ungenauigkeit der feindlichen Vermessungsapparate rügen.

Das Flaggschiff führte direkt auf den Feind. So musste man mit ihm verfahren. Will er nicht kommen und kämpfen, dann nä-

here du dich ihm, um ihn zu stellen! «Steuerbord zehn», meldete der Navigationsoffizier ins Sprachrohr, als die *Artemis* den Fleck erreichte, an dem jeder ihrer vier Vorgänger um zwei Punkte drehte. Wieder neigte sich der Kreuzer auf die Seite, als ihn das Steuer herumschwenkte.

## Kapitel VII

### *Aus des Kapitäns Bericht... der Feind zog sich zurück...*

Auf der ganzen Linie der italienischen Kreuzer zuckten helle, leuchtendgelbe Blitze im Wettbewerb mit dem Sonnenlicht. Unteroffizier Alfred Lightfoot gewahrte das Flackern auch auf dem Kreuzer, den er soeben mit seinem Entfernungsmesser fixierte. Mittels der modernen Apparatur waren bei ungenauer Einstellung die kurzen Feuergarben zweifach zu erkennen. Dieses Bild erinnerte ihn an die Trinkabende, wenn in seinem Rausche vor den Augen alles geflimmert hatte. Die Konturen der einzelnen Gegenstände hatten sich aufgelöst und selbst das Gesicht der Bardame ihm doppelt entgegengelacht.

Lightfoot drehte an den Kontrollschrauben des Vermessers. Die beiden Objekte verschmolzen langsam. Genau so hatte Lightfoot, wenn er zuviel trank, durch Willenskraft die beiden Gesichter des Barmädchens wieder ineinandergeschoben. Er las jetzt die Skala ab.

«Schussweite eins-sieben-null-null», meldete er. Sein Cockney-Akzent belebte den trockenen Ton, mit dem er zu berichten gelernt hatte. Das soeben noch scharfe Bild zerrann von Neuem. Zwei Kreuzer ersetzten den einen. Zwei rot-weiss-grüne Flaggen wehten achtern. Undeutlich zeigte sich die Unmenge der Schornsteine. Mit der raschen Auffassungsgabe des Cockneys hätte

Lightfoot sofort darauf schliessen können, dass sich die zwei Geschwader rasch näherten und in wenigen Sekunden aufeinander einhämmern mussten. Aber solche Gedanken belästigten Lightfoot nicht. Vor langer Zeit hatte er sich die fatalistische Ansicht zu eigen gemacht, dass er der Granate, die seinen Namen trug, nicht entgehen würde. Die anderen aber konnten ihn nicht treffen. Seine Arbeit bildete das flinke und exakte Ablesen der Schussweiten. Hierin lag sein Anteil an der Gesamtheit des Schiffes und er wollte ihn ohne Zerstretheit ausführen. Lightfoot fühlte sich bei den Selbstbetrachtungen über sein fatalistisches Nirwana zufrieden; wer ihm aber eigentlich dazu verholfen hatte, blieb schwer zu entdecken. Teils hatte es an Lightfoot selber gelegen, teils an dem System, das ihn anlernte, ebenso an dem Kapitän, der sich gerade dieses Systems bediente, und schliesslich auch noch an Mussolini, der Lightfoot die gerechte Sache seines Kampfes so deutlich gezeigt hatte.

Lightfoot schraubte wieder an seinem Vermesser herum, um die Bilder ineinander zu schieben. Einundzwanzig Sekunden waren verflogen, seitdem er das Kanonenfeuer auf dem Kreuzer in seinem Blickfelde bemerkt hatte. Fast hatte Lightfoot es schon vergessen, so wenig Eindruck machte es auf ihn. Und während dieser einundzwanzig Sekunden waren die achtzölligen Granaten der *Artemis* entgegengesaut mit einer Geschwindigkeit von mehr als einer Meile in zwei Sekunden. Ihr Weg beschrieb eine Kurve weit in die Atmosphäre hinein, höher als die höchsten Alpen bis in die vereiste Stratosphäre, ehe sie in Richtung des Zieles herniederfielen. Lightfoot hörte jäh das Geräusch reissenden Wassers. Dann wurde das Sehfeld seines Fernrohres durch emporsteigende

Wassermassen ausgelöscht, die von der zunächst der *Artemis*, unweit des Steuerbord – Bugs explodierenden Granate herrührten. Zwanzig Tonnen Wasser, durch das hohe Explosiv leicht gelb gefärbt, stürzten über Deck, überschwemmten die Einrichtungen und fluteten über den Vermesser.

«Sicht verdunkelt», konstatierte Lightfoot.

Er wischte die Linsen ab. Die Dunkelheit wich dem Lichte. Von Neuem startete er durch das Instrument. Einen Moment verharrte er regungslos; so verschieden dünkte ihn das Bild vom vorhergehenden. Noch zeichneten sich die Objekte doppelt ab; doch die Silhouetten waren vollkommen verändert, schmal statt breit. Die beiden Farbflecke, das Spiegelbild der italienischen Flagge, lagen genau in der Mitte eines jeden Schiffumrisses statt an seinem Achterteil. Lightfoots anerzogene Reaktion arbeitete so schnell wie sein Verstand. Sogleich drehten seine Finger die Schrauben in umgekehrter Richtung; denn die stolzen Römer hatten ihr Heck den Briten zugewendet und liefen mit Volldampf dem Horizont entgegen.

Kaum hatte die Gefahr, die sie bedrohte, ihn zu beeindrucken vermocht. Erst jetzt verlor er durch dieses überraschende Schauspiel seinen Gleichmut. «Coo!», platzte Lightfoot heraus. Der Ausruf (obgleich Lightfoot dies nicht wusste) war die Verbalhörung des englischen «God blind me». «Coo!» Dann packten ihn wieder Pflichtgefühl und beruflicher Stolz. Mit kräftigem Herumwirbeln der Schrauben stellte er sein Bild ein. «Schussweite ein-neun-null-null.»

Zahlmeister Leutnant James Jerningham sah die italienischen Schiffe abdrehen und notierte mit ernster Miene die Zeit auf seinem Block. Eine seiner Pflichten bestand in der genauen Aufzeichnung eines jeden Gefechtes, in das sich das Schiff verwickel-

te. Erfahrung bewies, dass trotz des sorgfältig ausgeführten Logbuches im Kartenhaus und der anderen Tagebücher auf den verschiedenen Stellen im Schiff – für Signale, Maschinenraum und so weiter – sich nachher keiner genau an die exakte Reihenfolge der Ereignisse erinnerte. Die Berichte mussten jedoch geschrieben und die Lehren aus dem Vorfall gezogen werden, wenn auch nur zum Nutzen der grossen Flotte in allen Ozeanen der Welt, die sich ständig um reicheres Wissen bemühte.

Der Kapitän rutschte von seinem Sitz und reckte die Arme. Jerningham grübelte, ob sein Vorgesetzter froh war, eine Weile ohne Sitzen zu verbringen. Der Glückspilz wusste nicht, wie gut es ihm ging. Jerninghams Füsse schmerzten vom Stehen. Gerne hätte er etwas Wertvolles für eine Gelegenheit zum Sitzen geopfert. Eine Weile marschierte der Kapitän rüstig auf und ab, fünf Schritte vor und fünf Schritte zurück. Die Brücke war mit Offizieren überfüllt und zu schmal, um einen längeren Spaziergang zu gestatten. Und selbst während dieses Marsches liess der Kapitän seine Blicke zu den Signalisten, dem Flaggschiff und den Ausgucksmännern herumschweifen, um sofort für eine neue Kampfhandlung parat zu sein.

Es ist der Erwähnung wert, dass der Kapitän auf hoher See sich niemals mehr als fünf Schritte von seinem Hocker entfernte. Nachts lag er auf einer Luftmatratze, die für ihn auf das eiserne Deck gelegt wurde. Für gewöhnlich schützte ihn eine einfache Decke, bei Regen ein wasserdichtes Segeltuch. Jerningham hatte ihn einmal vier Stunden so schlafen sehen, während der Regen niederprasselte. Nur eine Falte des Segeltuches versperrte den fallenden Tropfen sein Gesicht. Wunderbar, wie ein Mann unter solchen Bedingungen Ruhe fand! Bewundernswürdig, wie jemand

mit dieser schweren Verantwortung überhaupt zu schlafen vermochte. Noch unfassbarer, dass der Mann, wenn er einmal geweckt wurde, augenblicklich einsatzbereit war. Beim leichtesten Berühren seiner Schulter hob der Kapitän sofort den Kopf, um eine Meldung abzunehmen, und er gab ohne langes Überlegen seine Befehle.

Der Kapitän war geistig und körperlich zäh, hart wie Stahl – die Auslese von fünfhundert Männern, erinnerte sich Jerningham. Und niemand konnte für längere Zeit über einen Leichten Kreuzer im Mittelmeer kommandieren, der nicht kräftig war. Doch Zähigkeit bildete nur eines der nötigen Erfordernisse für einen Kreuzer – Kapitän. Gleichzeitig sollte er die empfindlichsten und zartesten Nerven besitzen, die auf jeden Anreiz sofort reagierten. Rein körperlicher Mut liess sich oft genug antreffen, überzeugte sich Jerningham bedauernd, obgleich er selber keinen besass. Aber in einem Fall wie des Kapitäns musste er mit allem andern vereint sein, mit moralischem Mut, umfassendsten technischen Kenntnissen, Biegsamkeit des Geistes, Gedankenschnelle und körperliche Ausdauer – alles gehörte dazu, allein um ein Schiff während des Gefechtes zu kommandieren, und das war nur ein Teil des Ganzen. Ehe das Schiff kriegstüchtig war, musste es zu einer erfahrenen kämpfenden Einheit ausgebildet werden. Sechshundert Offiziere und Matrosen hiess es auf ihre Arbeit vorzubereiten, als kleine Rädchen in den komplizierten Apparat einzufügen und, einmal soweit, auf der Höhe ihrer Leistung zu bewahren. Mancher Leiter eines grösseren Warenhauses erlangte Berühmtheit wegen seiner umsichtigen Regie. Wie viel höhere Anforderungen stellte aber ein mächtiges Kriegsschiff an seinen Kapitän!

Mit einer fast dreijährigen Praxis als Kapitänssekretär verstand

Jerningham nun allerlei von der Marine. Sein Temperament, sein früheres Leben und seine jetzigen Pflichten auf dem Schiff befähigten ihn, vorurteilsfrei und objektiv zu beobachten. Er wusste besser als irgendein anderer Mann, wie wenig der Kapitän scheinbar selber arbeitete, sobald es sich um gewohnte Erledigungen handelte, wie grosszügig er seine Macht verteilte und seinen Untergebenen vertraute, ohne die üblichen nachträglichen Korrekturen und lärmende Unruhe, die Jerningham in städtischen Büros bemerkt hatte. Auch diese Eigenarten bildeten einen Teil des persönlichen Mutes, fussten aber wohl in der Hauptsache auf Veranlagung. Des Kapitäns Urteil war so gesund, sein Sinn für Gerechtigkeit so genau, seine Voraussicht so zutreffend, dass jedermann ihm Vertrauen entgegenbrachte. Natürlich war es nicht möglich, dass jedes Schiff unter einem so hervorragenden Kommando stand. Dann fehlte der Besatzung der kindliche Glaube an die unfehlbare väterliche Autorität. Sie vermied, den «Alten» um Rat zu fragen, und plagte ihn nicht mit ihren Sorgen. Doch der Typ des Kapitäns, unter dem Jerningham diente, wurde auch nicht mit Belanglosigkeiten belästigt. Denn seine Unterstellten erkannten ganz genau das Korrekte, Menschliche und Intelligente seiner einmal herausgegebenen Befehle. Offiziere und Mannschaften arbeiteten frohen Mutes an ihrem Schicksal; über ihnen wachte unentwegt ein befähigter Kopf, auf den sie sich im Notfall verlassen durften. Hierin lag das Geheimnis eines glücklichen, tüchtigen Schiffes wie der *Artemis*.

Bei diesen Betrachtungen flammte Jerninghams Neid für des Kapitäns Talente von Neuem auf. Zu fühlen, dass ein anderer Mensch besser war als er, bedeutete eine beachtenswerte Empfindung für Jerningham. Sein ans Göttliche grenzendes Selbstbe-



wusstsein der Vorkriegstage erlebte unzählige Rückschläge. Niederlagen in Tennis oder Golf, der missglückte Versuch, einen Reklameleiter von der Zweckmässigkeit eines vorgelegten Entwurfes zu überzeugen, liessen sich durch ihre Unwichtigkeit, mit Pech oder geistiger Blindheit des Geschäftsmannes entschuldigen. Bisher hatte Jerningham noch nie einen Reklameleiter getroffen, dessen Leistungen er nicht ebenso gut zu vollbringen glaubte. Das gleiche Mass hatte er auch auf Bürodirektoren und Ehemänner angewendet. Nun musste Jerningham selbst zugeben, dass der Kapitän sich besser als er für die Führung eines Leichten Kreuzers eignete. Und doch, wie gern hätte auch Jerningham einen Leichten Kreuzer kommandiert!

Um seine Selbstachtung wiederzufinden, dachte Jerningham noch einmal daran, wie er schneller als der Kapitän die italienischen Kreuzer identifiziert hatte, und er sagte sich, dass der Kapitän schlechte Aussichten hätte, wollte er mit Jerningham um die Sympathien dessen zahlreicher Freundinnen konkurrieren, nicht Dora Darby (unwillkürlich scheute er vor diesem Thema) – sondern zum Beispiel Dorothy Clough oder Cicely French. Das tröstete Jerningham. Der Kapitän mochte der beste Kommandant eines Leichten Kreuzers sein, in jeder Beziehung und auf allen sieben Weltmeeren, aber sonst könnte er sich nicht mit Jerningham vergleichen, weder gesellschaftlich noch im Verständnis für Kunst und Literatur. Der Mann hatte Schönheit sicher noch nie erkannt. Rein lächerlich, sich ihn in der Rolle Jerninghams vorzustellen, wie er sich um Cicely French bewarb, sie listig aus ihrer kapriziösen Laune in weibliche Zuneigung lockte, mit ihren Gefühlen spielte und in weiser Voraussicht den Moment für den endgültigen

Sieg erspähte. Schon der Gedanke, seinem Vorgesetzten so etwas zuzutrauen, brachte Jerningham in seinem Kummer zum Schmunzeln. Da traf er des Kapitäns Auge.

Der Kapitän erwiderte sein Lächeln und hielt neben Jerningham in seinem Lauf inne.

«Hat es Sie überrascht, sie so wegrennen zu sehen?», erkundigte er sich.

Schnell musste Jerningham seine Gedanken, die soeben noch um das vor drei Jahren Erlebte in einem Paddingtoner Appartement gekreist, an Bord der *Artemis* zurückrufen.

«Nein, Herr Kapitän. Nicht sehr.»

Er sprach die Wahrheit; da er im Grunde genommen keine taktischen Theorien aufgestellt hatte, überraschte ihn nichts.

«Es mag auch nur ein Trick sein, um uns vom Konvoi fortzulocken», bemerkte der Kapitän. «Dann bietet sich eine Chance für ihre Flugzeuge. Aber ich glaub's kaum.»

«Nein?», fragte Jerningham.

«Heute treibt sich etwas Grösseres als die Kreuzer draussen herum, bilde ich mir ein. Sie werden vielleicht versuchen, uns in eine Falle zu führen.»

Noch immer beobachtete der Kapitän scharf die Umgebung. In diesem Moment sahen er und Jerningham, wie das Flaggschiff eine sechzehnpunktige Drehung vollführte.

«Steuerbord fünfzehn», befahl der Navigationsleutnant. Schief legte sich das Deck, als die *Artemis* dem vorliegenden Schiffe auf seinem Kurs folgte. Sie schwankte ein halbes dutzendmal mächtig, weil sie erst die Kielwellen ihrer Vorgänger und dann die eigenen durchschnitt. Weisses Gischt schäumte über ihr Vorderdeck.

«Flaggschiff signalisiert dem Konvoi», meldete der Chefsignalist. «Nehmt alten Kurs wieder auf!»

«Wir halten uns zwischen dem Konvoi und der feindlichen Flotte», erläuterte der Kapitän, «jede Minute bringt uns Malta näher.»

«Jawohl, Herr Kapitän», stimmte Jerningham zu. Verzweifelt suchte er in seinem Gehirn nach einer passenden Bemerkung für diese Unterhaltung, nach etwas Besserem als das ständige «Ja» und «Nein». Er wünschte sehnlichst, seine Intelligenz zu beweisen.

«Und die Nacht bricht herein», platzte er los. Erlöst klammerte er sich an diese Inspiration.

«Ja», antwortete der Kapitän. «Die Römer verlieren Zeit, vergeuden das Kostbarste, was sie besitzen.»

Jerningham schaute zu, wie sich die buschigen Augenbrauen über der gebogenen Nase zusammenzogen und die vollen Lippen sich schmal wie ein Strich aufeinanderpressten. Sein telepathisches Empfinden verriet ihm, wie sich der Kapitän jetzt als Kommandierender der italienischen Streitmacht sah, welche Entschlüsse er dabei zog, um den Kampf zu erzwingen. Dann senkten sich die Brauen wieder und die Lippen verzogen sich zu einem Lächeln.

«Der am häufigsten anzutreffende Fehler im Kriege ist», erzählte der Kapitän, «vom Gegner eine bestimmte Handlung zu erwarten, weil sie nach der eigenen Ansicht die beste ist. Er teilt vielleicht diese Auffassung nicht oder hat andere, uns unbekannte Einwände.»

«Das stimmt, Herr Kapitän.» Diese Seite des Krieges hatte er noch nie betrachtet; meist sorgte er sich um sein eigenes kleines Schicksal.

Leichtmatrose Whipple erkletterte die schwankende Leiter zum Mastkorb, um dort den Spähposten abzulösen. Der Kapitän

erlaubte sich, diesen Vorgang zu betrachten. Jerningham sah, wie er seinen Kopf aufrichtete und seine Brust mit Luft füllte, um dem Mastkorb zuzurufen. Gleich darauf entspannte er sich jedoch, ohne vorher sein Vorhaben auszuführen.

«Und das zweitbekannteste Vergehen», grinste der Kapitän, «ist das unnötige Befehlen. Whipple dort oben wird auch ohne Anfeuerung scharf aufpassen. Er weiss, wofür er da ist.»

Jerningham staunte ihn sprachlos an, trotz seiner Bemühungen, einen hellen Verstand zu zeigen. Hier offenbarte sich ihm ein völlig neuer Charakterzug des Kapitäns, dieses höflichen Herrn mit seinem gutmütigen Lächeln und seiner Menschenkenntnis. Der verrückte Einfall schlich sich in Jerningham ein, dass womöglich der Kapitän doch einigen Erfolg bei Cicely French verbuchen könnte.

## Kapitel VIII

***Aus des Kapitäns Bericht... ein aus zwei Schlachtschiffen der «Littorio»-Klasse und einem weiteren Kreuzer der «Bolzanos-Klasse bestehendes Geschwader verstärkte die feindlichen Kreuzer...***

Leichtmatrose Albert Whipple war Kreuzfahrer für eine heilige Sache. Wie die meisten seiner Art nahm er sich etwas zu ernst und stiess damit manchmal seine Freunde vor den Kopf. Als er Quimsby ablöste, grinste dieser gutmütig, puffte ihn in die Rippen und erklärte ihm alles in Sicht Befindliche – den Rauch des italienischen Kreuzergeschwaders, seine knapp über dem Horizont erkennbaren Schornsteine und die Umrisse des Konvois, der in ziemlicher Entfernung unbeirrt in Richtung Malta seinen Weg fürbass zog.

«Und das Ding, das unseren Zug anführt, ist das Flaggschiff», schloss Quimsby mit derbem Humor. «Empfiehl mich dem Admiral, wenn du dein Brevet erhältst!»

Das Unterdeck behauptete nämlich wegen Whipples Ernst, er suche Beförderung, hoffe, auf das Quarterdeck zu gelangen, denn Whipple besass Sekundarschulbildung. Darin irrte sich das Unterdeck. Nach den Maximen seiner Mutter wünschte Whipple nichts anderes, als den Feind so tüchtig, wie es in seiner Macht stand, zu bekämpfen.

Albert war der Jüngste einer grossen Familie. Seine älteren

Brüder und Schwestern ähnelten ihm nicht im Geringsten. Sie waren gross und kräftig, tranken fleissig Bier und durchlärnten die Samstagnächte. Sie alle hatten mit vierzehn Jahren zu arbeiten begonnen. Durch die daraus entstehende Minderbelastung der Familienfinanzen war es Albert gelungen, seinen Fuss auf die unteren Sprossen der höheren Bildung zu stellen. Brüder und Schwestern hatten nichts dagegen gehabt und keine Eifersucht gezeigt über die dem Jüngsten zufallenden Vorteile. Im Gegenteil, sie waren besonders stolz gewesen, als er daheim voller Freude verkündete, er hätte ein Stipendium gewonnen, das den Anfang seiner Karriere bedeuten konnte. Albert war bleich, mager und ernst wie seine Mutter. Die Geschwister hatten sich nie um der Mutter seltsames Betragen gekümmert. Ihre Arbeit in der Fabrik machte sie zu guten Mitgliedern der Union, aber sie hatten kein Verständnis für das weitere Streben ihrer Mutter, nicht für ihr tiefes Interesse am Völkerbund, an der Japanischen Invasion in China oder Francos Revolution in Spanien. Sie lachten darüber, wie ihr Vater bereits vor ihrer Geburt darüber zu lachen gelernt hatte. Der Vater konnte sich gut an das Jahr 1914 zurückerinnern, als das älteste Kind – George – auf dem Wege war. Da hatte er einmal seine Frau an der Strassenecke stehend gefunden, während die Soldaten der neugebildeten Armee unter klingendem Spiel die Strasse hinabmarschierten und das Volk ihnen laut zujubelte. Ihr aber liefen bei diesem Anblick die Tränen die Backen hinunter. Mr. Whipple hatte ihr einen herzhaften Klaps auf den Rücken versetzt und ihr geraten, lustig zu sein. Gleich nach der Geburt seines Sohnes George hatte er sich zum Militär gemeldet und tat seine Pflicht in Mesopotamien. Und als er lange nach Kriegsende heimgekehrt

war, hatte er seine Frau ganz aufgebracht über den Vertrag von Versailles vorgefunden. War es nicht dieser Vertrag, gab es neuen Kummer über den Balkan, die Besetzung des Rheinlandes oder ähnliches.

Sie hatte versucht, der Reihe nach das Interesse der Kinder für das Weltgeschehen zu erwecken, und scheiterte bei jedem, bis schliesslich Albert heranwuchs. Er hörte ihr zu. Gelegenheit dazu bot sich in seinen Entwicklungsjahren, wenn er über Mittag nach Hause eilte, während die anderen ihre Brote im Betrieb assen. Diese Tête-à-têtes über dem Küchentisch, bei denen der magere kleine Junge verzückt den eindringlichen Worten seiner mageren, schwächlichen Mutter gelauscht hatte, waren nicht ohne Erfolg geblieben. Noch ganz jung fasste Albert den Entschluss, sobald er erwachsen sein würde, die Welt mit allen seinen Kräften zu verbessern. Er gefiel sich ein bisschen zu sehr in dieser Rolle, glaubte deshalb, über der gewöhnlichen Menschheit zu stehen. Diese Ansicht wurde noch bestärkt, weil er im Gegensatz zu seinen Geschwistern die Sekundarschule besucht und im Sommer des Kriegsausbruches ein Jahr vor dem üblichen Altersdurchschnitt seine Schulprüfung mit unzähligen Auszeichnungen bestanden hatte. Die Brüder waren in die Flugwaffe oder ins Heer eingetreten, leider mit sehr wenig Verständnis für diese heilige Pflicht. Zwar erntete Hitlers Benehmen bei ihnen keinen Beifall, etwas musste dagegen geschehen, aber sie hielten sich nicht als Kreuzfahrer einer heiligen Mission und würden jemanden, der sie so genannt hätte, glatt ausgelacht haben. Albert war bei seiner Mutter geblieben, während sein Vater doppelschichtig in der Fabrik schaffte, bis nach wenigen Monaten Mutter und Sohn zur Erkenntnis kamen, dass Albert wenigstens für eine Dienstart das nö-

tige Alter erreicht hatte. Ein Aufruf verriet ihnen, wie die Jungens der Royal Navy beitreten könnten. Als sie darüber sprachen, hielt Mrs. Whipple krampfhaft ihre Tränen zurück; ja, nach Frauenart verbarg sie ihren Schmerz in der Brust. Im Unterbewusstsein schwebten ihr Begriffe wie Sühne und blutige Aufopferung des Liebsten vor, das sie auf der Welt besass, um die frühere Lethargie ihrer Heimat zu büßen. Sie gab ihren heissgeliebten Sohn her. Doch zu ihm hatte sie nur von seiner Pflicht gesprochen, von seiner Berufung, die kam, kaum dass er alt genug war, diesen Ruhm zu verdienen. Und Albert war dem Rufe gefolgt. Sein festes Vertrauen in seine Mission hatte ihm über Heimweh und Seekrankheit hinweggeholfen, ihn unberührt gelassen von den Zoten und Lästerungen seiner Kameraden. Standhaft ertrug er ihre kleinen Spötteleien über seine Eigenarten und seinen Hochmut, gab sich mit Begeisterung ganz der geforderten Arbeit hin, so dass die Unteroffiziere der H.M.S. *King Alfred* staunten und er nun bereits zum Leichtmatrosen der *Artemis* befördert war und Kapitän und Offiziere ihn für den Ablauf des ersten Dienstjahres zum Vollmatrosen vorgemerkt hatten.

Der Dienst zur See hatte seine Haut gebräunt. Aber weder gutes Essen noch körperliche Arbeit hatten ihn aufzufüllen vermocht. Vielleicht hielt ihn auch der ständige Gedanke an seine Pflicht so mager. Noch immer war er hohlwangig. Seine verhältnismässig breite Stirn über den mageren Backen und dem kleinen spitzen Kinn gab seinem Gesicht einen merkwürdigen Ausdruck, der noch durch den Glanz seiner in tiefen Höhlen ruhenden Augen verstärkt wurde. Alle seine Bewegungen wirkten schnell und begierig. Mit fieberhafter Eile griff er nach dem Fernrohr, so sehr



wünschte er seine Arbeit wieder aufzunehmen, Abessinien zu rächen und die Ankunft des tausendjährigen Friedens zu beschleunigen. Zweitausend Meilen von ihm entfernt dachte in diesem Augenblick seine Mutter an ihn. Sie lag im Krankenhaus; die Bombe eines deutschen Fliegers hatte ihr Haus zum Einstürzen gebracht und die Trümmer ihr beide Beine zerschmettert. Über Raum und Zeit hinweg vermochte ihn ihr Geist anzuregen.

Whipple suchte sorgfältig den Horizont ab, Abschnitt für Abschnitt, vom Steuerbord-Balken bis voraus, dann zum Backbord-Balken bis nach achtern. Es gab nichts zu melden, nichts zu sehen ausser dem, was Quimsby bereits gezeigt hatte. Er drehte sich wieder zur italienischen Flotte um. Sein Hass sammelte sich in den Linsen und Prismen zu wahren Todesstrahlen, so stark herrschte in ihm das Gefühl. Man erkannte nur die Schornsteine der Kreuzer, und ihre Rauchfahnen verliefen sich im Äther. Langsam wandte er sich wieder nach vorn und hielt mitten in der Bewegung inne. Eine kleine Spur Rauch, kaum der Rede wert, zeichnete sich, ein Kompassstrich von den Italienern entfernt, am Horizont ab. Aber trotz allem war es Rauch und stammte nicht von einem der Schiffe, die Whipple sichten konnte. Fünf Sekunden lang beobachtete Whipple sein Anwachsen. Dann drückte er auf den Summerknopf des Sprachrohres.

Der Sekretär des Kapitäns antwortete – ein Mann, der Whipple nie gefallen hatte. Er verdächtigte ihn, der Himmel weiss eigentlich weswegen. Doch einmal hatte er ihn auch betrunken gesehen und kaum imstande, vom Boot ins Schiff herüberzutaumeln. Whipple konnte einen Mann nicht leiden, der sich einen Rausch

antrank, während noch Arbeit und eine unerfüllte Mission vor einem lag. Aber Whipple hielt seine Antipathie geheim. Womöglich sprach er nur noch deutlicher, fasste seine Meldung über das Gesehene noch klarer als sonst.

«Kommandobrücke», antwortete Jerningham.

«Mastkorb. Backbord-Bug mehr Rauch sichtbar. Hinter feindlichen Kreuzern. Rot drei-acht.»

Ebenso pedantisch wiederholte er den Bericht. Ehe Jerningham die Verbindung unterbrach, hörte Whipple, wie der Kapitän die Meldung empfing. Nun verspürte er die beruhigende Gewissheit, dass Jerningham ihn recht verstanden hatte. Geschwind und gründlich überprüfte er den gesamten Horizont, ehe er weiter den neuen Rauch betrachtete; es lohnte sich immer, vorsichtig zu sein. Doch nur über diesen Rauch gab es etwas zu berichten. Er drückte wieder auf den Knopf.

«Mastkorb. Die neue Rauchansammlung nähert sich uns. Richtung noch die gleiche. Nein, Rot drei-neun.»

Eine Woge höher als die anderen oder ein aus mehreren Wellen bestehender Berg hob plötzlich die *Artemis* zehn Fuss senkrecht in die Höhe. Zufällig hob im gleichen Moment die See auch das italienische Schlachtschiff *Legnano*. In der kristallklaren Luft gegen den blauen Himmel erspähte Whipple mit einem Blick eine grosse graue Masse – von Schornsteinspitzen und Oberwerk. Das letztere bildete wahrscheinlich den obersten Stock eines massiven Geschützkontrollturmes. Die Sicht kam und verschwand sogleich wieder. Doch schon hatte Whipple alles erkannt; eine brennende, tapfere Aufregung durchflutete ihn. Trotzdem konnte die Erregung nicht Herr über sein Verantwortungsgefühl werden. Mit kalter Genauigkeit versah er weiterhin seine Pflicht.

«Mastkorb», sprach er in die Leitung hinein, trocken und unbewegt. «Schlachtschiff in Sicht. Rot vier-null.»

Das Blut sauste schneller durch seine Adern. Ein Bibliophile, der im Bücherladen die langgesuchte Erstausgabe entdeckt, oder ein Ritter von König Arthurs Tafelrunde, dem sich plötzlich eine Vision des Gral offenbart hätte, würde auch keinen grösseren durch Mark und Bein dringenden Schauer empfunden haben als jetzt Alfred Whipple. Herbei, ihr Tausende von Italienern! Nun heran, ihr stolzen Römerschiffe! «Je dichter das Heu, umso leichter das Mähen», soll Alarich einmal erklärt haben, als man auf die zahlenmässige Überlegenheit seines Gegners hinwies. «Je stärker sie kommen, umso heftiger fallen sie», behauptete Bob Fitzsimmons. Whipple dachte ebenso. Die überwältigende Stärke der feindlichen Flotte floss ihm keine Spur von Furcht ein. Er war einfach selig, weil der Gegner in so grosser Zahl zum Getötetwerden aufmarschierte. Hätte ein unergründliches Schicksal die Leitung des englischen Geschwaders den Händen Whipples übergeben, so wären jetzt die Leichten Kreuzer kopfüber in den Kampf und die Vernichtung gestürzt worden. Doch nicht Whipple befahl. Er begriff sehr genau, dass er nur der Beobachtungsposten im Mastkorb war und folglich ein Mensch mit einer genau festgelegten Pflicht, die er aufs Beste erfüllen wollte.

«Zwei Schlachtschiffe und ein Schwerer Kreuzer», meldete er nach unten, «liegen zwei Striche achterlicher als dwars. Haben gleiche Peilung wie die anderen Schiffe, die jetzt hinter ihnen drehen.»

Whipple berichtete über die Vorbereitungen der italienischen Flotte zur Schlachtaufstellung im gleichen Tonfall als sichtete er eine Boje. Das war sein Beitrag zur Sache, vor der ihm seine Mut-

ter über dem Mittagstisch in Bermondsey erzählt hatte. Leichtmatrose Alfred Whipple, Alter achtzehn Jahre, war ein Musterknabe und gerechtdenkend. Ein Zyniker würde diesen *esprit de corps* wahrscheinlich als eingebildete Überheblichkeit bezeichnen – den Geist, der Sir Richard Grenville oder Cromwells Ironsides inspirierte. Vom Rahnock her, dicht neben Whipple, flatterten die Signalflaggen, die er selber gehisst hatte.

## Kapitel IX

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... das Betragen der Schiffsmannschaft war höchst befriedigend ...***

Die italienische Flotte lag nun über dem Horizont; ihr Oberwerk liess sich unter dem Rauch erkennen, und das britische Geschwader hatte wiederum gewendet. Die Italiener versuchten, den Konvoi von Malta abzudrängen. Wären nur nicht diese langsamen, schwerfälligen Transporter gewesen, die mit der miserablen Geschwindigkeit von elf Knoten entlang krochen; die Leichten Kreuzer hätten die feindlichen Schlachtschiffe wie Falken einen Reiher umkreist. So aber verglich sich das britische Geschwader mit einem Mann, der eine eiserne Kugel als Fessel an seinem Bein mit herumschleppt. Sie mussten zwischen dem Konvoi und den Italienern bleiben, deren Schlachtschiffe man für fünfundzwanzig Knoten konstruierte und die selbst nach schlechter Behandlung noch ihre zwanzig liefen. Sie konnten sich langsam vorarbeiten, bis sie den Weg versperrten und die Briten zu einer Attacke zwangen – als ob jemand mit dem Taschenmesser einem Stahltresor zu Leibe rücken wollte – und wenn die Briten auf dieses tollkühne Wagnis verzichteten und wieder umkehrten, dann würden sich die Italiener auf ihre Verfolgung auf machen. Die höhere Geschwindigkeit des Feindes würde darauf die Leichten Kreuzer vor die Wahl stellen, auszuharren und als Schiessscheibe zu dienen, oder

ihnen zu weichen und den Konvoi der Vernichtung auszusetzen.

Dies war alles absolut logisch, positiv und unvermeidlich, wenn man die Tatsachen vor Augen hielt: der Elfknoten-Konvoi, die Zwanzigknoten-Schlachtschiffe; die italienischen vierzehnzölligen Kanonen, die britischen Sechszöller; die vollen vier Stunden des noch verbleibenden Tageslichtes und die ausserordentliche Klarheit der Luft. Nebel könnte die Engländer retten; aber die flimmernde Atmosphäre zerstörte jede derartige Hoffnung. Das Hereinbrechen der Nacht hätte ihnen auch helfen können, denn es wäre für die Schlachtschiffe sehr unvorsichtig, sich mit Kreuzern in ein Nachtgefecht einzulassen – wäre nichts anderes als bei einer Wette ein Pfund gegen einen Schilling zu setzen. Aber noch lachte der helle Nachmittag, und die Italiener würden nicht mehr als eine halbe Stunde benötigen, um die günstigste Position zu erreichen. Dann könnten fünf Minuten ruhiges Bombardieren pro Schiff genügen, um jeden der britischen Kreuzer in die Tiefe zu befördern, und noch weniger, um den hilflosen Konvoi zu vernichten. Malta müsste fallen. Die blutende Wunde der Achsenmächte würde heilen, und Rommel in Afrika, die U-Boote im Atlantik fühlten sogleich eine gewisse Entspannung. Die Vichy-Regierung würde über den neusten Schritt der deutschen Welteroberung informiert. Sogar die Japaner in ihren Meeren, zehntausend Meilen entfernt, hätten an dieser Botschaft ihre Freude.

Dies stand alles so eindeutig und logisch fest, dass es selbst der dümmste Mann auf dem Schiffe begreifen musste. Um die Situation zu erfassen, brauchte man nicht erst Mahan zu studieren oder an der Kriegsschule zu promovieren. Die Schiffsbesatzung der

*Artemis* dachte wahrscheinlich nicht an Vichy, Rommel oder die Japaner. Aber sie kannten die Geschwindigkeit des Konvois, und allein das geflüsterte Wort «Schlachtschiffe» musste ihnen von der Gefährlichkeit ihrer Lage erzählen. Ohne Zweifel beunruhigt ein Geflüster viel mehr als die offene Gewissheit. Nicht ein Mann aus zehn in der *Artemis* konnte sehen, was vor sich ging, und auf einem im Gefecht befindlichen Schiff liessen sich schwer die Informationen mündlich weiterverbreiten.

Nach des Kapitäns Auffassung bildeten verzerrte Nachrichten eine Gefahr. Er kannte seine Leute, und er glaubte, die Männer verstanden ihn. Wenn man ihnen die Wahrheit eröffnete, konnte man sich auf sie verlassen, wie immer auch die Wahrheit aussah. Eine Krisis in der Schlacht drohte in unmittelbarer Zukunft. Er selber wagte nicht, einen Augenblick die Brücke zu verlassen, um zu seinen Leuten zu reden. Er rutschte ein bisschen auf seinem Sitz herum, fing Jerninghams Blick und winkte ihn zu sich. Jerningham musste einige Sekunden warten, während der Kapitän sich mit der neusten Entwicklung vertraut machte, Flaggschiff, Konvoi und Feind betrachtete, ehe er die Gläser von den Augen senkte und einen prüfenden Blick auf seinen Sekretär richtete. Jerningham fühlte scharf diese auf ihn gerichteten Augen. Er wurde nicht wegen einer Kleinigkeit so abgeschätzt; hier ging es um mehr als einen Posten im Büro der City. Das ihm zu übertragende Geschäft berührte die Wirksamkeit des ganzen Schiffes – die Sicherheit von Malta – Englands Leben oder Tod. Der Kapitän durfte ihm nur vertrauen, falls er seiner absolut sicher wäre. Wahrhaftig war der Kapitän selbst erstaunt, dass er solches Zu-

trauen fand. Er fragte sich, ob er nicht früher seinen Sekretär falsch beurteilt hatte, oder ob er einer dieser wankelmütigen Leute war, auf die man sich einmal verlassen konnte und ein andermal nicht. Aber ob er ihn nun falsch eingeschätzt hatte, ob er wankelmütig war oder nicht, jetzt war der richtige Augenblick, ihm Verantwortung aufzubürden. Entweder entschädigte sie den jungen Mann für eine frühere unbegründete Geringschätzung oder sie flösste ihm für die Zukunft Vertrauen ein, wenn sein heutiges tapferes Gebaren nur einem Zufall entsprang.

«Gehen Sie hinunter», befahl der Kapitän, «und erklären Sie der Mannschaft die Lage.»

Jerningham stand ein wenig verwirrt da; doch schon beschattete der Kapitän seine Augen wieder mit dem Fernrohr. Er hatte seine Order gegeben, und den Befehl des Kapitäns eines Kriegsschiffes führt man aus.

«Zu Befehl, Herr Kapitän», sagte Jerningham und salutierte, als er sich aus seiner Überraschung herausgerissen hatte.

Er wandte sich und stieg die Leiter hinab. Er war ein intelligenter Mann, daran gewohnt, in seinem Privatleben für sich zu denken, seine Ideen den Reklamedirektoren zu verkaufen oder den Reklamezeichnern zu erläutern, und er verstand dem Publikum in wenigen und klaren Worten die Wahrheit oder Dichtung vorzusetzen. Der Kapitän hätte ebensogut seinen kurzen Befehl gegenüber dem Sekretär erweitern können, ihm sagen, was und wie er zu reden hatte. Aber der Kapitän betrachtete eine solche Bevormundung als überflüssig. Auch tat dem Sekretär die übertragene Verantwortung sicherlich sehr gut.

Während Jerningham die Treppe hinabging, suchte sein Geist fieberhaft nach den passenden Worten und Sätzen. Er fand keine



Zeit, sich innerlich eine Rede aufzubauen; andererseits vermochte ihn in den wenigen Sekunden weder Befangenheit überkommen, noch sich seine Schwäche wieder behaupten.

«Ich habe eine Botschaft an das Schiff vom Kapitän», erklärte er dem Maat, der neben dem Lautsprecher am Schott stand.

Der Unteroffizier stellte den Apparat ein. Ein schrilles Pfeifen durchdrang jeden Winkel des Schiffes.

Jerningham sprach in das Mikrofon: «Der Kapitän hat mich beauftragt, euch zu sagen, dass wir die italienische Flotte vor uns haben mit Schlachtschiffen, Schweren Kreuzern und allem Drum und Dran. Einmal sind sie schon vor uns geflüchtet, ich meine die Schweren Kreuzer. Jetzt werden wir sehen, ob auch die Schlachtschiffe rennen. Drei Stunden Tageslicht verbleiben noch, und der Konvoi *muss* Malta erreichen. Die Besseren sind wir. Möge uns auch das Glück hold sein!»

Jerningham öffnete seinen Mund, um noch mehr zu sagen. Aber sein gesundes Urteil kam ihm zu Hilfe, und er schwieg. Er hatte alles gesagt, was zu erwähnen war. Jedes weitere gesprochene Wort konnte nicht nur überflüssig, sondern sogar schädlich sein. Männer in der moralischen Verfassung wie die auf der *Artemis* brauchten keine Rhetorik. Ein einfacher Tatsachenbericht für die unter Deck Arbeitenden, die nicht auf dem Laufenden sein konnten, genügte vollkommen.

Er entfernte sich von dem stummen Apparat, nicht wissend, ob er gut oder schlecht gesprochen hatte. In den Tagen der hölzernen Schiffe, ehe man überhaupt das System einer Übertragung kannte, würden seine Worte Beifalls- oder Schmährufe geweckt haben,

die ihm über seine Frage Aufklärung gäben. Der lächerliche Gedanke durchzuckte ihn, dass es nun hier wie mit einem Propagandaproblem sei. Wie oft war er zu träge gewesen, die einzelnen Reklamen zu identifizieren, um die wirkungsvollste herauszufinden.

Seine Augen trafen sich mit denen des Unteroffiziers und glitten dann über die Gesichter der anderen hier stationierten Mannschaften. Einige der Männer zeigten immer noch philosophische Gleichgültigkeit, der man so häufig auf dem Unterdeck begegnet. Bei den anderen leuchtete es jedoch in den Augen; ein Lächeln spielte um ihre Mundwinkel, das ihm verriet, sie seien aufgeregt, freudig aufgeregt. Sein Einfühlungsvermögen, mit dem er schon so manche junge Frau zu Fall gebracht, machte ihm klar, dass die Männer genau so wie er eine widersinnige Heiterkeit empfanden, widersinnig, neu und seltsam für ihn; aber sie kannten diese Sensation schon von früher. Der Höhepunkt rückte näher, auf den man sich seit Monaten und Jahren durch Training und Überlegungen vorbereitet hatte und für den der mephistophelische Kapitän auf der Brücke die Verantwortung trug, die Mission des Lebens, der sich Männer wie Leichtmatrose Albert Whipple hingaben. Die Schlacht, die einen würdig an die Seite seiner kämpfenden Ahnen stellte – wie A.B. Dawkins unten am Steuer, dessen Ururgrossvater die Pulverfässer über die blutbespritzten Decks der *Temeraire* bei Trafalgar geschleppt hatte. Die Aussicht auf diese Klimax bereitete lächerlicherweise den Leuten und Jerningham Freude und machte sie gegenüber den möglichen Folgen sorglos. Er rannte die steile Leiter zur Brücke wieder hinauf und kümmerte sich herzlich wenig darum, wie sie mit der wogenden See hin und her schwankte.

## Kapitel X

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... beschleunigte Geschwindigkeit mit starker Rauchbildung ...***

Auf der Brücke schaute Jerningham sich um, ob die Situation während seiner kurzen Abwesenheit beträchtlich geändert hatte. Unterhalb des Qualms der italienischen Schornsteine zeigten winzige Punkte an, dass die feindliche Flotte mittlerweile in Sicht aufrückte. Eine neue Reihe von Signalen kletterte an den Tauen des Flaggschiffes hoch.

Der Kapitän wusste, nun kam der grosse Moment. Der Admiral hatte sie in eine günstige Position geführt. Jetzt blies der Wind von ihnen bis genau einen Punkt voraus den Italienern – dieser gesegnete Wind von der passenden Stärke und Richtung. Der Admiral synchronisierte die Erreichung der Position genau mit dem Zeitpunkt, an dem die Italiener mit ihren Vierzehnzöllern in Schussweite gelangten. Noch hatte der britische Befehlshaber seine Karten nicht aufgedeckt, zeigte höchstens, dass er ohne erbitterten Widerstand nichts aufgeben wollte. Die Italiener mussten dies scheinbar auch erwarten, da sie ihre Schlachtschiffe nur unter schwerer Kreuzerbedeckung heranbrachten.

Der Chefsignalist erklärte das Signal des Flaggschiffes. Der Kapitän erwartete es bereits. Auf seinen Knien ruhte noch immer

das maschinengeschriebene Communiqué, das für jeden strategischen Plan die genaue weitere Entwicklung vorsah.

«Umdrehungen für einunddreissig Knoten», befahl der Kapitän. «Rauch bilden!»

Der Navigationsleutnant liess die Indikatornadel mit schrillum Geklingel auf dem Zeigerblatt kreisen, und der Wachoffizier drückte auf den Schalter, welcher «Rauch» bedeutete.

Unten im Maschinenraum hob sich vor dem eisernen Schutzgitter die Silhouette des Maschinenkommandanten ab. Da er ein grosser Mann war, befand sich sein Kopf nur wenige Zoll unter Seehöhe. Da wartete er nun mit der unermesslichen Geduld seines Berufes, die sich in unzähligen Stunden Herumstehens vor den Gittern herausbildete. Er stand breitbeinig mit auf den Rücken verschränkten Händen, so wie man es vor achtzehn Jahren dem jungen Kadetten beigebracht hatte. Wie Luzifer war er der Alleinherrscher über seine Unterwelt. Niemand weilte in seiner Nähe. Sein heller Arbeitsanzug und die unbekümmerte Erhabenheit, die sich in Seiner Miene spiegelte, betonten noch seine Einsamkeit. Selbst die Beleuchtung des Maschinenraums hob seltsamerweise diesen Effekt noch hervor, da sie sein Gesicht und seine Figur hell anstrahlte, etwa wie eine Figur auf der Bühne. Für den Rang eines Maschinenraumkommandanten war er sehr jung. Er musste die Verantwortung seiner Position tragen, Hunderte von Männern hatten ihm zu gehorchen, vierundsechzigtausend Pferdestärken standen unter seiner Kontrolle. Alles das gehörte dazu, um als Herr über das pulsierende Leben eines Leichten Kreuzers zu befehlen. Sein Alter war schwer zu erraten, so besonnen wirkten seine Bewegungen, so faltenlos und doch so reif sein Gesicht.

Der Kommandant hatte einfach hier zu stehen und weiter nichts zu tun. Eine Krisis spitzte sich vielleicht zu, berührte ihn jedoch nicht weiter, ehe eine Katastrophe hereinbrach. Seine Arbeit war für den Augenblick getan. Er organisierte die Maschinenraumbereitschaft zu einer leistungsfähigen Einheit – die Maschinenmeister, Mechaniker und Heizer; die Leutnants und Oberleutnants, die den Kopf seiner Abteilung bildeten und gleichzeitig seine Untergebenen waren, dabei nicht viel jünger als er, liebten ihn wie den eigenen Vater und hätten es schwierig gefunden, eine einleuchtende Erklärung dafür zu geben. Keiner schätzte den Zauber seiner Heiterkeit, seine endlose Geduld richtig ein, der nicht unter ihm gedient hatte. Durch die Liebe zu ihm verstanden sie seinen Willen, ohne dass er ihn ausdrückte. Sie versuchten seinen Gedanken vorauszuweichen, vervollkommneten sich in ihren Pflichten, weil er es so wünschte und damit die Organisation und Routine des Maschinenraumes so gleichmässig wie die Turbinen laufe.

Und die Turbinen rannten so ausgeglichen dank der monatelangen Vorarbeiten des Kommandanten, der nimmermüden Wachsamkeit, mit der er das gelieferte Material überprüfte, jedes Maschinenraumlogbuch gelesen, die Temperaturen und die Eigenart eines jeden Olventils studiert hatte. Endlose Büroarbeiten hatten ihn geplagt. Reporte mussten der Admiralität zugestellt werden, dieser Institution der hohen Götter von Whitehall, deren Motive man oft nur schwer erraten konnte. Mit grosser Umsicht musste man sich die Obrigkeit günstig stimmen, dann teilten sie ihren Segen über einen aus wie die wilden Regengötter Afrikas. Es gab Statistiken zu sammeln und Pläne für spätere Anforderungen auszuarbeiten. In Kriegszeiten wird ein Leichter Kreuzer re-

pariert, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet und nicht im Augenblick, wenn er es nötig hat. Der Kommandant des Maschinenraumes brauchte dazu Vorbedacht und Entschlossenheit, um rasch entscheiden zu können, was nötig war und was man ruhig für später aufheben durfte. Häufig hiess es heute schon besorgen, was in den nächsten vierzehn Tagen fällig wurde. Anderes blieb für eine unbestimmte Zukunft aufgespart.

Daraus ergab sich, dass der Kommandant jetzt nichts zu tun fand; alles erledigte sich von selbst. Sogar der Seniormaschinist, Leutnant Charles Norton Bastwick, fühlte sich müssig und schlenderte zum Kommandanten. Die Hände auf dem Rücken, die Füße gespreizt stand er in Ruhestellung neben ihm. Erst nach einigen Minuten würde ihn seine Disziplin zu einem neuen Kontrollgang veranlassen, um die Messapparate zu prüfen, wobei er den Kommandanten auch dieser Beschäftigung enthob. Nur bei einer plötzlich auftretenden Schwierigkeit – falls die Erschütterung einer in der Nähe aufschlagenden Granate einen Kondensator leck machte oder ein Torpedo treff er eine Abteilung zum Überfluten brachte – würden sie alle Hände voll zu tun haben, rasch etwas Provisorisches schaffen müssen, mit ihren Männern sich abrackern, um das Schiff über Wasser und die Schrauben in Betrieb zu halten. Wenn das Schiff dem Tod entgegenging, die See hereinstürzte und der siedende Dampf – heiss wie glühendes Eisen, der das Fleisch zu einem verschrumpelten Braun rösten konnte – in Kessel- und Maschinenraum eindrang, wenn der Befehl «Verlasst das Schiff» erklang, würden sie die Letzten beim Verlassen sein, die Letzten, die über die unsicheren Leitern von unter der See herauf in eine scheinbare Sicherheit kletterten.

Im Maschinenraum herrschte drückende Hitze, weil das Schiff bereits seit einiger Zeit seine sechsundzwanzig Knoten lief. Das Thermometer am vorderen Schott registrierte hundertfünf Grad Fahrenheit. Jedoch für einen Maschinenraum und nach Ansicht der dort arbeitenden Leute war das noch keine Temperatur.

Ein Lärm überflutete den Ort, allen voran der hohe Ton der Turbinen, eine merkwürdige Art von Geräusch, beinahe unaufdringlich, als wünschten sie nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und redeten miteinander in lautestem Geflüster. Das Ohr eines soeben Eintretenden füllte sich doch unweigerlich mit ihrem Summen, so dass er nichts anderes unterschied. Nur lange Erfahrung konnte ihn an dieses Geräusch gewöhnen, um noch eine menschliche Stimme in ihrem normalen Tonfall aufzufangen. Bis dahin jedoch erkannte er nur die sich bewegenden Lippen und verstand kein Wort.

Bastwick und der Kommandant bemerkten, dass über ihnen, auf der Höhe des Wasserspiegels, sich etwas abspielte. Während des ganzen Vormittages hörten sie das wilde Knattern der Vierzöller, der Oerlikons und der Pompoms. Sie wussten bereits von dem Luftangriff auf den Konvoi. Dann verstummten über ihren Köpfen die Geschütze, das Essen wurde ihnen gebracht, und eine kurze Pause herrschte. Aber bald telephonierte die Brücke nach unten für eine Geschwindigkeit von sechsundzwanzig Knoten, und sie mussten von den Kreuzerturbinen auf die Hauptmaschinen umschalten. Dank der wunderbaren Ölkupplung vollzog sich ein Wechsel fast augenblicklich! Das Schiff begann ein rasches Manövrieren. Seither hatte man den Kurs so häufig gewechselt, dass sich die Situation nur schlecht im Geiste rekonstruieren liess.

Einmal rollte und bebte der Kreuzer nach einer ganz in der Nähe erdröhnenden Explosion – Gott allein wusste dafür den Grund, denn seit dem Morgen war kein eigener Schuss abgegangen.

Plötzlich ertönte aus dem Lautsprecher des Maschinenraumes heraus ein Pfeifen und lenkte jedermanns Aufmerksamkeit auf die darauffolgende Stimme Jerninghams. «... dass wir die italienische Flotte vor uns haben... Jetzt werden wir sehen, ob auch die Schlachtschiffe rennen...». Jerninghams Stimme schwieg. Noch standen der Kommandant und Bastwick ungezwungen am Gitter. Jeden Moment konnte eine vierzehnzöllige Granate durch das Deck zu ihren Häupten einschlagen. Sie würde im Maschinenraum explodieren, das Schiff auseinanderjagen und sie selber in Atome zerschmettern. Um sie herum und unter ihnen warteten ungefähr tausend Tonnen Öl, um in Flammen auszubrechen und sie wie Ameisen in einem Ofen zu verbrennen. Hundert Tonnen vorn und achtern lagerndes Brisanzpulver brauchte nur leicht getroffen zu werden.

Hier unter Deck gehörte es eben zum täglichen Leben, dass die Vernichtung in jeder Sekunde drohte, ohne jede Warnung und – viel wichtiger noch für die seelische Einstellung – ohne jede Möglichkeit, sie irgendwie zu verhüten. Da konnte man nichts anderes tun als seine Pflicht, genau wie ein humoristischer Poet einmal erklärte, er hätte nichts anderes zu essen als seine Nahrung. Hier unten fühlte man sich nach Jerninghams Ansprache durch den Lautsprecher ein wenig den übrigen Mannschaften erhaben; die weissen Pflanzler in Afrika beobachteten vielleicht auf die gleiche Art in Zeiten grosser Dürre das Opfern von Hühnern oder die rituellen Tänze der Eingeborenen, um den Regen herbeizulocken. Den Weissen schien es unnütz oder lächerlich – doch selber ver-



mochten sie so wenig wie die Eingeborenen das gesegnete Nass herbeizuzwingen. Auf den verschiedenen Decks wirkte Jerninghams Botschaft wie ein in den Teich geworfener Stein; kleine Wellen der Erregung bildeten sich auf der Oberfläche. Hier unten fiel der Stein in einen Syruptopf, er wurde ohne sichtbare Reaktion verschluckt. Der Kommandant und Bastwick beobachteten Maschinenraumwerkmeister Henrose bei seinem Überprüfen des Kesselwasserstandes. Er überzeugte sich, dass trotz der Mehrbelastung durch dauernde hohe Geschwindigkeit das Seewasser sich durch die Kondensatoren pumpte, um den Dampf abzukühlen, und nicht durch eines der tausend Gewinde sickerte. Während er sich dem Heben und Senken des Schiffes anpasste, hielt Henrose ein Versuchsröhrchen mit Kesselwasser in der linken Hand und tropfte mit der rechten Hand aus einer Flasche Silbernitrat hinein. Jerninghams Worte klangen durch den ganzen Raum; aber Henrose konnte sie genau so gut nicht gehört haben, so wenig verriet er sich durch irgendeine Bewegung. Er stellte die Flasche mit der Chemikalie hin, schielte nach dem Reagensglas, schüttelte es und schaute von Neuem. Es wies nicht die leiseste Spur von Silberchlorid auf, was auf Salz im Kesselwasser deuten würde – Salz, welches sich durch Gelenke und Leitungen hindurchfrass und schon nach einigen Stunden das Schiff lahmlegte. Henrose begab sich wiegenden Schrittes zum Ablauf röst, schüttete das Wasser-röhrchen aus und verstaute die Silbernitratflasche. Italienische Kriegsschiffe lagen womöglich in Schussweite, sehr interessant, so war die Tatsache, dass Heinrich VIII. sechs Frauen besass. Aber im Wasserkessel befand sich kein Salz, und das zählte schliesslich.

Der Maschinenraumtelegraph klingelte, und sein Zeiger wies auf «Volldampf». Von Steuerbord bis Backbord schwangen die Nadeln der von der Kommandobrücke kontrollierten Umdrehungsindikatoren auf ihrem Zeigerblatt herum. Von seinem Standplatz aus, der ihm nichts Wichtiges verbarg, entdeckte der Kommandant, dass die befohlenen Umdrehungen das Schiff auf einunddreissig Knoten bringen mussten. Damit blieben nur noch ein oder zwei Knoten Spielraum für den Notfall zur Verfügung. In aller Gemütsruhe stellte der Kommandant fest, dass genügend Druck für diese Anforderung vorhanden war. Denn gerade weil er solche plötzliche Befehle voraussehen und dementsprechend vorsorgen konnte, hielt er eben den Rang eines Kommandanten.

An den Ventilen, die den Dampf den vier Turbinen zuführten, hantierten die vier Maschinisten. Sie drehten die horizontalen Räder auf und beobachteten die unruhigen Nadeln, zwei schwarze und eine rote, auf dem Anzeiger. Der Ton der Turbinen begann unglaublich zu steigen – unglaublich, weil das menschliche Ohr ein höheres Sirren für unmöglich hielt. Mehr und mehr Dampf strömte wie eine reissende Flut in die Turbinen, Dampf von einer Kraft von sechzigtausend Pferden. Der Schlag der Schrauben beschleunigte sich; die Nadeln des Vermessers krochen weiter, bis sie die anderen eingeholt hatten. Man führte die Befehle der Brücke aus; das Schiff lief einunddreissig Knoten. Vom Maschinenraum aus betrachtet, schien der Kreuzer ein leichtfüssiger Hirsch, der in Riesensprüngen von Wasserkrone zu Wasserkrone hetzte.

Ein frisches Geräusch durchdrang das Heulen der Turbinen. Diesmal ein lautes, gebieterisches Rasseln, das sich nicht überhö-

ren liess. Hoch oben am Schott flammte ein rotes Licht auf. Eine Indikatornadel schwenkte von «Stop Rauch» auf «Rauch bilden». Bastwick schritt bedächtig zum Kesselraum. Er wusste, dass sich dort das Signal wiederholte. Noch in der vergangenen Nacht hatte er alle Leitungen überprüft. Den Unteroffizier Harmsworth der Heizabteilung kannte er als absolut zuverlässigen Mann. Aber im Kriege durfte man nichts für sicher hinnehmen. Als er durch die Doppeltüren ging, summten seine Ohren durch das Sinken des Luftdruckes. Bei einunddreissig Knoten verbrannten die Kessel in einigen Minuten genügend Öl, um ein gewöhnliches Haus während eines ganzen Winters zu heizen. Die Luft, die sich mit dem Öl verband, fegte gleich einem gewaltigen Sturm in den Kesselraum, da das Verbrennungsmaterial als Vakuum wirkte.

Harmsworth beendete soeben die Einstellung der Ventile. Er liess etwas zuviel Öl durch und verringerte die Luftzufuhr, um eine vollkommene Verbrennung in den Öfen zu verhindern. Bastwick beugte sich und sah durch das kleine Guckfenster. Für gewöhnlich zeigte es weiss-wirbelnde Flammen; jetzt bot sich eine hässliche, qualmige Schwärze dem Auge dar. Einiges Öl verbrannte, aber nur gerade ausreichend, um den Rest in einen schwarzen, schmierigen Kohlenwasserstoff zu verwandeln, dessen russiger Qualm die Zugluft aufsaugte und zu den Schornsteinen hinausliess.

«Sehr gut», lobte Bastwick und richtete sich auf.

Die Hitze hier drin war erstickend, und die Temperatur würde mit der zunehmenden Geschwindigkeit noch ansteigen. Schweisstropfen bildeten sich auf dem Stiernacken und zwischen den Haaren auf Harmsworths nackter Brust. Bastwick schaute im Kesselraum herum, nickte dem Leutnant Pilkington zu und ertete von

ihm ein Grinsen. Pilkington war ein ausgezeichnete junger Mann. Eines Tages würde er es bis zum Admiral bringen. Bastwick vervollständigte seine Inspektion, fand alles in Ordnung, wie man es mit Pilkington auch nicht anders erwartete. Dann kehrte Bastwick in den Maschinenraum zurück, wo der Kommandant noch an der gleichen Stelle verharrte, während das grelle elektrische Licht sein Gesicht in das eines marmornen Heiligen verwandelte. Bastwick wusste, dass der Kommandant von seinem, Bastwicks, eben erfolgten Besuch des Kesselraumes bereits Kenntnis hatte. Der Steuerungsanzeiger am Schott, unterhalb des Rauchsignales, zeigte eine Kursänderung des Schiffes an. Die Nachricht wurde durch zwei danebenliegende rote Lichter bestätigt, die eine Arbeit der Steuermaschinen meldeten. Bastwick ahnte auch, wie der Kommandant diesen Vorfall bemerkte und seine Schlüsse über die Entwicklung der Schlacht zog. Der Heilige schien in Meditationen versunken zu sein. Bei einer plötzlich auftretenden Gefahr würde er aber so schnell handeln, wie man es nur von einem Mann erwarten konnte.

## Kapitel XI

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... ich fand die Nebelwand ausserordentlich wirksam ...***

Die *Artemis* flog jetzt durch das Wasser. Bei dieser Geschwindigkeit, mit einem querab kommenden Wind und der See fast aus der gleichen Richtung, schlingerte sie wild und unregelmässig und schlug auf jede Woge wie auf etwas Solides auf. Das vom Backbord-Bug hereinspringende Wasser wusch ihr Vorderschiff. Als Letzte in der Reihe sauste sie über eine Fläche, die schon ihre Vorgänger in weissen Schaum verwandelt hatten. Die von den fünf Schiffsrumpfen von beinahe sechstausend Tonnen hochgeschleuderten Wellenberge teilten sich vor ihr nach beiden Seiten und wurden zu weissem Gischt, sobald sie sich mit den Wellen der parallel stürmenden Zerstörer trafen. Die fünf Kreuzer lagen genau in einer Reihe. Der Rauch begann vom Schornstein des Flaggschiffes aufzusteigen, erst nur in kleinen Streifen, dann in einer dicken, fetten, nichtendenwollenden Wolke. Zwei Sekunden später dampfte es aus allen fünf Schloten – fünf dicke Rauchschlangen, jede so dicht, dass sie mehr flüssig als gasig zu sein schienen. Sie fielen zur Wasserfläche nieder, rollten darauf entlang, von einem günstigen Wind in Richtung des Feindes gestossen. Sie blieben kompakt, verteilten sich gerade genug, um mit ihren Schwestern eine weite Rauchfläche zu bilden. Sie zogen sich

längs des Geschwaders hin; schon das zweite Schiff, um gar nicht von der *Artemis* zu reden, wurde vollständig vor der Sicht der Italiener verborgen. Und die einunddreissig Knoten, mit denen das Geschwader sich vorwärtsbewegte, konnten nicht von den gegnerischen Schlachtschiffen erreicht werden. Obgleich die italienische Flotte nun schneller lief als der Konvoi, legte sich dennoch die Nebelwand zwischen die beiden. Um den Konvoi anzugreifen, mussten die Schlachtschiffe durch diese Wand dringen.

Einen künstlichen Nebel zu legen und sich dahinter zu verbergen war jedoch nur defensive Kriegführung von feigster Art. Der Feind musste geschlagen, und immer von Neuem geschlagen werden, obgleich dies nur mit sechszölligen Kanonen gegen eine zwölfzöllige Panzerplatte geschehen konnte. Wenn auch der Feind nicht zu verletzen war, seine Kühnheit musste gebrochen und seine Nerven zerrüttet werden. Er hatte zu lernen, dass er sich nicht auf die offene See wagen durfte, ohne der Gefahr wütender Angriffe ausgesetzt zu sein. Die *Artemis* war die Letzte in der Kreuzerreihe. Ihre Bewegungen blieben dem Feinde am meisten verborgen, denn ihr zur Seite lag der dickste Rauch. Sie trug die Verpflichtung zuzuschlagen, obgleich sie dadurch ihre dünne Panzerung den Ambossschlägen des Feindes darbot, und sie musste Spiessrutenlaufen durch Kugeln von zwei Tonnen Gewicht, der Geschwindigkeit eines Meteors und einer Genauigkeit, die einen Tennisplatz auf zehn Meilen Entfernung hin zu treffen vermochte.

Der Kapitän hockte auf seinem Stuhl, der unter ihm wie ein übermütiges Pferd bockte. Er bemerkte diese Schüttelei nicht, da er sich ihr durch jahrelanges Training genau anpasste. Er war tief

in Gedanken; aber der Ausdruck seines Gesichtes verriet nichts. Seine dämonisch wirkenden Brauen blieben bewegungslos. Der auszuführende Plan verlangte grösste Konzentration, keine Muskel zuckte in seinem Gesicht; dieser Plan war ein Teil seines Lebens, etwas, was der Kapitän auf jeden Fall ausführen würde. Nur die Einzelheiten lagen noch im Unklaren, da man einen gewissen Spielraum für die Veränderlichkeit des Wetters oder für eine unvorhergesehene Bewegung des Feindes lassen musste.

Drei Minuten Rauch bedeuteten eine Wand von anderthalb Meilen Länge, viel zu ausgedehnt für den Feind, um sie ständig auf der ganzen Strecke mit Sorgfalt zu beobachten. Und da sich an dem einen Ende fortwährend neuer Rauch hinzufügte, blieb das andere Ende wahrscheinlich gar nicht unter Kontrolle. Die Dicke des Rauches betrug zirka eine Viertelmeile. Die *Artemis* würde sie schräg durchqueren, also nach fünfundfünfzig Sekunden auf der anderen Seite herauskommen, ohne das Verschieben der Nebelbank durch den Wind miteinzukalkulieren. Der Kapitän löste diese pythagoreische Aufgabe im Kopfe. Die Windstärke von fünfzehn Knoten gab dem Problem jedoch eine erfrischende Komplikation. Etwas über zwei Minuten brauchte man zum Passieren der Nebelwand, zwei Minuten und zehn Sekunden. Der Kapitän wandte sich an die neben ihm installierte Sprachleitung.

«Kapitän – den Geschützoffizier», verlangte er. Der Geschützleutnant meldete sich.

«Ich drehe jetzt nach Steuerbord ab. Wir benötigen ungefähr zwei Minuten, zehn Sekunden, um durch den Nebel zu gelangen. Wenn wir herauskommen, finden Sie die Römer auf zirka Rot fünf. Ich drehe aber sofort Backbord parallel zu ihrem Kurs. Er-

öffnen Sie das Feuer, sobald Sie bereit sind. Alles in Ordnung? Adieu.»

Er hängte den Schlauch des Sprachrohres an seinen Platz. Die *Artemis* war das letzte Schiff im Geschwader, folglich das erste, um auf eigene Faust zu handeln.

«Drehen Sie acht Punkte nach Steuerbord», befahl er dem Navigationsleutnant.

«Steuerbord fünfzehn», rief der Navigationsleutnant. Die *Artemis* legte sich weit über, als sie in ihrer Geschwindigkeit die rechtwinklige Drehung vollführte. «Geradeaus!»

«Stop mit Rauch bilden», kommandierte der Kapitän. Er wünschte den Leuten an den Geschützen eine klare Sicht. Das Signal erreichte fünf Decks tiefer den Heizeroffizier Harmsworth in seinem Kesselraum.

Bis jetzt hatte der Wind die Rauchschwaden genau nach Steuerbord gelenkt. Nun fuhr aber die *Artemis* direkt darauf zu. Im Augenblick schon verliess sie den Sonnenschein mit seiner weiten Sicht. Im nächsten Moment umgab sie undurchdringliche Finsternis. Der Gestank des unverbrannten Öls stach in die Nasen und in die Augen. Die Leute mussten husten. Der Rauch war dunkel, viel dunkler als die schwärzeste Sonnenbrille. Der Kapitän sah sich um. Knapp erkannte er die zwei Yards entfernte Uniform des Navigationsleutnants. Ein sehr befriedigender Rauch, stellte er fest. Er blickte in Richtung des Mastkorbes und sah auch dort nichts. Immerhin bestand die Möglichkeit, dass die Mastspitze sich über den Nebel hinausstreckte und die Bewegung des Schiffes verriet.

«Rufen Sie den Mastkorb an und erkundigen Sie sich, ob der Spähposten auch im Rauch sitzt.» Jerningham gehorchte.



«Mastkorb meldet, er sei im Rauch und sehe nichts», schrie er in die Dunkelheit hinein, nachdem er des Leichtmatrosen Whipples Versicherung empfangen hatte.

Dieser kleine Auftrag tat ihm gut. Als sie sich in die Rauchwolke stürzten, klopfte ihm das Herz bis zum Halse. Nur mit grosser Mühe bezwang er sich. Sein Puls schlug schnell und heftig bis in die Fingerspitzen, so dass sie zitterten. Aber der Wortwechsel mit Whipple brachte ihm rettende Zerstreuung. Er fand seine neue Kaltblütigkeit wieder.

«Dreissig Sekunden», meldete der Torpedoleutnant. Er hatte das Licht über dem abgeschirmten Pult angeknipst, und mit herabgebeugtem Kopfe las er den Sekundenzeiger von der Deckuhr ab.

«Fünfundvierzig Sekunden.»

Seltsam, wie ruhig das Schiff hier im Rauch zu sein schien. Das Geräusch der See hob sich viel mehr ab als draussen im Sonnenschein. Während das Schiff über die Wellen glitt und sanft zu den Schraubenschlägen vibrierte, herrschte in ihm eine Stille, die sich der düsteren Umgebung anpasste. Der Kapitän wusste zwar, Dunkelheit verschlang keinen Lärm; diese Annahme war einfach ein sonderbares körperliches Phänomen. Nein, doch nicht! Innerhalb und ausserhalb des Rauches blies noch immer der Wind. Aber die *Artemis* hatte sich gedreht, und nun kam er, statt seitlich, von achtern. Hier lag die Erklärung; das Schiff fuhr wirklich ruhiger.

«Eine Minute», erklang die Stimme des Torpedoleutnants.

Interessant, dass er fünfzehn Sekunden zu dieser Entdeckung über den Wind brauchte! Die Gelegenheit, um die Dauer eines Denkprozesses genau auszurechnen, bot sich selten. Dabei war

das Studium der schnellen Auffassung wichtig im Hinblick auf die Reaktionsfähigkeit von Offizieren und Mannschaften.

«Fünfundsiebzig Sekunden», sagte der Torpedoleutnant.

Falls er später einmal darüber nachdachte, würde er sich erinnern, dass auch in diesem Moment seine Aufmerksamkeit ganz angespannt und geistig so beweglich wie nur möglich geblieben war. Vielleicht arbeitete unter diesen Umständen sein Gehirn wirklich schneller, obgleich es schwerfiel, die physiologischen und anatomischen Gründe hierfür zu finden.

«Neunzig Sekunden», rief der Torpedoleutnant.

Man konnte annehmen, die R.A.F.-Doktoren verfolgten schon seit Jahren diese Erscheinungen. Später einmal musste er nachforschen, wieviel sie bereits darüber entdeckt hatten. Natürlich würden sie sich mehr für den Bruchteil einer Sekunde interessieren als für Reaktionen, die länger als eine Viertelminute dauerten.

«Eins-null-fünf Sekunden», stiess der Torpedoleutnant hervor.

Nun ging es nicht mehr lange. Aber noch umgab sie der Rauch so dick wie vorher – ausgezeichnet. Er musste nicht vergessen, dies in seinem Report zu erwähnen. Der Kapitän rückte sich auf seinem Sitz zurecht, hielt sich bereit für ein augenblickliches Ereignis. Nun schien ihm der Rauch dünner. Vielleicht sahen die Italiener die schattenhaften grauen Umrisse der *Artemis* sich aus dem Nebel herauslösen.

«Zwei Minuten», erklang die Stimme des Torpedoleutnants.

Ja, jetzt erkannte er klar den Navigationsleutnant. Eine Sekunde Sonnenscheins, der wieder Dunkelheit folgte; dann traten

sie ins Tageslicht hinaus. Die Sonne blendete ein wenig, aber nicht genug, um sie an klarer Sicht zu hindern. Fast genau vor ihnen, in Schussweite ihrer sechszölligen Geschosse, lagen die massiven Silhouetten der italienischen Schlachtschiffe mit allen Details, den Komplexen der Geschützkontrolltürme, den dreifüßigen Masten, den riesigen Kanonen und den rauchenden Schornsteinen.

«Backbord fünfzehn», befahl der Kapitän. Und wunderschön im Sonnenglanze schwang die Artemis herum und wies mit ihrer Breitseite auf die gigantische Macht, wie einst Ariel sich einer Horde Kannibalen entgegengestellt hatte.

## Kapitel XII

### *Aus des Kapitäns Bericht ... das Feuer wurde eröffnet...*

Der Schiessleutnant trug das D.S.C.-Band auf seiner Brust. Die *Artemis* hatte schon früher Siege eingeheimst. Und gleich nach des Kapitäns waren die hervorragenden Siege in erster Linie des Schiessleutnants Verdienst. Wer entsann sich nicht an die Tagesaktion gegen einen italienischen Konvoi? Die erste Breitseite hatte voll auf dem unglücklichen italienischen Zerstörer eingeschlagen, der eine Nebelwand zu legen versuchte, und ihn in Trümmer geblasen, wodurch sich das Problem der Vernichtung des Konvois furchtbar vereinfacht hatte. Der Nachtangriff auf einen anderen Geleitzug hatte sich, dank der Italiener, in mancher Beziehung viel einfacher erwiesen. Sie besaßen kein so gutes Training und wegen ihres zu langen Hafenaufenthaltes bei Weitem auch nicht so viel Erfahrung wie die Engländer. Sie hatten versäumt, die *Artemis* im Dunkeln ausfindig zu machen. Der Kapitän war um sie herumgefahren, bis sich ihre Umrisse gegen den abnehmenden Mond abzeichneten; man war an sie mit eingestellten Geschützen herangekrochen, bis auf Kernschussweite, so nah, dass man sie überhaupt nicht missen konnte. Zwei Breitseiten für einen Zerstörer – die Flammen, die über sie zusammenschlugen, mussten die an die Geschütze hastende Mannschaft getötet haben,

denn niemals war das Feuer erwidert worden – dann ein schnelles Verschieben und eine neue Breitseite für den anderen Zerstörer. Dieser hatte tatsächlich auf das Feuer geantwortet, doch die Kugeln waren in den Himmel geflogen. Scheinbar hatte man die Geschütze auf Fliegerabwehr eingestellt gehabt, und irgendein aufgeschrecktes Wesen hatte sie abgefeuert. Nachdem die zweite Breitseite in den Zerstörer hineingekracht, war nichts mehr von ihm übriggeblieben als lodernde, gelbe Flammen, und das Explodieren der Munitionen war ertönt, als das Feuer um sich gegriffen und die Mannschaft verbrannt hatte.

Aber wenigstens hatte die *Artemis* mit jeder abgefeuerten Breitseite ihr Ziel getroffen, und selbst der hochnäsige Offizier der britischen Marine hätte es nicht besser gekonnt. Zumindest ein Beweis von der Wirksamkeit ihrer Geschütze, der tadellosen Ausbildung der Schiessmannschaft, der genauen Einstellung der Messapparate und der ruhigen Nerven und sicheren Hand des Geschützoffiziers. Darin allein lag nicht der Grund für eine Auszeichnung – es war schliesslich nur das, was man von ihm verlangte – aber die Admiralität entschied, dass ihm trotzdem ein Verdienst gebührte; darum trug er nun das blau-weisse Band.

Heute sang des Leutnants Herz. Er war gross, kräftig und blond. Durch seine Adern rann vielleicht das Blut eines kampfeswütigen nordischen Vorfahren. Immer vor einem Gefecht fühlte er sich in dieser gehobenen Stimmung, wie in Erwartung eines Vergnügens. Er fühlte es, war sich aber darüber selbst nicht im klaren. Denn Selbstbetrachtungen und -prüfungen lagen ihm gar nicht. Eine fanatische Kampfesfreude beherrschte seine Persön-

lichkeit; dieses Feuer der Leidenschaft brannte in ihm ganz unbewusst – die anderen schwiegen jedoch über diesen Punkt, um ihm wegen ihres Wissens kein Ärgernis zu geben. Er besass einen klaren Kopf und den Stolz eines Raubtieres. Seinen Verstand gebrauchte er nur in gewissen Beziehungen. Die Männer, die ihre Äxte an der Seite Harolds in Hastings geschwungen, und die tollkühnen Piraten, die trotz der Übermacht die Spanier ausgeplündert hatten, mussten aus demselben Holz geschnitzt gewesen sein. Mit einem Morgan, Nelson, einem Wellington oder Marlborough als Anführer ihrer nie müde werdenden Energie und ihrer wilden Tapferkeit, hätte sich ihnen nichts mit Erfolg entgegenstellen können.

Nimmermüde Energie brachte auch den Schiessleutnant an seinen jetzigen Posten. Für ihn gab es in seinem Fach keine trockenen Theorien über Ballistik oder Untersuchungen über die Spannungen innerhalb eines Geschützes. Wozu hatte man den Schlag der Büromenschen? Diese sollten sich mit derartigen Aufzeichnungen abgeben! Gerissene Köpfe als er entdeckten die phantastischen Maschinen zur besseren Ausnutzung des hochexplosiven Materials. Für den Geschützleutnant genügte es, dass Tabellen der technischen Einzelheiten, Kanonen schweren Kalibers und Präzisionsapparate existierten. Verbissene, harte Arbeit – wie das rastlose Vordringen eines Forschers in der Wüste – liess ihn die Mathematik seines Schiesskurses bezwingen und verschaffte ihm grundlegende Kenntnisse für die von ihm befehligte Waffe. Er wusste, wie sie funktionierte, und liess andere sich über das Warum die Köpfe zerbrechen. Er besass hinreichend Persönlichkeit und Geduld, um seine Männer anzulernen. Um die minutiösen Details der Unterhaltung und Reparatur kümmerten sich auch

auf dem Schiff Leute vom Fach. Sein Zorn drohte ihnen, falls sie ihre Pflicht versäumten. Endlose Drills und Kampfpraxis erzogen den Geschützleutnant mit seiner Mannschaft, bis sie mit ihren Geschützen zu einer Einheit verschmolzen. Der Wikinger von heute besitzt statt der Streitaxt Waffen, die auf neun Meilen treffen und ein Flugzeug sechs Meilen über ihnen herunterholen.

Er sass mit übereinandergeschlagenen Beinen in seinem Geschützkontrollturm, den er seit dem Morgengrauen nicht verlassen hatte. Sein Fuss wippte ungeduldig. Seine kräftigen weissen Zähne zermalnten die Schokolade, die er sich in den Mund gestopft hatte. Er war noch immer hungrig, trotz des Riesenbrottes, der Suppe und dem Kakao, die ihm der Oberzahlmeister gesandt hatte. Wirklich ein Glück, dass der Kantinenleiter zu ihm nach oben geklettert war und ihm die Schokolade verkauft hatte. Die Anstrengungen des Morgens hatten dem Geschützleutnant einen gesegneten Appetit geschenkt, wohl auch der Ärger, fortwährend in der Defensive zu sein. Flugzeuge abzuwehren, das vierzöllige A.A.-Feuer zu kontrollieren war schliesslich nichts anderes und machte ihn gereizt und hungrig.

Die Eröffnungstaktik der Schlacht beruhigte ihn einigermaßen. Er bewunderte die Geschicklichkeit, mit welcher der Admiral den ersten schwachen Versuch der Italiener abwehrte. Gegen seinen Willen musste er zugeben, dass man sich freuen durfte, wenn die Feinde nach einigen schlecht gezielten Salven längs des britischen Geschwaders wieder abzogen. Seine Vorfahren waren in einer wilden Attacke aus den Palisaden von Hastings hervorge-lockt worden, um plötzlich den mit Panzerhemden ausgerüsteten Reitern von Wilhelm dem Eroberer gegenüberzustehen.

Aber lange genug war der Geschützleutnant unter dem Einfluss des Kapitäns gestanden, um sich Mässigung aufzuerlegen. Er war bereits über die Möglichkeit herumschwärmender italienischer Schlachtschiffe informiert worden und erkannte die Bedeutung des Konvois. Und er war Veteran eines fast dreijährigen Krieges auf Leben und Tod. Er hatte gelernt, heiteren Gemütes die Ereignisse abzuwarten und gestattete sich nicht zu grossen Missmut wegen Untätigkeit und defensiver Kriegführung. Trotzdem liess die Legung der Nebelwand seine Lebensgeister neu aufflammen. Der erste Schachzug in einem grossen Spiel! Aufmerksam lauschte er den Worten des Kapitäns am Telephon.

«Zu Befehl, Herr Kapitän!»

Die *Artemis* neigte sich auf die Seite, als sie in die Rauchwolke vorstiess.

Im Hauptkontrollturm blieb es hell. Der Qualm vermochte nur schwer in diesen Stahlkasten einzudringen. Die elektrischen Birnen brannten ununterbrochen. Der Stuhl aus Stahl und Leder des Geschützleutnants befand sich in der oberen Galerie. Zur Rechten des Geschützleutnants hockte mit seinem Fernrohr der Spähoffizier, der junge Leutnant Raikes. Links beobachtete ein Unteroffizier die Schussweite. Vor ihm hantierte der Obermaat O'Flaherty, ein Ire aus Connaught, am Einstellregulator. Ringsherum war der Raum mit den Besten der Schiessmannschaft angefüllt, alles im Kampfe erprobte Männer. Unter ihnen befand sich Alfred Lightfoot. Seine Stirn lehnte gegen den zum Schutze der Augen mit Gummi abgepolsterten Distanzmesser. Den Apparat an der anderen Ecke bediente John Oldroyd, der seine Jugend in einer Yorkshirer Mine verbracht hatte und nun seinem Kameraden an



Verlässlichkeit nicht nachstand. Hinter ihm richteten zwei weitere komplizierte Apparate der modernen Schiesskunst ihre Objektive in die vermutliche Feindrichtung. Einer der sie Bedienenden war ein kleiner Mann mit hervorquellenden Augen, den weder ein kräftiges Kinn noch Würde zierte. Der Geschützleutnant kannte ihn jedoch als einen Burschen, den Gefahr oder Aufregung nicht aus der Fassung brachten. Er hatte etwas Altjüngferliches an sich und sorgte sich um sein Instrument wie eine alte ledige Tante, die in jeder Situation ängstlich den Rock hinunterstreicht. Sogar der Telephonmann mit seinen über den Kopf gezogenen Hörern zählte zu den Auserwählten. Die Schiffsbücher führten ihn als «Hausangestellten» auf. Seine jetzige Beschäftigung, die Abnahme der Telephonmeldungen, erinnerte ihn an seine ehemalige Zeit als Diener in einem Junggesellenhaushalt, wo er durch den Apparat mit Gläubigern, Verwandten und Freundinnen seines Brotherrn in gleichbleibender Freundlichkeit verhandeln musste. Damals hatte er sich eine Redegewandtheit erworben, die ihm nun gut vonstatten kam. Er gebrauchte sie auch in Augenblicken grösster Nervenanspannung.

«Wir werden das Feuer auf den Feind eröffnen», berichtete der Geschützleutnant in das Telephon, das ihn mit den einzelnen Geschütztürmen verband, «in einer Peilung von ungefähr Grün acht-fünf.»

Lange vorher hatte die Transmissionsstation den Befehl «Alle Kanonen laden» vermittelt und schon früher waren die Mannschaften im «ersten Grad der Bereitschaft» gestanden. Die Gruppe im Kontrollturm, die Matrosen in der Vermittlungszentrale und die Männer an den Geschützen lauerten wie Läufer an einem Wettrennen auf das Losgehen der Signalpistole. Sie mussten gut

starten – denn vom Start hing alles ab. Sie mussten den Feind treffen und sich zurückziehen, ehe er auf sie schiessen konnte. Jedermann im Schiff begriff das. Jeder Einzelne auf dem Schiff hatte sein Scherflein dazu beigetragen, und jetzt hing es von den Geschützleuten ab, das Werk zu vollenden.

Sonnenschein strahlte plötzlich in den Kontrollturm, verschwand kurz und leuchtete wieder auf.

«Grün fünf», meldete der ausspähende Offizier, als er die italienische Flotte erblickte. Sogleich änderte jedoch die Lage, denn die *Artemis* schwenkte parallel zu den Gegnern um.

«Feuert auf das führende Schiff», befahl mit kaltem Mut der Geschützoffizier. Das war ein Schlachtschiff und am wenigsten verwundbar für die Kugeln der *Artemis*. Doch flatterte auf seinem Mast die Fahne des italienischen Admirals. Die Richtungssucher fielen sofort über die neue Aufgabe her. Lightfoot, Oldroyd und ihr Kollege Maxwell drehten wie rasend an den Schrauben, bis sich das doppelte Bild zu einem verschmolz. Ihre Füße betätigten dabei noch die Pedale. Unten in der Transmissionsstation stellte eine Maschine mit übermenschlicher Geschwindigkeit die Resultate zusammen und nahm deren Durchschnitt. Jeder der verschiedenen Beobachter im Kontrollturm machte seine eigene Kalkulation und sandte sie nach unten weiter. Dort stellten sie anhand der augenblicklichen Berechnungen über die Lage des Admiralsschiffes fest, wo es sich in fünfzehn Sekunden befinden würde. Noch andere Maschinen bearbeiteten ein anderes Gebiet. Einer der Männer wurde über Stärke und Richtung des Windes informiert, schätzte diese Wirkung ein und liess einen Spannraum auch für

das Schlingern des Schiffes. Da jedes Geschütz auf dem Schiffe seine kleine Eigenart besass, führte man für jedes eine einzelne Berechnung aus. Veränderungen in der Temperatur beeinflussten die Triebkraft des Geschützes, folglich auch die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses. Ein zur Maschine verwandelter Mensch stand daneben, um die nötigen Korrekturen vorzunehmen. Der Barometerstand wirkte sich auf Triebkraft und Laufbahn der Kugel aus – Luftdruck wechselte wie Temperatur stündlich. Die Transmissionsstation musste auch dies in Betracht ziehen. Und das Schiff selber rollte in schwerer See – ein weiteres Problem in der Kalkulation.

«Tabelle mit Abweichungen beendet», klang es durch das Telephon.

«Breitseiten», befahl der Geschützleutnant in kalter Ruhe. Seine Kampfeslust machte ihn den grössten Gefahren gegenüber nur noch kühler.

Die Wiederholungen seines Befehls verstummten, und in diesem Moment leuchtete auch die letzte Lampe mit dem Zeichen «Geschütz bereit» auf. Es erwies sich als unnötig, dem Kapitän Meldung abzustatten und um Eröffnung des Schiessens die Erlaubnis zu holen. Der Befehl war bereits gegeben. In diesen wenigen Sekunden hatte man das Problem gelöst, wie ein Schiff, das einunddreissig Knoten lief, eine Vierteltonne Stahl und Explosiv auf ein anderes neun Meilen entferntes Schiff mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Knoten schleudern konnte.

«Zum Schuss fertig», rief der Geschützleutnant laut und doch ruhig. Als O’Flaherty den Abzug drückte, fiel das nächste Kommando: «Feuern!»

## Kapitel XIII

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... und Einschlüge wurden beobachtet...***

Obermaat Patrick O'Flaherty wurde als Untertan des Vereinigten Königreiches von Grossbritannien und Irland geboren. Für kurze Zeit hatte er dem Irischen Freistaat angehört, ehe er der britischen Marine beigetreten war und seinen Eid Seiner Majestät dem König von Grossbritannien und Nordirland abgelegt hatte. In den ersten Tagen hatten einige schlecht erzogene und dumme Kameraden hämisch oder beiläufig nach dem Grund seines Eintrittes geforscht. Aber keiner war ein zweites Mal darauf zurückgekommen; selbst der Dümme verstand die Lektion, die O'Flaherty in einem solchen Falle austeilte.

Dies waren damals wilde und dunkle Zeiten für Irland gewesen, und O'Flaherty hatte noch als Kind schreckliche und blutige Szenen erlebt. Wohl möglich, dass er sich in jenem frühen Alter Feinde geschaffen hatte, obgleich man sich nur schwer vorstellen konnte, dass der fünfzehnjährige Junge vor einem menschlichen Wesen erzittert wäre. Irgendeine Wendung der irischen Politik oder im irischen Guerilla stempelte O'Flaherty in den Augen seiner Freunde zum Verräter; plötzlich hatte er sich von aller Welt verlassen gefunden. Oder hatten vielleicht nur die Umstände einen Verdacht auf ihn geworfen? Musste es sich überhaupt um einen blossen Verdacht handeln? Möglicherweise hatte auch das an

den Händen O'Flahertys klebende Blut nach eines Menschen Rache gerufen, der dem Jungen als Gegner in Stärke und Schlaueit weit überlegen war.

Anderseits hatte O'Flaherty vielleicht der Frieden nicht behagt, der sich über Irland ausbreitete; er war zur Marine gegangen aus reiner Lust am Abenteuer, aus einem Verlangen nach der See, das ihn in Clew Bay oder Blacksod ergriffen hatte. Er spielte vielleicht mit dem Gedanken, eines Tages zu desertieren und in einem neuen Lande in Übersee frisch zu beginnen, ohne sein Fahrtgeld zahlen zu müssen.

Ob nun dieses oder jenes Motiv vorgelegen, die Britische Marine hatte ihn verschluckt, und ihr geordnetes Tagewerk und ihre väterliche Disziplin bezähmte auch den wilden Iren mit dem Temperament eines ungebrochenen Pferdes. Die gutmütige Kameradschaft auf dem Unterdeck, die bei dem monatelangen Zusammenleben in engstem Raum so nötig wie das Atmen wird, hatte über ihn die Herrschaft gewonnen. Erst hatte er sie gehasst und sich dagegen gesträubt, dann sie zu verstehen und sich auf sie zu verlassen begonnen. Nun liebte er den frischen Hauch der See, den Tropenhimmel des Indischen Ozeans und die eisigen Wasser des Nordatlantik, liebte sie wie die sanften Winde seiner Heimat. Es hatte auch schwarze Tage gegeben, an denen der Ausgestossene das Elend des Heimwehs durchmachte; doch diese waren mit den Jahren immer seltener geworden, während sich aus dem Jungen ein Mann entwickelt hatte. Das Schicksal, oder nennen wir es das Glück, hatte ihn bei diesen Gelegenheiten vor einem ernsten Verstoß gegen die Disziplin bewahrt, der ihm Kopf und Kragen hätte kosten können.

Zwanzig Jahre Dienst sind eine lange Zeit. Einmal war er ein Knabe mit rosigen Wangen gewesen, als er, zerlumpt und hungrig als Dreizehnjähriger die irische Uniform getragen, in den Bergen geschlafen, sich in Sümpfen verborgen und mit seinen Gesellen hinter einem Busch versteckt an einer Strassenkrümmung auf einen Lastwagen von Black-and-Tans mit einer Bombe gelauert hatte. Jetzt schimmerten seine hageren Wangen blauschwarz. In seinen dunklen Locken zeigten sich die ersten grauen Haare. Das Blau seiner Augen strahlte aber immer noch wie früher, und seine weichen Lippen zierte noch das alte gewinnende Lächeln. Alle Widersprüche Irlands prägten sich in seiner Person und in seiner Laufbahn aus, genau so deutlich wie in den alten Tagen, als die «kämpfenden Halunken» von Wellingtons Connaught Truppen die Festung Badajoz erstürmt hatten, direkt durch die sie nieder-mähenden Musketen der Napoleonischen Garnison.

Heute sah der Obermaat O'Flaherty ebenso schrecklichen Aus-sichten mit dem alten, nie erlöschenden Kämpferblut entgegen. Sein irisches Einfühlungsvermögen und seine Gedankenschnel-ligkeit würden ihn nicht verlassen, wenn ihn auch innerlich die irische Kampfesfreude verzehrte. So erreichte er auf einem ande-ren Weg die gleiche beschwingte Stimmung wie sein Geschütz-leutnant, der ihm seine jetzigen Pflichten auferlegte. Er hielt den Schusseinsteller genau auf das italienische Flaggschiff gerichtet. Während das Schiff schwer von Steuerbord nach Backbord rollte, zielte er auf den Sockel des Vormastes, verschob millimeterweise den Apparat, als die *Artemis* langsam gegen das Ziel aufrückte. Und bei jeder kleinsten Veränderung des Rohreinstellers beweg-ten sich auch die sechs Kanonen mit ihren drei Türmen. Fünfhun-

dert Tonnen Stahl und Apparatur schwankten bei seinem leisesten Fingerdruck. Hatte je ein irischer Barde ein grösseres Wunder auf seiner Harfe besungen?

«Feuern!», rief laut der Geschützleutnant, und O'Flaherty drückte den Abzug nieder, wodurch sich der Stromkreis in den sechs Geschützen schloss.

Laut brüllten ihre grässlichen Stimmen. Das ohrenbetäubende Krachen verebbte im harten Sausen der durch die Luft fliegenden Kugeln. Noch befanden sich die Bomben auf ihrem Wege über die graue See, da blitzten bereits die «Geschütz-bereit-Lampen» vor den Augen des Leutnants auf.

«Feuern!», kommandierte der Geschützleutnant.

O'Flaherty drückte von Neuem auf den Abzug. Die Schussrichtung lag noch immer beim Vordermast des italienischen Flaggschiffes.

«Feuern!», rief der Geschützleutnant und noch einmal «Feuern!»

Zwölf Kugeln schwebten gleichzeitig durch die Luft, während die Fontänen der ersten sechs sich noch immer vom Wasser abhoben. Dieser Moment verlangte gebieterisch nach klaren Köpfen und sicheren Händen. Geschützleutnant, Spähoffizier und Leutnant Home vorn im «B»-Turm beobachteten die Wassersäulen und drückten auf die Knöpfe mit den Bezeichnungen «Kurz», «Exakt» oder «Weit». Unten in der Transmissionsstation trafen die Meldungen der drei Offiziere zu gleicher Zeit ein. Nach ihren übereinstimmenden oder mehrheitlich gleichen Berichten änderte die Mannschaft die Elevationswinkel der Kanonenrohre. Zu jeder Schussrunde gesellten sich noch andere Korrekturen, jetzt zum Beispiel durch das allmähliche Heisslaufen der Rohre bedingt.

Trotzdem waren alle zehn Sekunden die Kanonen bereit und geladen. Alle zehn Sekunden schleuderten sie die Kugeln in die Luft, deren Einschlagspunkt alle zehn Sekunden sorgfältig notiert werden musste. Jede Verwechslung zwischen einer Breitseite und einer Vorgängerin oder einer nachfolgenden bedeutete die Unwirksamkeit der nächsten. Es lag in der Macht des Geschützleutnants, die Signale des Spähoffiziers und des «B»-Turm-Offiziers vollständig auszuschalten und sich nur auf seine eigenen Beobachtungen zu stützen. Aber Raikes und Home waren alte, erprobte Waffenkameraden. Er vertraute ihnen – er warf einen Blick auf das ernste und entschlossene Profil Raikes und fand seine Ansicht von Neuem bestätigt. Dann kehrten seine Augen sofort auf das Ziel zurück. Die nächste Breitseite verursachte nur ein einziges Aufklatschen auf dem Wasserspiegel und ausserdem noch ein gelbes blitzendes Aufzucken im grauen Umriss des Schlachtschiffes; die Sonne machte es nur schwer sichtbar – ein neuer Treffer! Vier Einschläge bei sechs Breitseiten zeigte einen guten Leistungsdurchschnitt. Dieser gelbe Schein versinnbildlichte den Höhepunkt in der Karriere eines Geschützoffiziers. Um seinetwillen erduldeten er die Mühe und Plackerei von Whale Island, die endlosen Drills, die fortwährende Inspektion der Apparate. Die Krönung jahrelanger, rastloser Arbeit lag in den schwefelfarbenen Blitzen, die vom Erfolg der Kugeln erzählten. Aufgeregt rutschte der Geschützleutnant auf seinem Sitz hin und her. In ihm rührte sich mächtig der kämpferische Geist, der zu treffen, treffen und nochmals zu treffen verlangte.

Nun jedoch diese hellen Lichter auf der Seite des italienischen Flaggschiffes waren keine neuerlichen Einschläge. Erst in drei Sekunden durfte man eine eigene Breitseite erwarten.



Der Geschützleutnant wusste wohl deren Ursache. Er lokalisierte den Fall der nächsten Breitseite, signalisierte sie als «Kurz» und die darauffolgende als «Exakt». Sein Finger ruhte noch auf dem Knopf, da hob sich die See zwischen ihm und den Gegnern zu einem gewaltigen Berg; die vierzehnzölligen Granaten wühlten ungeheure Wassermengen auf.

«Feuern!», befahl der Geschützleutnant.

Mit dem Aufbellern der Breitseite vermischte sich ein anderes gewaltiges Geräusch, ähnlich einem durch den Tunnel jagenden Zug – der Ton der dicht über ihnen hinsausenden schweren Kugeln. Die italienische Marine erwiderte das Feuer. Überall auf der ganzen Linie flammten die hellen Lichter auf, und die Luft erbebte.

«Feuern!», rief der Geschützleutnant und markierte den nächsten Einschlag.

Ruhig behauptete O’Flaherty noch immer seinen Platz am Schusseinsteller, zielte sorgfältig auf den Vordermast des italienischen Flaggschiffes und drückte ab, sobald der Befehl kam. Die Kugeln brüllten über ihn hinweg oder platzten ganz nahe vor ihm. Von unten ertönte das Donnern der Kanonen. Sein ausdrucksvoller Mund, von dem noch heute ein Mädchen in Southsea zuweilen träumte, lächelte sanft.

## Kapitel XIV

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... bis ich mich wieder in die Nebelwand zurückzog ...***

Der plötzliche Krach der Kanonen liess Jerningham auf der Brücke wie gewohnt zusammenfahren. Er meinte zu sich selber, wenn er nur den Moment des Losgehens ahnte, würde er nicht so erschrecken. Aber hier auf der Brücke gab es keine Warnung. Er verspürte den heissen Luftstoss der Explosion und sah zum Feind hinüber, um den Einschlag zu erkennen. Darum überraschte ihn das Bersten der nächsten Salve von Neuem. Er zuckte zusammen und verpasste den Weg der ersten Kugel. Er hoffte, keiner der hier oben diensttuenden Matrosen habe sein Auffahren bemerkt – er war ganz sicher, seine Füsse sprangen direkt auf dem Deck. Das dritte Krachen kam, und er reagierte wieder aufs Gleiche. Das Getöse war entsetzlich, und der Luftdruck jeder Breitseite erschütterte ihn.

Er richtete seine Kappe, die gefährlich schief heruntergerutscht war, und versuchte, sich für die nächste Breitseite zusammenzureissen. Das Denken fiel unter diesen Umständen schwer. Die Explosionen rüttelten eines Mannes Gehirn durcheinander wie die einzelnen Teile eines Zusammensetzspiels. Er empfand Neid, beinahe Hass gegen den Wachoffizier, den Torpedo- und den Navigationsleutnant, die unbeweglich wie Statuen verharreten. Bis er sich endlich zusammenriss, hatte man schon ein Dutzend Breit-

seiten abgefeuert. Die *Artemis* war seit einer vollen Minute ausserhalb des künstlichen Nebels. Jerningham schaute wieder nach Steuerbord, gerade zur rechten Zeit, um mit seinen Augen die erste italienische Salve losgehen zu sehen. Dann vernahm er ein anderes Donnern schrecklich nah über seinem Kopf. Er bemerkte das Aufflammen der Geschütze auf der ganzen italienischen Gefechtslinie. Jedes dieser Schiffe zielte auf ihn.

Er schluckte einmal, und mit letzter Kraftanstrengung gewann er die Kontrolle über sich selber wieder. Die Panik verschwand auf rätselhafte Weise, wie es manchmal mit Neuralgie geschieht. Er genoss seine neugewonnene Ruhe, kostete sie aus wie entschwundene Nervenschmerzen, nicht ganz sicher, ob die Befreiung von der Qual anhalten würde. Er besann sich der Notizen, die er im Verlauf eines Gefechtes niederschreiben musste, griff nach seinem Block und Bleistift, kontrollierte seine Armbanduhr und schätzte hastig die ungefähre Zeit ab, die seit seiner letzten Eintragung verstrich. Als er sich wieder aufrichtete, sah er ringsherum die See von den einschlagenden Granaten brodeln. Es schien unglaublich, dass die *Artemis* unbeschädigt hindurchgekommen konnte.

Der Kapitän drehte sich soeben um, gab dem Navigationsleutnant eine Order und redete dann ins Sprachrohr hinein. Bei diesem fürchterlichen Getöse und auf diese Entfernung verstand Jerningham allerdings nichts. Die *Artemis* drehte ab und entfernte sich jäh vom Feinde. Ebenso unvermittelt stoppte das Kanonenfeuer. Nur ein oder zwei Sekunden huschten vorbei, ehe sie wieder in den schützenden Rauch, die Dunkelheit und das Schweigen untertauchten. Die Nebelwand barg das Schiff, wie eine Mutter ihr Kind in die Arme schliesst.

«Mein Gott!», platzte Jerningham los, «wir sind glücklich heraus aus der Hölle!»

Er hörte eine andere Salve längs des Schiffes auf dem Wasser aufschlagen, konnte sie aber nicht erkennen. Er wunderte sich, ob die Italiener wohl absichtlich blind in den Nebel hineinfuerten oder ob nur eine Ladung von einem undisziplinierten Schiff abging, dessen Besatzung sich nicht zu beherrschen verstand. Letztere Theorie schien wahrscheinlicher, da kein weiterer Schuss ertönte.

Der Rauch wurde dünner.

«Hart Backbord!», schrie der Kapitän unerwartet und lauter, als es sonst seine Art war.

Die *Artemis* legte sich bedenklich auf die Seite, so heftig, dass die leeren Munitionskästen mit lautem Geklapper über die Decks polterten. Der Navigationsleutnant sprach den Namen Gottes so deutlich aus wie vorhin Jerningham und tastete nervös nach dem Kompass. Jerningham schaute nach vorn. Vag sichtbar vor dem Backbord-Bug tauchte das Oberwerk eines Leichten Kreuzers auf. Gerade davor lag ein zweiter: die alte *Hera*, Kameradin der *Artemis* auf so vielen Streifzügen im Mittelmeer. Die Schiffe näherten sich einander mit siebzig Meilen pro Stunde.

«Jesus!», entfuhr es dem Navigationsleutnant. Sein Gesicht verkrampfte sich.

Jerningham sah die *Hera* und fühlte die *Artemis* herumschwingen. Die beiden Schiffe sausten, nicht zwanzig Yards getrennt, im entgegengesetzten Kurs aneinander vorüber. Jerningham entdeckte die Offiziere auf der Brücke der *Hera*, die herüberstarrten, und die grimmigen Gesichter der Matrosen, die neben dem Oerlikongeschütz auf Backbord der *Hera* postiert waren.

«Geradeaus!», kommandierte der Kapitän.

Die *Artemis* richtete sich auf ihrem Kiel wieder auf, jagte am luvwärtigen Rand der Nebelbank vom Rest des Geschwaders weg. Der Navigationsleutnant zwängte sich zwei Finger in den Kragen, der ihm auf einmal zu eng geworden schien.

«Das ging noch haarscharf vorbei», bemerkte er zum Kapitän. Der Ruhe in seiner Stimme merkte man das Gekünstelte an.

«Ja, ziemlich genau», entgegnete trocken der Kapitän.

Bald nachdem die *Artemis* ihren Bug durch den Nebel geschoben hatte, um den Feind anzugreifen, musste der Admiral den Rest des Geschwaders scheinbar auf dem alten Kurs zurückgeführt haben, so dass die *Artemis* bei ihrer Wiederkehr nur knapp eine Kollision mit den letzten beiden Schiffen der Linie verpasste. Nur wegen der guten nautischen Kenntnisse und des raschen Handelns blieb ihnen dieser Zusammenstoss erspart. Hierin lag die Rechtfertigung für das eingegangene Wagnis.

Der Kapitän lächelte im Geheimen grimmig und stellte sich ein solches Treffen in der Phantasie vor. Wenn Schiffe mit dreissig Knoten im Nebel herumjagen, passieren die grössten Überraschungen. Ein Spielraum von zwanzig Yards und eine vereinte Geschwindigkeit von zweiundsechzig Knoten bedeutete, dass er das Kommando «Steuerbord das Ruder!» mit einer halben Sekunde Zeitüberschuss gab. Als Junge hatte man ihn erzogen, und als Mann hatte er seine Erziehung zwanzig Jahre fortgesetzt. Deshalb gelangen ihm heute die Entscheidungen im Handumdrehen.

1918 hatte der Kapitän der Grossen Flotte als Seekadett gedient. Eines schönen Tages, als sie in Rosyth gelegen, hatte man ihn mit einer Botschaft zum Flaggschiff geschickt. Er hatte sein Boot sauber unter dem Heck der *Queen Elizabeth* hindurchdrei-

giert, mit voller Geschwindigkeit gewendet und einen erstklassigen Stop am Fusse ihres Fallreep bewerkstelligt. Er hatte sich seiner Meldung entledigt und wollte wieder abfahren, als ein Bote ihn aufhielt.

«Der Admiral wünscht Sie auf dem Quarterdeck zu sprechen!»

Er war achtern gegangen, wo der Admiral Sir David Beatty, G.C.B., Kommandierender der Grossen Flotte, auf und ab schritt.

«Sind Sie der Unglückswurm, der mit dem Boot anlegte?»

«Jawohl, Herr Admiral.»

«Lasen Sie nicht meine Notiz?»

«Nein, Herr Admiral.»

«Sie haben mir \* mit Ihrem verdammten Kielwasser meine verdammte Kabine überflutet, nachdem man seit Wochen zum ersten Mal die Bullaugen öffnete. Ich machte mir die Mühe, eine Notiz «Langsam» aufzuhängen, und der erste verdammte kleine Lausbub, der mit seinem verdammten kleinen Boot anlegt, schickt mir den halben Firth of Forth über meine verdammten Möbel. Meine Empfehlung an Ihren Leutnant und er möchte Ihnen sechs von den Besten verschreiben. Von den **Besten**, bitte!»

Der Seekadett entwickelte Gedankenschnelle und Entschlusskraft, um sich den Schmerz und die Schmäählichkeit einer Züchtigung zu ersparen. Er behauptete eigensinnig seinen Platz.

«Nun?», schnappte der Admiral.

«Das Schild hängt nicht so, dass jemand vom Heck kommend es wahrnehmen könnte, Herr Admiral. Von dort aus ist es ganz versteckt.»

«Wollen Sie etwa mit *mir* argumentieren?»

«Jawohl, Herr Admiral. Wäre die Notiz sichtbar, hätte ich sie nicht übersehen.»

Das war für einen sechzehnjährigen Seekadetten eine kühne Behauptung gegenüber dem Oberbefehlshaber. Beatty betrachtete interessiert den Jungen von oben bis unten und begriff: in diesem besonderen Fall fühlte sich der Seekadett seiner Sache sicher. Falls man seine Darstellung prüfte, würde sie sich als korrekt beweisen, und eine solche Untersuchung wäre für einen Admiral ein ziemlich unwürdiges Verfahren.

«Nun gut. Ich ziehe meinen Befehl zurück. Stattdessen werden Sie Ihrem Leutnant berichten, Sie hätten Ihrem Oberbefehlshaber widersprochen. Ich überlasse ihm das Urteil. Abtreten!»

So arbeitete Beattys Entschlusskraft. Er durfte sich nicht eines Akts der Ungerechtigkeit schuldig machen; aber die Disziplin könnte leiden, wenn ein junger, noch nicht flügger Seekadett sich rühmte, er hätte den Admiral in einem Argument geschlagen. Er verliess sich ruhig auf den Leutnant, dass dieser für Disziplin sorgte und dem jungen Mann eine Tracht Prügel zu teilte, damit ihm die Bäume nicht über den Kopf wuchsen. Die Geschichte endete, indem der Seekadett dem Befehl seines Admirals nicht gehorcht hatte und so der Strafe entging. Er hatte dem Leutnant keinen Bericht erstattet und dafür eine viel schwerere Aburteilung riskiert. Doch die Chancen, dass der Oberbefehlshaber wirklich nachforschte, ob ein Seekadett eine unwichtige Meldung an seinen Leutnant ausrichtete, waren ja ziemlich gering. Das Wagnis hatte sich wohl gelohnt!

In der Meinung eines sechzehnjährigen Jungen ist eine Debatte

mit seinem Admiral und ein Nichtbefolgen seiner Order ein ebenso grosses Risiko wie für einen Kapitän, sich dem Feuer der italienischen Marine auszusetzen und mit dreissig Knoten durch eine Nebelwand gegen sie anzustürmen. Es bestand die Gefahr, einen Leichten Kreuzer den Geschützen eines Schlachtschiffes auszusetzen. Jedoch bei ruhiger Überlegung lagen die Aussichten nicht so ungünstig. Die *Artemis* löste sich, zum Feuern bereit, aus den Rauchschwaden. Die Italiener mussten sie erst entdecken, dann ihre Geschütze herumschwingen, die Distanz berechnen, um schliesslich das Feuer zu erwidern. Ihre Instrumente wurden nicht so sorgfältig in Ordnung gehalten und nicht so gewandt bedient. Sie benötigten viel mehr Zeit, um das Ziel zu finden. Und je mehr Schiffe auf die *Artemis* schossen, umso besser. Das zahlreiche Aufklatschen verwirrte nur die Spähposten und die Geschützoffiziere. Ein Schiff, das seine Geschützkorrekturen nach den Einschlägen eines anderen machte, blieb natürlich vollkommen unwirksam. Als grösstes Risiko musste man den Zufall rechnen, der eine feindliche Salve direkt aufs Ziel lenkte. Aber die bittere Notwendigkeit, die Italiener zu schlagen, hob diese Gefahr mehr als genügend auf. Der Kapitän hatte die Chancen sehr genau berechnet.



## Kapitel XV

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... dann wendete ich, um das Gefecht fortzusetzen ...***

«Das war eine knappe Sache», bemerkte der Erste Vollmatrose Harris. Er nahm den Sitz des Kanoniers am Pompom der Backbordseite ein und schaukelte mit den Beinen, als die *Hera* an ihnen vorbeirauschte. Er grinste ungeheuerlich, denn Harris war einer der undankbaren Gattung, die sich durch nichts beeindrucken liess.

«Frag mich, wie es dem alten Corky geht», meditierte Vollmatrose Ryder. «Entsinnst du dich an den alten Corky, Nibs? Du weisst doch, der Greifer. Ich hab' gehört, er ist jetzt auf der *Hera*»

Ein Greifer ist Mitglied der Schiffspolizei, und Ryder gehörte zu den Seeleuten, die sich mit diesen Beamten auskennen wie die Mehrzahl der Pompombemannung. Die schlechten Charaktere eines Schiffes scheinen sich ganz automatisch bei den Pompoms einzunisten. Erster Matrose Harris erlebte mehr als eine Degradierung und hielt nur wegen seiner ihm von der Natur geschenkten Gaben den verantwortungsvollen Posten. Harris war der geborene Schütze für ein Pompom. Dieses schnellschiessende Maximgewehr zu bedienen, verlangte besondere Eigenschaften. Eine Hand kontrolliert den Elevationswinkel, die andere verschiebt das Gewehr in der Längsrichtung, ungefähr wie Oberstimme und Bass auf dem Klavier. Es musste instinktiv geschehen; denn beim Feu-

ern auf ein mit dreihundert Stundenmeilen dahinjagendes Flugzeug blieb keine Zeit zum Überlegen. Das komplizierte vierrohrige Geschütz, einige Tonnen verwickelter Maschinerie, hatte sich zu heben und zu senken, nach links und rechts zu drehen, dabei nicht auf das Ziel gerichtet, sondern etwa fünfzig Yards voraus, damit die zweipfündige Kugel sich im Äther mit dem fliegenden Feinde treffen konnte. Wenn auch dieses Gewehr vier Kugeln in der Sekunde abfeuerte, jede mit einer riesigen Anfangsgeschwindigkeit, und wenn man selbst Spurgrenaten zu Hilfe zog, blieb der Erfolg immer noch im Ungewissen. Der Kanonier musste einfach dazu geboren sein und geschmeidig auf technische Schwierigkeiten reagieren. Selbstverständlich gehörte ausser der blitzschnellen Bedienung noch ein beispielloser Mut dazu, um den fürchterlichen Attacken der Sturzbomber fest ins Auge zu sehen.

Wie in jedem Schiff traf man in der *Artemis* auf eine grosse Quantität von Mut. Doch von oben bis unten hatte man vergeblich den Kreuzer durchsucht, um auf einen ebenso guten Pompomkanonier zu stossen wie den Ersten Harris. Er sprang mit dem Gewehr um, als wäre es ein Teil seiner selbst, schaute mit beiden Augen offen auf das Ziel, erfasste das Kommende, während andere noch herumrechneten. Die Erfahrung hatte sogar noch Harris verbessert. Er erriet die Gedanken der Bomberpiloten und entdeckte durch reine Intuition ihre Ablenkungsmanöver. Er war ein Virtuose auf dem Zweipfünder-Pompom. Erst heute Morgen vermehrte er seine Abschüsse um fünf – hundert Meilen zurück lagen fünf zertrümmerte Flugzeuge auf dem Grunde des Mittelmeeres, zerrissen von den Kugeln, die Harris ihnen entgegenjagte.

So befand sich seine Mannschaft in bester Laune, wie eine siegreiche Fussballequipe nach dem Match. Es war einzig eine Sache der Zusammenarbeit: sie musste fortwährend die Munition bereithalten und Störungen beseitigen. Sie machte dem begabten Mittelstürmer Harris den Weg frei, um seinen Ball ins gegnerische Tor zu schleudern. Hoch schwoll die Freude in ihrem Innern an, besonders, da das Steuerbord-Pompom nur einen Abschuss, und dazu einen zweifelhaften, registrierte. Falls sich die Gelegenheit dazu bot, ehe das Siegesgefühl erstarb, würde man den Erfolg feiern, so wie die Gruppe jeden Erfolg feierte, mit Undisziplin, mangelndem Respekt gegenüber den höheren Offizieren, Betrunktheit und Urlaubsüberschreitung. Diese Verstösse hielten die Pompommannschaft mit monotoner Regelmässigkeit unter Bestrafung.

«Der Konvoi bekommt's ab», bemerkte Vollmatrose Nye. Ein plötzliches Losdonnern der Geschütze wies darauf hin, dass der Konvoi und seine stark in Anspruch genommene Begleitung auf die Flugzeuge feuerten, die jetzt, nachdem Kreuzer und Zerstörer aus dem Weg waren, ihren Angriff erneuerten.

«Es wird ihnen nichts passieren», entgegnete Ryder. «Die Elite haben wir heute Morgen abgeknallt.»

«Erinnerst du dich an den, mit den roten Streifen auf den Flügeln?», fragte Nibs. «Den hast du aber richtig erwischt, Erster.»

Harris nickte in glücklicher Erinnerung.

«Wie geht's dir denn, Lockenkopf?», erkundigte er sich plötzlich.

Vollmatrose Presteign lächelte.

«In Ordnung.»

Presteign war der rechte Lader des Pompoms. Es ge-hörte zu

seinen Pflichten, die kurzen, schweren Kugelgurte regelmässig zu ersetzen. Er erledigte seine Arbeit prompt und sicher. Das lag eigentlich klar auf der Hand. Sonst hätte man sie ihm trotz der Freundschaft mit Harris gar nicht anvertraut. Eigentlich merkwürdig, dass Presteign so schnell und tüchtig hantierte. Denn Presteign war ein Dichter.

Nicht viele Leute wussten davon. Jerningham gehörte zu den wenigen – eines Abends in der Messe hatte ihm der Geschützleutnant einen Brief zugeschoben, den er soeben zensierte. Er bemerkte nur kurz:

«Hier, Jerningham. Sie sind ein Freund der Literatur. Dies liegt wohl in Ihrer Richtung.»

Jerningham warf einen Blick auf den Bogen. Er zeigte ein in der typischen ungebildeten Kritzelei des Unterdecks geschriebenes Gedicht. Erst lächelte Jerningham geringschätzig, als er die Kürze der einzelnen Zeilen betrachtete, die für die Poesie des Unterdecks bezeichnend war. Fast hätte er das Papier ungelesen wieder zurückgeschoben, denn etwas in ihm lehnte sich dagegen auf, über fremde Seelenergüsse zu lächeln. Ein billiger Spott wie über einen Krüppel! In der Korrespondenz von sechshundert Mann fand man zuweilen die seltsamsten Dinge. Schliesslich durchflog Jerningham dem Geschützleutnant zuliebe das Blatt, nur unwillig – er wollte wirklich nicht über schlechte Reime und ein ungehobelter Versmass lachen. Die Reime waren korrekt, entdeckte er überrascht, und etwas an ihnen reizte seine Neugier, so dass er sie nochmals las. Der Vers war ein Sonett in der Form von Shakespeare, absolut fehlerlos – jetzt studierte er ihn mit Aufmerksamkeit. Die Worte waren voller Schönheit, von erlesener Zartheit und feinem Rhythmus. Als er sie las, klangen die Zeilen in seinem

inneren Ohr wie das Geläute weitentfernter Kirchenglocken, das der Wind über eine schöne Landschaft dahintrug. Er sah zum Geschützleutnant auf.

«Ganz nett», sagte er mit der Überheblichkeit, die in sämtlichen Offiziersmessen der britischen Marine herrschte. «Das ist echte Dichtkunst.»

Der Geschützleutnant lächelte skeptisch.

«Ja, wirklich», erhitze sich Jerningham. Er schaute auf die Unterschrift.

«Wer ist dieser A. B. Presteign?»

«Nichts Besonderes. Ein nett aussehender Junge. Lockenkopf rufen sie ihn. Kommt von der *Excellent E.*»

«Kriegseingezogen?»

«Nein. Trat der Marine bei als Junge im Jahre 1938. Waisenknabe.»

«Dann ist er nun wohl zwanzig?»

«So ungefähr.»

Mit dem gleichen innigen Vergnügen durchlas Jerningham von Neuem das Gedicht. Hier war Genius, nicht Talent – Genius bei einem Zwanzigjährigen. Falls nicht – Jerningham durchwühlte seinen Geist, ob ihm dieses Sonett schon einmal begegnet war. Der Mann konnte sich leicht eines anderen Schöpfung angeeignet haben. Aber Jerningham vermochte es nicht zu placieren. Eins stand jedoch fest: wenn es bereits veröffentlicht wäre, hätte er es kennen müssen.

«An wen ist es adressiert?»

«Oh, an irgendein Mädchen.» Der Geschützleutnant fischte das Kuvert aus dem Briefstoss heraus. «Bardame, vermute ich.»

Der Umschlag trug die Adresse von Fräulein Jean Wardell, The Somerset Arms, Page Street, Gravesend; wahrscheinlich eine Bardame, wie schon der Geschützleutnant annahm.

«Nun, reichen Sie es mir endlich zurück. Ich will schliesslich nicht die ganze Nacht über diesen verdammten Briefen zubringen.»

Drei weitere Sonette waren dem ersten gefolgt, jedes genau so lieblich, und jedes an das gleiche Gasthaus adressiert. Jerningham hatte oft über den unbekannten Keats an Bord der *Artemis* gegrübelt und gewünscht, ihn kennenzulernen. Aber lange Zeit verstrich, ehe er ihm in natura begegnete. Bald danach geschah es, dass sie sich im Hafen trafen, wo beide auf das Schiffsboot warteten. Jerningham war ein wenig betrunken.

«Ich habe einige Ihrer Gedichte gelesen, Presteign», begann er. «Ziemlich gut.»

Presteign errötete leicht.

«Danke, Herr Leutnant.»

«Was hat Sie veranlasst, Sonette zu schreiben?», fragte Jerningham.

«Well, Herr Leutnant —»

Presteign sprach mit zurückhaltender Beredsamkeit, ein wenig beengt, da er mit einem Offizier redete. Ausserdem hatte er über dieses Thema noch mit niemandem gesprochen. Er las Shakespeare, indem er sich seine vollständigen Werke aus der Schiffsbibliothek entlieh. Er machte auf Jerningham den Eindruck, als hätte er während mehrerer Wochen in Shakespeare geschlemmt, geprasst wie ein anderer Matrose in einer seiner Sauperioden.

«Und am Schluss des Buches, Herr Leutnant —»

«Standen natürlich die Sonette.»

«Ja, Herr Leutnant. So etwas hatte ich bisher nie gelesen. Sie zeigten mir etwas ganz Neues.»

«*Then felt I like some watcher of the skies*», zitierte Jerningham, «*When a new planet swims into his ken.*»

«Jawohl, Herr Leutnant», bestätigte Presteign respektvoll. Doch eine andere Reaktion konnte Jerninghams scharfer Blick nicht feststellen.

«Das ist Keats. Kennen Sie Keats?»

«Nein, Herr Leutnant.»

«Kommen Sie in meine Kabine. Ich will Ihnen einen Band leihen.»

Etwas seltsam Dramatisches hing über dieser Einführung Presteigns in Keats. Wenn jemals zwei Dichter einander glichen, so waren es diese beiden. Auf eine Art bedauerte Jerningham diese Vorstellung. Es hätte ihn interessiert festzustellen, ob Presteign aus sich heraus die klassische Sonettform der Sechs- und Achtzeiler entwickeln würde. Ohne Zweifel bewegte rieh Presteign schon jetzt in dieser Richtung. Aber anderseits belohnte einen die helle Begeisterung des jungen Matrosen über die Oden und seine Bewunderung der Farbenpracht in «The Eve of St. Agnes». Es lag etwas Phantastisches in des Jungen Schönheit – ein anderes Wort gab es dafür nicht – in dem seltsamen Rahmen einer Seemanns-Uniform. Die Freude färbte seine Wangen und brachte ein Aufblitzen in seine Augen. Mit seinen kurzgeschnittenen blonden Haaren, die sich über der Stirn lockten, verdiente er offensichtlich seinen Spitznamen.

Es war auch von Grund auf komisch, mit einem Mann über die «Ode an eine Nachtigall» zu plaudern, der pflichtgemäss die Munitionsgurte in ein Pompomgeschütz schob, während England um

sein Leben kämpfte und die Welt an allen Ecken brannte – und während Jerningham selber in Gefahr schwebte. Trotzdem lauschte man entzückt, wenn Presteign intuitiv und doch scharfsinnig die spenserianische Stanze beurteilte, die Keats in St. Agnes gebrauchte. Natürlich war alles rein gefühlsmässig. Der Junge hatte niemals irgendwelche Bildung genossen. Jerningham erfuhr die Einzelheiten seines Lebens zum Teil aus seinem eigenen Munde, zum Teil aus den Schiffspapieren. Er war ein Findelkind, eine arme Waise. Jerningham erriet, dass man ihn nach dem Herefordshire Dorf Presteign benannt hatte. Erziehung hätte vielleicht ein Talent getötet; doch Genius liess sich nicht unterdrücken, durch nichts, nicht einmal durch die ständige Wiederholung des täglichen Lebens, durch die spartanische Kleidung, den spärlichen Unterricht und die nicht unfreundliche Vormundschaft. Sechzehn Jahre in einer Anstalt, dann die Marine und schliesslich der Krieg. Der Junge könnte keine Ode an eine griechische Urne schreiben; er hatte sein Lebtag lang keine Ode gelesen und kein hellenistisches Kunstwerk gesehen. Er hatte nie eine Nachtigall gehört, und die bunten Glasfenster der Anstaltskapelle hatten ihm sicher nichts über Keats oder über die auf Madelines Hände fallenden Rosenblüten verraten.

Er schrieb über die Schönheit, die sich ihm bot – über die Möven; das blausilberne Kielwasser, das sich so sanft hinter einem schnellfahrenden Kreuzer wölbte, lieblich wie ein griechisches Gefäss; über die Flaggen, die von ihrem hohen Standort herunterwinkten. Er erzählte von ihnen mit dem Wortschatz seiner Schule und der Marine, magere, strenge Worte, die sich durch ihn in leuchtende Edelsteine verwandelten. Keats würde es ebenso ge-



macht haben, dachte sich Jerningham, nur liessen ihm Milton und Byron eine grössere Wahl.

Es liegt gut im Bereich des Möglichen, dass seemännische Disziplin – die strenge Zucht von Whale Island – in der Formung seines dichterischen Stils eine Rolle spielte. Jerningham gelangte schliesslich zu dieser Überzeugung. Dies interessierte ihn ungeheuer. Äusserlich betrachtet war Presteign – abgesehen von seinem schönen Gesicht – ein typischer Matrose. Falls ihn nicht die Anstalt gelehrt, in enger Gemeinschaft mit anderen zu leben, dann hatte es ihm die Marine beigebracht. Presteign lehnte sich nicht als Rebell gegen die menschliche Gesellschaft auf. Nie kam er mit Verordnungen oder Regeln in Konflikt. Unbeschädigt wanderte er durch sie hindurch wie ein Schlafwandler durch körperliche Gefahren und trug seine köstliche lyrische Gabe mit sich.

Jerningham stellte jedoch fest, dass Presteign viel von seinem Frieden der Freundschaft mit Harris verdankte – ein seltsamer Bund zwischen einem Poeten und einem hartköpfigen Seemann und dabei aufrichtig und echt. Harris wachte über Presteign, behütete ihn wie ein grosser Bruder und tat so, seitdem sie zum ersten Mal auf Whale Island miteinander in Berührung gekommen waren. Ein glücklicher Zufall hatte das Paar zu gleicher Zeit auf die *Artemis* gesetzt. Harris focht für Presteign die Kämpfe aus, denn der Junge verachtete den Streit; und Harris plante die kleinen Überschreitungen der Gesetze, die seinen Weg angenehm gestalteten. Er übernahm das Lügen, um ihn vor den Konsequenzen zu bewahren. Harris passte auf, dass Presteigns Ausrüstung komplett und seine Hängematte wohlverstaubt war, erinnerte ihn an seine Pflichten, falls er darüber melden musste, und schützte ihn vor

dem rauheren Kontakt mit seinen Kameraden. Presteigns poetische Ader bildete für Harris einen Gegenstand der Bewunderung. Er schätzte sie, ohne sie zu verstehen. Sie spielte in ihrer Freundschaft keine Rolle. Harris betrachtete sie als einen Teil seines Freundes wie dessen blonde Locken. Und vielleicht war es Presteigns ausgeprägtem Gefühl für Rhythmus zuzuschreiben, dass er sich zu einem vorzüglichen Geschützläder heranbildete; das war der einzige Dank, den Harris von ihm wünschte.

Bis jetzt hatte Jerningham nur drei Unterredungen mit Presteign gehabt – nicht sehr viel, um alle diese Tatsachen zu erfahren. Dabei hatte er noch ihr letztes Gespräch verdorben.

«Wer ist eigentlich Fräulein Jean Wardell?», fragte er damals so beiläufig wie möglich. Doch ein Schatten senkte sich über Presteigns fröhliches Gesicht, sobald er diese Worte vernahm.

«Ein Mädchen, das ich kenne.» Jerninghams Blick stellte weitere Fragen. «Ein Barmädchen in Gravesend.»

Diese Misssstimmung erzählte Jerningham allerlei. Er konnte sich ihren Typ vorstellen, müde durch ihren Beruf, ein bisschen auffällig gekleidet, ungebildet und ohne Gefühl. Jerningham sah im Geiste, wie ein solches Mädchen Presteigns Gedichte empfing – die hochgezogenen Augenbrauen, die Verwunderung, das vorgespielte Interesse aus Furcht, man könnte ihr mangelnde Kultur vorwerfen. Nun, da sie mit der Post eintrafen, legte man sie wohl gereizt auf die Seite und widmete ihnen nicht mehr als einen Blick, warf sie sicherlich noch weg. Presteign ahnte dies alles, wie sein trotziges Auge zugab. Er verstand ihre Gewöhnlichkeit und blieb ihr doch hörig; das Fleisch siegte über den Geist. Möglicherweise würde der Junge den Rest seines Lebens dazu ver-

dammt bleiben, seine hoffnungslose Liebe einer älteren und erfahreneren Frau aufzuopfern. Kristallklar erkannte Jerningham dies alles und im Moment entdeckte er auch, dass wenigstens für den Augenblick seine unbedachte Frage die Freundschaft zwischen dem Offizier und dem Matrosen, zwischen dem Poeten und dem Gönner empfindlich trübte. Er musste seine Bitte um eine vollständige Sammlung von Presteigns Gedichten in unbestimmte Ferne verschieben, und er hatte diese Unterredung, so schnell es der Takt erlaubte, zu beenden. Nachdem Presteign ihn verlassen hatte, sagte er sich immer wieder, dass Poesie ja doch nichts zählte, dass ein in ein deutsches U-Boot geschleudertes Torpedo höher als alle Sonette der Welt bewertet wurde. Und mit noch grösserer Bitternis gestand er sich, dass er willig die schon geschriebenen und noch zukünftigen Gedichte Presteigns für die Gewissheit opfern würde, den Krieg mit heiler Haut zu überstehen.

«Wie geht's dir, Lockenkopf?», fragte Erster Vollmatrose Harris und baumelte mit den Beinen von seinem Kanoniersitz.

«In Ordnung», antwortete Presteign.

Etwas bildete sich gerade in seinem Gehirn wie der kunstvolle goldene Untergrund eines sorgsam entworfenen und wundervollen Schmuckstückes, bevor man die Edelsteine einsetzt. Es war die Idee zu einem Sonett. Die Verse schmiegt sich aneinander. Die fünfte Zeile formte sich länger, um die Sprache zu beleben. Der fallende Bomber, mit seinem ihm entströmenden Rauch und dem toten Piloten am Steuer, schenkte ihm die Eingebung. Presteign fühlte, wie sich das Gedicht entwickelte, und ahnte, es musste herrlich werden. Und noch tiefer auf dem Grunde

seiner Seele ruhten schon andere Gedanken, neue Satzgefüge, zwar noch schattenhaft, doch schon ihr Gelingen versprechend. Presteign sah sich an einem entscheidenden Abschnitt seiner Dichtkunst. Eine ganze Sonettfolge – der fallende Bomber, die italienische Marine am Horizont, der mitten in der Nacht in Flammen aufgehende italienische Zerstörer, das deutsche U-Boot, welches seinen zerschundenen Leib an die Oberfläche brachte, darüber wollte er schreiben. Presteign wusste nicht, ob schon vorher der Krieg zur See den Stoff zu einem Sonettzyklus gebildet hatte, noch scherte ihn dies. Er war sich seiner selbst sicher mit der Gewissheit eines Künstlers, dessen Worte sich im Geist zusammenfügen. Schöpferische Freude erfüllte ihn, als er mit im Winde flatternder Kleidung neben seinem Pompom stand und das Kielwasser hinter dem Schiff schäumte. Graues Wasser, weisser Gischt und blauer Himmel – die schwarze Nebelwand hinter ihm. Das Schwatzen seiner Freunde tönte nur schwach in seinen Ohren, während die Anfangsstrophen seines Sonettes mehr und mehr Gestalt annahmen.

«Nun geht's wieder los!», verkündete Nibs.

Die *Artemis* drehte scharf ab, in die Nebelwand hinein, um nochmals ihren Feind aufzusuchen.

## Kapitel XVI

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... weitere Einschläge wurden beobachtet, bis ...***

Die Rauchwand war diesmal nur um eine Kleinigkeit dünner; sie hielt sich wundervoll zusammen, während der günstige Wind sie der italienischen Linie zutrieb. Die Ventilatoren sog den Qualm an und pumpen ihn mit der Luft in das Innere des Schiffes in jede einzelne Abteilung, worin die Männer arbeiteten. Gleichzeitig beissend und ölig, verdunkelte er die Lichter und brachte die Leute zum Husten und Fluchen. Im «B»-Turm, knapp vor der Brücke und nur etwas niedriger als sie, stand die vom Rauch umwogte Geschützmannschaft. Ihre Lage wirkte sich günstiger als die der meisten aus. Der Luftzug arbeitete hier schnell. Die Geschütze waren bereits geladen, und langsam drehte sich der Turm. Im genau festgelegten Moment der Operation des Ladens und Feuerns hatte jeder der Geschützbesatzung sein vorgeschriebenes Werk zu tun. Keiner fand Zeit, sich in Gedanken mit etwas anderem zu befassen, denn die zehn Sekunden bis zum nächsten Schuss vergingen schnell. Nach einigen Gefechtsminuten konnten sie nicht mehr ohne Weiteres sagen, auf welche Seite der Turm gerichtet war. Der Lautsprecher oder Leutnant Home allein verriet ihnen den angerichteten Schaden. Sie luden in Ab-

ständen von zehn Sekunden die Geschütze; die Transmissionsstation übernahm das Berechnen; der Zieleinsteller richtete die Kanonen und feuerte sie ab. Aber natürlich wussten sie ganz genau über den Zweck der neuerlichen Fahrt durch die Nebelwand Bescheid. Es war kaum nötig, dass es ihnen Leutnant Home in ruhigen Worten nochmals auseinandersetzte.

«In zwei Minuten werden wir das Feuer wieder eröffnen.»

Fast alle Männer des «B»-Turmes waren wenigstens fünf Jahre älter als Home, und die meisten unter ihnen huldigten noch der bartragenden Mode, die sich in den ersten Kriegsmonaten bei der Royal Navy einbürgerte. Es gab Bärte in allen Farben auf dem «B»-Turm, schwarze, blonde und rote. Die Leute ähnelten eher einer Piratenbande als Matrosen der Königlichen Marine. Die meisten trugen abgetragene und zerrissene Sachen, weil sie vernünftigerweise keinen Grund sahen, ihre feschen Uniformen den Gefahren einer Schlacht auszusetzen. Denn sie verwandten sogar eine beträchtliche Summe ihres Verdienstes daran, die von der Regierung gestellte Kleidung noch zu verschönern.

Ein Anhänger der Disziplin von der alten Schule würde sich ebenfalls über die Ungezwungenheit entsetzen, mit der sie ihrer Pflicht nachkamen. Ein Mann sprang nicht in Achtungstellung, nachdem er die Handgriffe, für die er verantwortlich, beendete. Er ging den anderen aus dem Weg und stand abwartend, bis die Reihe wieder an ihn kam. Was brauchte man bei dieser Mannschaft die äussere Disziplin der alten Preussischen Garde! Sie kannten ihre Pflicht. Ihre Geschütze errangen ein halbes Dutzend Siege. Sie wussten, wofür sie kämpften. Sie waren Menschen mit Eigenwillen, die eine gemeinsame Sache zusammenhielt. Sie

mussten nicht erst zu blindem Gehorsam erzogen werden, um das zu tun, was man von ihnen verlangte. Dank ihrer Erfolge und der jahrelangen siegreichen Dienstradition glaubten sie fest an ihren Beitrag zu einem Gelingen.

Genau so gut verstand der einzelne Matrose, dass, je besser er seinen Posten ausfüllte, umso besser auch seine Lebenschancen seien. Ein Italiener, den er im Kampfe zu vernichten half, war ein Italiener weniger, der ihn töten konnte. Doch dies war nur ein kleiner, ein ganz winziger Grund, um sein Bestes herzugeben. Die Liebe zum Leben bedeutete lange nicht so viel wie die Liebe zum Dienst, welche die Männer anspornte, die Liebe zum Schiff und besonders der berufliche Stolz. Diese seelische Verfassung – in anderen Worten die Disziplin und der *esprit de corps*, die den grössten Neid fremder Admirale hervorriefen, derem Kommando nicht eine solche Mannschaft unterstand – machten alles auf dem Schiffe möglich, nur nicht Feigheit und willkürliches Versagen. Der noch im Tode standhafte Märtyrer, der Künstler, der mit seinem Herzblut an seiner Schöpfung hängt – sie alle treiben ähnliche Motive wie die der einfachen Kanoniere. Natürlich hätten aber diese bärtigen Gesellen jeden ausgelacht oder für verrückt erklärt, der ihnen von ihrem Märtyrertum oder künstlerischen Schaffen erzählen wollte. Sie waren Meister ihres Faches, hielten sich auf dem unruhigen Deck im Gleichgewicht, blieben trotz ihrer Entspannung sofort einsatzbereit. Die derben Scherze, die zwischen ihnen hin und her flogen, hatten nichts mit ihrer Lage gemein.

Das Schiff löste sich aus der Rauchwand. Sonnenlicht durchdrang die Spalten, und der Qualm begann sich mit Hilfe der Ven-

tilatoren zu zerstreuen. Das Deck unter ihren Füßen schwankte bedrohlich, als die *Artemis* ihren Kurs wechselte. Die Nadel auf dem Messblatt erwachte zum Leben, und geräuschlos kreiste der Turm um seine Achse, während der Geschützrichter Wayne auf seinem Apparat die Bewegung verfolgte. Als die Richtungspfeile übereinstimmten, die Kanonen waren bereits geladen, schaltete sich die «Geschütz-bereit-Lampe» vor den Augen des Geschützleutnants auf dem Kontrollturm ein. Dann drückte Obermaat O'Flaherty auf den Knopf seines Zieleinstellers, die kleinen Drähte zu den Zündungen erwärmten sich, ein Funke sprang hoch, das Zündmaterial explodierte in das Schiesspulver, das Pulver selber explodierte, und mit einem betäubenden Krachen, wie ein Donnerschlag in einem geschlossenen Raum, gingen die Kanonen los. Die solide Masse des Schiesspulvers verwandelte sich in erhitztes Gas in solcher Menge, dass es bei freier Ausbreitung das Volumen des eigenen Fünftausend-Tonnen-Schiffes übertraf. In dem Moment des Abschusses wurde es jedoch in einen Klumpen, nicht grösser als ein Laib Brot, gepresst unter einem Druck, der hundertmal gewaltiger als der eines Schiffskessels war. Diese Kraft warf sich gegen die Kugeln und schleuderte sie aus den fünfundzwanzig Fuss langen Rohren hinaus, schneller und immer schneller. Die Kehlung des Rohres führte die Kugel. Sie war aus feinstem Stahl hergestellt. Da die Geschosse sich gegen die Fortbewegung wehrten, wirkte der Luftdruck auf die Innenwand des Geschützes wie eine hydraulische Presse. Immer schneller fuhren die Kugeln das Rohr hinauf, rotierten rasend um ihre Achse. Bei der Mündung angekommen, sausten sie viermal so geschwind wie der Ton durch die Luft. In dieser kurzen Entfernung von fünfundzwanzig Fuss erreichten sie die Energie einer mit dreissig



Stundenmeilen dahinfahrenden Lokomotive. Und der Rückstoss besass die gleiche Kraft; also rasten zwei Lokomotiven in der gleichen Sekunde in den Turm hinein. Aber diese zwei enormen Schläge fielen nur auf das Stossdämpfersystem des Geschützes, das ein ingeniöser Geist erfunden und viele geschickte Hände ausgebaut hatten. Durch die Kriegsjahre hindurch sorgte die Besatzung des «B»-Turmes für dessen absolute Instandhaltung. Unsichtbar und unfühlbar verschlangen die hydraulischen Dämpfer den ungeheuren Schock. Alles, was man von ihrer Tätigkeit bemerkte, war ein langsames Zurück- und Vorwärtsgleiten der Kanonen. Die beiden Lokomotiven wurden innerhalb zweier Sekunden gestoppt, so ruhig, wie eine Frau sich in die Kissen lehnt.

Nummer Zwei des rechten Geschützes war Vollmatrose Harley – der bärtige Seemann mit dem Aussehen eines gütigen alttestamentarischen Patriarchen. Nachdem die Reaktion des Stosses verschwunden war, öffnete er den Lader. Die komprimierte Luft sauste heraus und riss die heissen Gase und eventuellen Niederschläge mit sich. Er entfernte die alte Zündkapsel und ersetzte sie durch eine neue. Dann schloss er das Luftloch. Nummer Vier und Nummer Fünf waren die Matrosen Cunliffe und Holt. Schon hoben sie die neue Kugel vom Gestell und warfen sie in die heisse Geschützkommer. Cunliffe half mit dem Ladestock nach, bis das Geschoss fest gegen die Kehlunger lehnte.

«In Ordnung!», schrie Cunliffe.

Vollmatrose James stand mit der Ladung bereit, und als Cunliffe seine Stange herauszog, schob James die Ladung in die Öffnung und sprang zurück. Harley klappte den Deckel zu. Der Vorwärtsschwung brachte die Verschlusschraube in eine rotierende

Bewegung, bis das Gewinde sich festdrehte. Nun schaltete Harley den Stromunterbrecher aus, der bis jetzt zu ihrer Sicherheit gearbeitet hatte.

«Fertig!», schrie Harley.

Waynes Zeiger stimmte genau mit dem Richtungsanzeiger überein, und kaum hatte Harley gesprochen, da donnerten die Kanonen von Neuem. Die Kugeln verliessen die Geschütz-mündungen genau zehn Sekunden nach ihren Vorgängern. Leutnant Home schaute durch das Scherenfernrohr, das unterhalb des Turmdaches in einen Schlitz hineingepasst war. Sein Blick lag fest auf dem italienischen Flaggschiff. Aber er war sich im äusseren Gesichtsfeld einer geheimnisvollen schwarzen Linie bewusst, die sich erst hob und dann wieder senkte. Er konnte die Spur der Kugel verfolgen, die durch die Luft mit einer Geschwindigkeit von zweitausend Fuss pro Sekunde wirbelte. Seine Position direkt hinter den Geschützen verschaffte ihm den Vorteil, ihren drei Meilen hohen Anstieg zu erhaschen. Unter ihm bellten schon wieder die Geschütze; er liess sich jedoch nicht ablenken, sondern forschte weiter nach aufsteigenden Wasserfontänen. Nach dieser Explosion entdeckte er am blauen Himmel das kleinste weisse Tüpfelchen, das noch zwischen dem Oberwerk des Flaggschiffes zu erkennen war, dann aber verschwand. Die Kugel musste hinter dem Ziel in die See gefallen sein. Energisch drückte Home auf den Knopf «Weit». Doch es gab keine Atempause. Schon war die nächste Breitseite unterwegs und zeichnete ihre schwarze Linie in den Himmel.

Da ein Einschlag, den er gegen das dunkle Grau des Schlachtschiffes erkannte! Hinter ihm zwei weitere weisse Pünktchen und

ein rotgelber Schein am Fusse des ersten Schornsteins.

«Exakt», murmelte Home und meldete es.

Er musste trotz des Lärms und der Aufregung seinen Kopf klar behalten. Möglicherweise besass die *Artemis* die perfektsten Instrumente, die schönsten Geschütze und die beste je hergestellte Munition; aber was nützten sie, wenn man den klaren Kopf, die sichere Hand und die wachsamen Augen verlor. Nur ein scharfes Auge entdeckte ein «Weit». Es brauchte Kühnheit, eine solche Meldung durchzugeben. Und wie dicht lagen die drei Knöpfe beieinander; ein Nervöser konnte so leicht «Weit» signalisieren, wenn er «Kurz» meinte. Home war erst zwanzig Jahre alt. Ein reifer Mann würde über die Idee lächeln, auf Homes Empfehlung hin ein Haus zu kaufen oder irgendwo anders sein Geld zu investieren, selbst auf ein Pferd zu setzen, das Home als Favorit bezeichnete. Die Frauen, die ihm bei einer Gesellschaft oder einer Cocktaileinladung begegneten, mochten ihn – falls sie überhaupt darüber nachdachten – für einen «netten Jungen» halten. Selbst den jungen Mädchen verdrehte der pennylose Leutnant kaum jemals den Kopf. Sie tanzten und plauderten mit ihm, wenn sie nicht Wichtigeres vorhatten; aber ernst nahm ihn keine. Dazu beschenkte die Natur Leutnant Homes nicht mit gesellschaftlichen Talenten; er besass die Veranlagung zu milder Blödheit. Stets machte er den Gastgeberinnen Sorgen.

Er war kein energischer oder geistreicher Mann. Leute, die ihn gut kannten, prophezeiten ihm nur eine höchst unbedeutende Zukunft – Abschied von der Marine in ungefähr zwanzig Jahren mit dem Range eines Oberstleutnants. Darum schien es merkwürdig,

ihn auf dem verantwortungsvollen Posten des Kommandanten vom «B»-Turm anzutreffen, doch war es wirklich nicht so verwunderlich. Home besass den störrischen Mut seiner Gesellschaftsschicht. Er würde dort sterben, wo er stand – oder vielmehr sass – und nie seinen Posten verlassen. Sein ruhiger, phantasieloser Geist blieb unberührt von Furcht oder Angst vor Verantwortung. Als er die Knöpfe bediente, verweilten seine Gedanken nicht bei den möglichen Konsequenzen einer Verwechslung – die Breitseite konnte ihr Ziel verfehlen, eine Niederlage entstand daraus, Malta fiel wegen dieser Niederlage, Ägypten ging verloren als Resultat von Malta, daraus entwickelte sich der deutsche Sieg und die Versklavung der ganzen Welt. Nein, diese Gedanken lagen ihm fern. Home ängstigte sich vielleicht ein bisschen wegen einer Abkanzlung durch den Geschützleutnant; aber weiter reichte seine Einbildungskraft nicht. Er passte nur auf, dass er den richtigen Knopf drückte und den Einschlag der Breitseiten in der richtigen Reihenfolge berichtete. Er würde damit bis zum Weltuntergänge fortfahren. Und wenn ein unglücklicher Zufall den Kontrollturm mit dem Geschützleutnant wegweisen sollte, dann war er ganz darauf vorbereitet, von hier aus die Leitung der drei Geschütztürme und die Verantwortung über die gesamte Schiffsbestückung zu übernehmen.

Die bärtigen Seebären vom «B»-Turm zeigten ihm gegenüber den Respekt, der seinem Rang zukam, und ihre Anhänglichkeit, die sie jedem schenkten, der mit ihnen gemeinsam unter allen Umständen nach der Vernichtung der italienischen Flotte trachtete. Nach all den Dienstmonaten kannten sie ihn gut, sagten mit größter Genauigkeit sein Verhalten gegenüber den Vergehen oder Gesuchen voraus. Trotzdem er sich nur jeden folgenden Tag zu ra-

sieren hatte, während bereits vereinzelte graue Haare durch ihre Bärte zogen, trug er doch die goldenen Streifen am Ärmel und konnte – mit heimlicher Unterstützung der Tabellen – Probleme der Ballistik oder Navigation ausrechnen, auf deren Lösung sie niemals hoffen durften. Diesen beiden Eigenschaften galt ihr Respekt zu gleichen Teilen. In anderen Worten: Sie hielten ihn für einen der Hauptzähne der komplizierten Maschine, in denen sie nur winzige Rädchen waren; aber sie wussten auch, dass dieses wichtigere Stück in einer Klemme nicht wegen eines unvorhersehbaren Materialfehlers brechen würde.

## Kapitel XVII

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... ein Treffer, ein kleines Feuer startete...***

Die *Artemis* schoss wunderbar. Der Kapitän sah es mit seinen eigenen Augen, als er seine Ferngläser auf das italienische Flaggschiff richtete. Durch die Annäherung war es nicht nur möglich zu erkennen, ob die Einschläge vor oder hinter dem Schlachtschiff ins Wasser klatschten, – sondern auch ihre ungefähre Distanz. Sie regneten so dicht rings um das gegnerische Schiff hernieder, dass viel mehr Treffer zu erwarten waren, als das kurze Aufleuchten der explodierenden Granaten verriet. Die Wassersäulen verdeckten sie teilweise, oder sie explodierten im Innern der Panzerung. Unmöglich konnten sie dem schweren Schlachtschiff ernstlichen Schaden zufügen, dessen lebenswichtige Teile zwölf zölliger Panzer umschloss. Trotzdem mussten sie auf die Dauer unangenehm wirken. Der Kapitän stellte bei sich eine gehobene Stimmung fest, die er als ausserordentlich angenehm empfand. Er war ein Mann, der das Leben in jeder Beziehung zu geniessen verstand.

Rembrandt vermittelte ihm Freude, ebenso die Fünfte Symphonie, auch die Bouillabaisse in Marseille, die südliche Küche von New Orleans oder ein gut zubereiteter Yorkshire Pudding im Norden Englands, genau so ein hübsches Mädchen oder eine elegante Frau, ein Sieg bei einer schwierigen Billiardposition oder bei einem Bridgeturnier, und schliesslich auch

der Erfolg in einer Schlacht. Diese Dinge versüssten die bittere Pille des Lebens, die jeder schlucken musste. Sie waren so wichtig wie Leben und Tod; nicht wegen ihrer enormen Bedeutung, sondern weil Leben und Tod gar keine so grosse Rolle spielten. So erfreute sich der Kapitän an zwei Dingen: an dem Schauspiel der auf das italienische Flaggschiff niederprasselnden Bomben und an dem Wissen, dass sie dank seiner eigenen Leistung so vom Himmel regneten.

Die feindlichen Salven krochen näher heran. Fast war es Zeit, wieder zu kehren. Eine Meile entfernt tauchte die *Hera* aus der Nebelwand auf und spie Feuer aus allen Türmen. Für einen Moment schien sie selbst in Flammen zu stehen, denn während ihrer Passage durch die Rauchwand hatte sie den Qualm durch ihre Ventilatoren geschluckt und stiess ihn jetzt wieder in Rauchwölkchen von sich, so dass sie wie ein Geisterschiff wirkte. Die *Artemis* musste nach ihrem Durchqueren des künstlichen Nebels dasselbe Bild gegeben haben; der Kapitän ärgerte sich ein bisschen, dass er nicht daran dachte – es beeinflusste sicher im ungünstigen Sinne die italienischen Zielsucher und Geschützeinsteller.

Die *Hera* trat aus der Tarnung heraus, und hinter ihr folgten bereits die anderen Kreuzer. Jetzt hatte sich die *Artemis* zurückziehen und den Italienern die ermüdende Arbeit zu überlassen, ihre Kanonen auf diese neuen beweglichen Ziele einzustellen. Ideal wäre es, wenn sich die englischen Schiffe nur einzeln ganz kurze Zeit sichtbar machen und wieder verschwinden würden, ehe die Feinde auf sie schossen. Dazu brauchte man aber lange Vorbesprechungen. Man musste auf das beste Verhältnis zwischen Raschheit und Vorsicht hintendieren, möglichst lange draussen

bleiben, um den grössten Schaden anzurichten, und dabei doch kein unnötiges Risiko betreffs des gegnerischen Feuers eingehen.

«Backbord zehn», befahl der Kapitän, nachdem er die Ruhepause nach einer Breitseite abgewartet. Die *Artemis* verschwand im schützenden Rauch.

«Ach Gott!», stöhnte der Erste Harris neben seinem Backbord-Pompom. «Wieder in den Rauch zurück! Langweilig, nenne ich das!»

Nicht viele der Schiffsbesatzung nannten das Programm der *Artemis* langweilig. Aber Harris hatte die Allüren einer verwöhnten Primadonna. Er wünschte sich mit seinem Gewehr gegen die Sturzbomber zu betätigen und ärgerte sich im Stillen, dass auch die Hauptbatterien ein Wort mitsprachen.

«Es ist dieser verdammte Qualm, den ich nicht ausstehen kann», murzte Nibs. «Der macht einen bis auf die Haut dreckig.»

Eine italienische Salve knatterte über ihren Köpfen hinweg und platschte ungesehen hinter ihnen ins Wasser.

«Für meinen Teil nenne ich das nicht langweilig», bemerkte Ryder.

«Wo ist der Lockenkopf?», fragte Harris. «Geht's dir gut, Lockenkopf?»

«Ja», bestätigte Presteign. Es ging ihm wirklich gut. Das Sonett auf den fallenden Bomber, der wie brennendes Blei in die See stürzte, formte sich nun fast vollständig in seinem Kopf, und er wusste, es würde schön werden. «Mir geht's gut, Erster.»

Dann geschah es. Keiner konnte es erklären. Fünfzig Salven wurden ohne einen einzigen Treffer auf die *Artemis* gefeuert, und jetzt, während sie unsichtbar im Nebel steckte, traf sie eine verirr-



te Kugel, eine Kugel die – vielleicht – nein, sicherlich – der *Hera* galt. Sie schlug voll auf das Backbord-Pompom auf, zerschmetterte es in zackige Stahlsplitter, die wie Flintenkugeln herumflogen, durchstiess noch das Deck und platzte dann. Am Rande eines riesigen Kraters lag, was von Presteign und Harris übrigblieb. Ihr Blut vermischte sich im Speigatt, so dass der Tod sie beide vereinte.

Die *Artemis* wankte unter diesem Schlag. Im Maschinenraum, in den Türmen, auf der Brücke griffen die Männer nach einem Halt, um auf den Füßen zu bleiben. Die Granate hatte die *Artemis* mit der Wucht eines Expresszuges getroffen, der mit sechzig Meilen dahinrast. Nichts dämpfte den Schock. Nichts ausser der dünnen Panzerung stellte sich ihm in den Weg. Aber eine Kleinigkeit bewahrte das Schiff vor der totalen Vernichtung – der Umstand, dass die Kugel bei ihrem Niedersausen gegen das fünf Fuss über Deck befindliche Pompom schlug. Das Geschütz wurde in unerkennbare Stücke zerfetzt, seine Tonnen Stahl zerbrachen. Durch diese Berührung fing der Zünder der Kugel an zu arbeiten. Der menschliche Erfindergeist erschuf nicht nur eine Kugel mit dem Gewicht einer Tonne, die sich durch die Luft mit einer Geschwindigkeit von zweitausend Fuss in der Sekunde vorwärtsbewegt, er teilt noch diese Sekunden in Tausendstel und richtet es ein, dass die Kugel bei ihrem Aufschlagen explodiert oder eine Zweihundertstelsekunde später, weil sie sich dann wahrscheinlich mitten in der Panzerung befindet. Nachdem das italienische Geschoss das Pompom traf, explodierte es bereits auf dem Oberdeck. Sonst wäre es erst auf dem Hauptdeck geplatzt und hätte unweigerlich die *Artemis* in zwei Hälften zerrissen.

Was die Kugel anrichtete, war schlimm genug. Sie riss einen mächtigen Krater in das Deck – ein Riesenloch mit einer rauen Kante – und schleuderte durch ihre Explosion lange Stahlkanten senkrecht durch die Luft. Sie hämmerte ein grosses Loch in des Schiffes Seite und streute glühendheisse Stücke um sich herum, überallhin, nach vorn durch die schwachen Schotts, nach unten durch das Hauptdeck, achtern durch die Panzerung in den Hanterraum des «X»-Turms. Die reine Wucht ihres Anpralles, die Umwandlung ihrer Bewegungsenergie in Hitze genügte, um Stahl weissglühend zu machen. In der Kugel befanden sich mehrere hundert Pfund hochexplosiver Masse, welche die Mitte des Schiffes in einen lodernden Ofen verwandelten. Unter dem Oberdeck an dem Punkt, wo sie platzte, lag die Messe, der Aufenthaltsraum des Oberarztes und seiner Leute mit den beiden Verunglückten, die am frühen Morgen die Bombensplitter verletzt hatten. Im einen Augenblick hatten sie gelebt, im nächsten waren sie schon tot. Vor einer Sekunde waren sie Menschen gewesen, dann barst die Kugel genau in ihrer Mitte, und sie waren nichts mehr – nichts.

Die Hitze bei der Explosion glich der Hitze einer Azetylin – Sauerstoff – Flamme oder eines elektrischen Schmelzofens. Der Anstrich auf den Schotts der Messe wies nur die dünnste Schicht auf – dünn gerade im Hinblick auf so einen Unglücksfall – aber er brannte dennoch in hellen Flammen. Der dünne Linoleumbelag fing Feuer, ebenso das Polster der Stühle. Das vordere Schott, das die Messe von ihrem Vorratsraum ab trennte, ging auch in Stücke, und alles dort Aufgespeicherte wurde ein Raub der Flammen; die spärlichen, armseligen Sachen, die ein wenig Annehmlichkeit in das Leben der Offiziere brachten, Tischtücher und Servietten,

Zeitungen und Alkohol, selbst das Brot und den Zucker, alles verschlang die lodernde Glut. Auf der Steuerbordseite des Schiffes neben der Messe befanden sich die Kabinen der Senioroffiziere. Die Feuersbrunst frass gierig an Betten und Tischen, an Farbe und Holzverkleidung, an den Photographien der Frauen und Kinder, Hockeyschlägern und Tenniseraketts. Vom «X»-Turm bis zur Offiziersmesse war das Schiff ein einziger glühender Ofen; Flammensäulen und Rauchschwaden stiegen aus seinem durchlöchernten Rumpf. Die Munition des zerschossenen Pompoms, todbringende kleine Geschosse, barst unter teuflischem Geknatter und nährte den Brand mit seinem roten, düsteren Schein inmitten der Nebelwand.

Der Kommandant James Hipkin Rhodes, D.S.O., D.S.C., kauerte hinten auf dem Bootsdeck und klagte bitterlich. Als jungem Leutnant war es ihm ein unvorstellbarer Traum erschienen, einmal Kommandant zu werden. Nachdem seine grosse Hoffnung in Erfüllung gegangen, fühlte er sich begeistert und dankbar. Aber den Posten eines Kommandanten auf einem Leichten Kreuzer im Gefecht einzunehmen, machte einen zum fünften Rad am Wagen; das hiess, hier untätig auf dem Bootsdeck zu hocken und einfach auf unangenehme Neuigkeiten zu warten. Man wartete auf den Fall, dass der Kapitän getötet würde – ohne Komödie zu spielen, wünschte sich der Kommandant lieber selber tot – oder dass der Kreuzer getroffen würde – dabei liebte der Kommandant die *Artemis* inniger als die Mehrzahl der Männer ihre Ehefrauen.

Im Aktivdienst war es schwer genug, das Schiff überhaupt sauber und repräsentabel zu halten, wie es ein selbstbewusster Kom-

mandant nun gern einmal sah. Er stöhnte jedesmal, sobald die *Artemis* in die Nebelwand drang – er kannte zu genau die Wirkung des öligen Dampfes auf Anstrich, Bettzeug und Kleidung. Eines Kommandanten Beruf auf einem grossen Schiff besteht in der Hauptsache aus sich ständig wiederholenden Pflichten. Nach zweijähriger Ausübung ist es begreiflich, dass Rhodes sich zu sehr darin verstrickt hatte, dazu neigte, zu viel über Kleinigkeiten zu grübeln, und die grossen Züge, weshalb England für seine Freiheit kämpfte, vergass. Als die *Artemis* zum Gefecht antrat, fragte er sich bekümmert, was wohl mit seiner kostbaren Farbe, geschehen würde; genau wie der erste Gedanke einer Frau, die mit ihrem Mann eine Einladung zu einer feierlichen Veranstaltung erhält, immer ihrer Garderobe gilt. Tatsächlich stand Rhodes in grosser Gefahr, ein altes Weib zu werden.

Die Kugel platzte, und der Druck von der Explosion schleuderte ihn von seinem Sitz der Länge lang über das Deck. Sein Kinn war verletzt, und als er aufstand, tropfte das Blut auf seine Brust; doch er kümmerte sich nicht darum. Er taumelte an die Reling. Die Übelkeit würgte in ihm. Dann starrte er auf die Trümmer sechs Fuss unter sich. Die Hitze der Flammen schlug ihm ins Gesicht. Da raffte er sich auf.

«Die Schläuche herbei!», brüllte er. Die Besatzung des Steuerbord-Pompoms – welche die Granatsplitter nicht niedergemäht hatten – krabbelte aus ihren phantastischen Stellungen, in die sie gefallen, hoch, und der Schein der Flammen beleuchtete sie undeutlich in der künstlichen Finsternis des Rauches. Die Stimme eines Offiziers riss sie zusammen. Ohne zu wissen, was sie taten, holten sie die Wasserschläuche und gingen wie Automaten durch

den oft geübten Drill. Die *Artemis* kam aus der Nebelbank heraus. Gegen den Sonnenschein verringerten sich die Flammen fast bis zur Unsichtbarkeit. Der dicke graue Rauch, der aus den Fugen des Decks drang, verhüllte sie – ein fauler, stinkender Rauch, denn vielerlei brannte dort.

Halb fiel, halb rannte Rhodes die Leiter zum Oberdeck hinunter und trommelte die Feuerwehrmannschaft vom erhöhten Quarterdeck zusammen. Die Pumpen begannen ihr Singen; die weise Voraussicht des Maschinenraumkommandanten hielt genügend Dampf für sie bereit. Rhodes verschwand in der Messe. Sie stand voller Rauch, teils durch die Nebelwand, teils durch das Feuer, und war pechschwarz durch das Aussetzen des elektrischen Stromes – so dunkel, dass er achtern das Schott von der Hitze rot glühen sah.

Nicht länger war Rhodes eine alte Frau. Die Explosion einer zwölzfölligen Granate hatte zum Erwecken aus seiner Altjüngferlichkeit genügt. Er organisierte hier die Feuerbekämpfung und sprang wieder auf das Bootsdeck, wo er die klarste Sicht über den Schaden fand. Von hier aus gelangte man nicht mehr direkt nach achtern. Das Schiff stand in seiner ganzen Querrichtung in Flammen. Es blieb nur übrig, in den Kesselraum zu klettern und von dort aus unter dem Feuer hindurch sich einen Weg nach hinten zu bahnen. Das beanspruchte sicherlich eine lange Zeit. Er entdeckte Richards auf dem Quarterdeck, der auf dem Achterteil des Schiffes die Schadenüberwachung leitete. Richards lebte und hatte eine Arbeitsgruppe mit sich. So war dort Rhodes' sofortige Anwesenheit nicht nötig. Er sprang zum Telefon.

«Kommandobrücke», verlangte er und dann, als Jerningham antwortete, «Kommandant zum Kapitän.»

Die beiden kurzen Pausen, jede nur ungefähr zwei Sekunden, gaben ihm Zeit, seinen Atem und seine Ruhe wiederzufinden.

«Ja, Kommandant?», klang des Kapitäns Stimme.

Rhodes berichtete, was er sah und tat.

«Ist das Feuer schlimm?», forschte der Kapitän.

Der Kommandant liess seine Augen bis nach hinten schweifen, in den Rauch und in die Flammen. Nach der Ansicht eines Kommandanten war es wirklich ein heftiger Brand; aber Rhodes hatte noch genügend Verstand beisammen, um nicht zu übertreiben. Er zwang sich, mit sachlichen Augen das Feuer zu betrachten, mit den Augen eines kämpfenden Mannes und nicht denen einer Schiffsmamsell.

«Nein, Herr Kapitän. Nicht sehr schlimm. Wir werden es augenblicklich unter Kontrolle haben.»

Er legte den Hörer auf, um ihn gleich, da das Instrument surrte, wieder abzuheben. Die Schadenreporte trafen von allen Seiten ein – hier ein kleines Leck, dort ein zertrümmertes Schott. Nichts, um seine Arbeitstruppen ernstlich umzugruppieren. Jerningham zeigte sich neben ihm, zwar ein bisschen blass um die Kiemen, aber in guter Fassung. Jerningham und sein Kommandant empfanden eine gegenseitige Abneigung. Sie täuschten sich auch keine falsche Herzlichkeit vor, während sie miteinander sprachen. Der Kommandant wiederholte hastig die bei ihm eingetroffenen Meldungen, die Jerningham auf seinem Block niederschrieb, ehe sie sich dem Feuer zuwandten.

Aus einer Anzahl von Schläuchen strömte das Wasser in den flammenden Krater. Noch explodierten unten ein oder zwei Pom-pomgeschosse; jedes sandte einen Funkenregen wie ein riesiges Feuerwerk nach oben. Eine andere Löschtruppe kam auf der

Backbordseite dahergerannt. Der Mann mit der Schlauchöffnung räumte energisch Presteigns Leichnam aus dem Weg. Die Wasserstrahlen hätten recht bald den Brand gemeistert; doch noch eine andere Kraft mischte sich in dieses Spiel. Die *Artemis* warf ihr Steuer herum, und als sie abdrehte, tauchte das Leck in ihrer Seite in die See unter. Das Wasser rauschte herein. Selbst auf dem Oberdeck vernahm man das Zischen des nassen Elementes auf den rotglühenden Flächen. Der Dampf quoll mächtig durch den Krater und umhüllte das Schiffsheck wie eine Wolke. Dann richtete sich die *Artemis* wieder auf, um den neuen Kurs einzuschlagen, schwankte beim Ruderrichten leicht auf die andere Seite, und fünfzig Tonnen Wasser rauschten über jede Ecke und Ritze des Kompartiments, ehe sie als russige, warme Schauer durch die vereinzelt Löcher des Hauptverdeckes flossen. Nur noch wenig Dampf und Rauch entstiegen jetzt dem Deck. Richards stand am unregelmässigen Rande des Kraters und schaute hinunter. Ein Unteroffizier sprang in die zerstörte Messe mitten in den unglaublichen Wirrwarr hinein. Richards formte mit seinen Händen ein Sprachrohr und brüllte seine Entdeckungen zu dem Kommandanten hinüber – die Lecks zu beiden Seiten des Schiffes befanden sich oberhalb der Wasserlinie; kleinere Löcher wies noch das Deck auf.

«Ich lasse diese Löcher im Handumdrehen reparieren», sagte der Kommandant zu Jerningham. «Melden Sie das dem Kapitän.»

«Zu Befehl, Herr Kommandant», entgegnete Jerningham und erinnerte sich gerade noch im letzten Augenblick, dass er zu salutieren hatte.

Prompt vergass der Kommandant Jerningham im Trubel der

Rettungsaktion. Er rief sich ins Gedächtnis zurück, wohin er das Handwerkszeug, die Latten und das Holz verstaut hatte, die er zum Ausbessern brauchte, und welche Männer er dazu anstellen wollte. Während er zum Oberdeck eilte und mit der Arbeit begann, sah er klar im Geiste, in welcher Reihenfolge er alles erledigen musste. Inzwischen ging Jerningham vom Bootsdeck auf die Brücke zurück und erstattete dem Kapitän Meldung.

Es war ausgesprochenes Pech, dass die *Artemis* überhaupt getroffen war. Andererseits durfte man bei allem Unglück nicht das Glück übersehen, das einen vor noch grösserem Schaden bewahrt hatte. Eine Granate in der Messe, mit nur geringen Schäden unterhalb des Hauptdecks, bedeutete praktisch gesehen eine viel kleinere Katastrophe als eine Kugel, die irgendwo anders auf dem Schiffe landete. Die Hauptbestückung des Kreuzers erlitt keine Einbusse, und die Verlustliste war nur klein. Der Messraum würde zwar beim Manövrieren der *Artemis* noch öfter überflutet werden, ehe der Kommandant die fraglichen Stellen abdichtete, jedoch – hier stellte der Kapitän eine Kalkulation in seinem Kopfe auf – wurde ihre Stabilität durch die Wassermassen oberhalb der eigentlichen Wasserlinie nicht weiter gefährdet. Sie besass genügend Reserven, obgleich sich ihre Ladung durch das Abfeuern von dreissig Tonnen Granaten ziemlich verschob. Ein Jammer um den Oberarzt und seine Bereitschaft.

«Die Pompommansschaft des Backbords ist vollständig ausgelöscht, sagten Sie?», erkundigte sich der Kapitän.

«Ja, Herr Kapitän.»

«Dann ist auch Harris fort.»

«Jawohl, Herr Kapitän.»

So verlor die *Artemis* ihren fabelhaften Pompomschützen.



Wahrscheinlich war er unersetzlich; das Schiff würde niemals wieder seinesgleichen sehen.

Jerningham dachte an Presteign. Er wusste – er fühlte es in seinen Knochen – das Barmädchen von Gravesend hatte jedes einzelne der an sie gerichteten Sonette zerknüllt und fortgeworfen. Und niemals würde er nun von Presteign seine vollständigen Werke erhalten. Etwas war heute der Zivilisation verloren gegangen. Die Explosion hatte Jerningham in eine Art von Betäubung geworfen. Der Teil seines Ichs, der zum Seeoffizier ausgebildet worden war, funktionierte nur schwerfällig und halbautomatisch. Merkwürdig, dass sein restlicher Verstand so klar alles erkannte und den schmerzlichen Verlust so fühlte. Wenn er lebend dieser Schlacht entging, würde er später einmal dem Kapitän von Presteign erzählen.

Vier Zerstörer rasten an der *Artemis* vorbei und überholten sie bei ihrem Versuch, den Italienern den Weg abzuschneiden. Signalflaggen kletterten am Mast des führenden Zerstörers hoch, und der Chef signalist begann, ihre Bedeutung auszurufen.

### *Aus des Kapitäns Bericht ... ohne ernstlichen Schaden...*

Die Schiffsbesatzung der *Artemis* kannte den Maat des Torpedoschützen als einen Misanthropen – schon lange litten sie unter seinem Menschenhass – und deswegen hielt ihn vielleicht das Unterdeck für einen Bigamisten. Bestimmt erzählte man sich die unglaublichesten Geschichten über des Maats Eheleben, über seine schmutzige Frau in Pompey, scheinbar so abstossend wie er selber, und über ein reizendes junges Mädchen aus Winchester, mit dem er eine zweite Ehe eingegangen war. Manche behaupteten sogar, diese zweite Frau wäre die Nichte der ersten oder wenigstens eine Blutsverwandte. Und man zerbrach sich den Kopf über seine geheimnisvolle Macht, mit der er ihre Zuneigung gewonnen und sie zur Mitschuldigen in einem der schlimmsten aller Verbrechen gemacht hatte. Er war auch ein alter Mann nach dem Massstab in der Marine. Man hatte ihn nach seiner Pensionierung nochmals in den Dienst zurückgerufen, und die Spassvögel lachten zuweilen, wenn sie sich gegenseitig fragten, was Nelson zu dem Maat des Torpedoschützen bei ihrer letzten Begegnung gesagt hatte.

Wie immer die ehelichen Beziehungen des Maats sich an Land verhielten, auf See konzentrierte er seine ganze Kraft nur auf ein Gebiet, weswegen ihn vielleicht auch die Besatzung verspottete – ein solcher Mensch ist immer als Zielscheibe be-

liebt. Er war absolut in die elektrische Anlage des Schiffes und deren Leitungen vernarrt. Diese Manie schaltete alle anderen Interessen bei ihm aus. Seine Gedanken während des Tages und die meisten seiner Träume befassten sich mit der geheimen Macht, wie ein Geizhals mit allen Fasern an seinem Hort hängt. Nach Ansicht des Maats verstand sonst keiner an Bord etwas über die Elektrizität. Der Torpedoleutnant mochte imstande sein, Bücherprobleme über Stromladung und Stromerzeugung auszuarbeiten. Doch dieser theoretische Unfug machte keinen Eindruck auf einen Mann, der alle Ecken und Winkel des Kreuzers mit Elektrizität versorgen musste. Sicherlich konnte der Torpedoleutnant nicht seine Augen schliessen und langsam mit der Hand über den am Backbord befindlichen Hauptverteiler fahren, um die nötigen Leitungen, Sicherungen und Schalter einzustellen. Aber der Maat brachte dieses Kunststück fertig, ebenfalls am Backbord-Ergänzungskasten und anschliessend bei den Reserveschaltungen vom Steuerbord.

Der Maat zeigte jedem, der dies nicht verstand, grösste Verachtung, und das hiess, dass er jedermann auf dem Schiffe mit Verachtung strafte. Und da kaum eine Einrichtung an Bord ohne Elektrizität funktionierte, hingen sie alle von seiner Gnade ab – der Kapitän, der befehlssichere Kommandant, der Torpedoleutnant, der Geschützleutnant, dessen Mannschaft ihn für einen Gott hielt, der Maschinenraumkommandant und der einfache Matrose. Er war ja auch in seiner Einbildung der wahre Herr und Meister der H.M.S. *Artemis*. Indem er einige Drähte miteinander verband oder voneinander löste, durchschnitt er den Lebensfaden des Kreuzers, wie die griechischen Schicksalsgöttinnen den Lebensfaden der Menschheit durchschnitten. Er behielt dieses Wissen für

sich, drückte es an sein Herz, gleich seiner blonden Bezauberin aus Winchester. Dieses Gefühl bereitete ihm eine ständige, geheime Freude, obgleich er in seiner Blindheit gar nicht erkannte, wie wenig er diese Macht ausnutzte. Über ihm regierte der Entschluss, zu jeder Minute die elektrische Installation der *Artemis* in höchster Vollkommenheit zu halten. Eher konnte er sich seine eigene Nase abschneiden als gegen dieses Prinzip verstossen.

Der Standort des Maats vom Torpedoschützen lag neben dem grossen Schaltkasten, tief unten im Bauche des Schiffes, und an diesem Platze wünschte er wie sonst nirgends auf der Welt zu sein – mit einer zeitweiligen Ausnahme von Winchester. Hier be rauschten sich seine Augen an den Zifferblättern und an den Indikationslampen, liefen von Neuem über das riesige Zahlenbrett der Drähte und triumphierten. Wie der richtige Geizhals mit seinem Schatz, der mit seinen Fingern in den Münzen wühlt und sie zum tausendsten Mal mit frohlockender Gier zählt. Mit einem Blick überprüfte er das spezifische Gewicht der Säure in den Ladebatterien. Hier gab es genügend Elektrizität, um die Bedürfnisse des Schiffes während dreier Stunden zu befriedigen, falls die Generatoren versagten. Und in drei Stunden sollten die armen Narren wohl die Generatoren ausbessern, oder der Schaden war so gross, dass der Kreuzer als verloren galt. Eben kontrollierte er wieder das Schaltbrett; da schlug die Granate ein und ging in Stücke. Das Deck bäumte sich unter seinen Füßen und liess ihn platt zu Boden fallen. Sofort war er wieder auf den Beinen, löste sich aus dem Kreis der aufeinandergeschleuderten Matrosen, die man hier stationiert hatte, um bei einem Unfall seinerseits einen Ersatz bei der

Hand zu haben – als ob diese erbärmlichen Dummköpfe ihn jemals ersetzen könnten! – und richtete seine Augen von Neuem auf Schalttafeln und Lampen. Sein Assistent sprang an seine Seite; aber der Maat stiess ihn unwillig zurück. Solange er seinen Dienst versah, durfte niemand anders dieses Schaltbrett berühren.

Einige der Lampen erloschen; einige der Nadeln auf den Zifferblättern gingen auf Null zurück. Der Maat liess seine Hände über die Schalter gleiten wie ein Pianist, der sein Instrument ausprobierte. Er spielte direkt eine Tonleiter, erst mit der einen Hand und nahm dann die andere zu Hilfe. In einem fort bewegten sich seine Finger, nicht einmal hoben sich dabei seine Augen von den Ableseinstrumenten, denn blind beherrschte er seine Tastatur. Der Lichtstrom zu dem Raum hinter der Messe war unterbrochen; der Maat besserte ihn aus. Er tat das Gleiche für andere Schiffssektionen mit Ausnahme des eigentlichen Messraumes. Der Indikator blieb starrköpfig. Nichts gelang ihm, um die Elektrizität wieder dem Offiziersraum zuzuleiten. Er brummte bei dieser Feststellung. Nicht einmal der Assistent, der jetzt auf ihn statt aufs Schaltbrett schaute und der seine Launen schon zweieinhalb Jahre ertrug, erriet den Sinn dieses Grunzens oder konnte den steinernen Ausdruck in seinen Zügen definieren.

Wieder brummte der Maat und liess seine Hand vom Schaltbrett fallen. Er ging nach vorn, rollte steif mit den Bewegungen des Schiffes – der Rheumatismus in den Knien störte ihn ein wenig – und schritt durch die Tür zur Telephonzentrale. Hier betrachtete er die Szene mit neidischen Augen, denn nur ein Teil des Betriebes stand unter seiner Kontrolle. Er versorgte ihn mit Elektrizität. Aber die Matrosen Howlett und Grant, welche die Tele-

phonapparatur bedienten, gehorchten nicht mehr den Befehlen seiner Abteilung, und der Maat glaubte fest, dass sie unter seiner Führung tüchtiger wären. Er fand es unvernünftig, wenn Männer ohne seine Oberaufsicht die Elektrizität austeilten, und sei es nur in den minimalen Dosen, wie man sie für ein Telephon brauchte. Dabei ähnelte ihr Überprüfen der Leitungen so sehr der Arbeit, die er eben beendet, dass seine Eifersucht noch wuchs.

Er beobachtete einen kurzen Augenblick lang ihre flinken Bewegungen, verstand er doch soviel davon wie sie. Hie und da spannten sich die Drähte kreuzweise über das Brett. Sie waren für die Gefechtsdauer gekuppelt, verbanden die verschiedensten Leitungen miteinander, um es dem Geschützleutnant zu ermöglichen, unverzüglich mit seinen Geschütztürmen und Magazinen zu sprechen. Dort der Draht leitete vom Kesselraum in den Maschinenraum. Durch diesen hier redete der Kapitän mit dem Kommandanten. Der Maat empfand eine leichte Enttäuschung, dass die permanenten Anschlüsse in Ordnung zu sein schienen. An der Haltung von Howlett und Grant erkannte er, dass sie trotz ihrer Kopfhörer und ihrer starken Inanspruchnahme über sein Kommen Bescheid wussten und auch sein dumpfes Brüten bemerkten.

Ein Licht glühte am Schaltbrett auf, und Howlett kuppelte ein. «Zentrale», meldete er.

Der Maat erhaschte nichts von dem Gemurmel in Howletts Kopfhörer; aber er sah, wie dieser die Verbindung herstellte. Kommandobrücke wünschte mit dem Maschinenraum zu sprechen – nichts Besonderes.

«Einer von euch Jungens verbinde mich mit dem Offizier der Schadenkontrollstelle», sagte der Maat und griff nach dem Tele-

phonhör er. «Es ist ein dringliches Gespräch.»

Dieser letzte Satz stimmte ihn wieder heiter. Während seiner kurzen Überwachung des Telephonbrettes bemerkte er, wie häufig man die Schadenkontrolle anrief. Er durfte Vorzugsverbindung verlangen, so dass man seinen Anruf als ersten durchgab. Welch herrlicher Triumph der Elektrizität! Er hörte die Stimme des Kommandanten und begann seinen Bericht über das Resultat seiner Schaltbrettüberprüfung zu machen.

«Gut», antwortete der Kommandant. «Jawohl. Ja, die Messe ist ausgebrannt.»

Der Maat legte den Hörer zurück und betrachtete noch einmal die ausdruckslosen Rücken von Howlett und Grant. Er war neidisch auf die beiden. Sie konnten den Telefongesprächen lauschen, und falls sie zu stark beschäftigt waren, errieten sie doch wenigstens durch den Aufgabeort und den Empfänger, was sich auf dem Schiff abspielte. Sie teilten sich mit ihm in die Nachricht vom abgebrannten Offiziersraum; das war nicht gerecht, nein, sogar unanständig. Was er wusste und wissen musste in Anbetracht seiner Stellung als Elektrizitätsverteiler, das erfuhren sie, indem sie die Vorteile ihres angewiesenen Postens ausnutzten. Es stiess gegen seine Würde als Maat des Torpedoschützen, dem man die Kontrolle über den Hauptschalter anvertraute – noch mehr, es verstieß gegen die Würde der Elektrizität – dass er nicht allein auf der Höhe des speziellen Informiertseins thronte. Er sah Howlett einen Blick zu Grant hinüberschiessen und las darin Amüsiertheit, die fast an Unverschämtheit grenzte. Nun entdeckte der Maat plötzlich etwas, das ihn halbwegs aussöhnte. Er vergass, sofort seine verletzte

Würde zu rächen, und schielte nach dem Profil von Grant. Bis jetzt hatte er nur dessen Hinterkopf gesehen. Grants linkes Auge war schwarz und geschwollen. Die Geschwulst erstreckte sich auch noch über sein gerötetes Lid. Eine Quetschung des Backenknochens lag wohl vor, die sich bestimmt noch schwarz und blau färben würde. Über die Wange bis zum Kinn lief eine deutliche Strieme.

«Eine ganz nette Beule haben Sie da, Grant», meinte der Maat.

«Na, wenn schon!» Grant war trotz seines Namens in Manchester geboren und erzogen worden. Ein neues Licht flammte auf dem Schaltbrett auf, und Grant stöpselte ein.

«Zentrale.»

Die Explosion der Kugel musste Grant von seinem Stuhl gehoben und direkt, mit dem Gesicht voran, gegen den Nummernkasten geschleudert haben.

«Zentrale», sprachen Grant und Howlett gleichzeitig und stellten neue Verbindungen her.

Es bedeutete für den Maat eine bittere Pille, festzustellen, dass die Telephonvermittlung auch ohne seine Aufsicht gut funktionierte, dass diese Kinder um die Zwanzig herum ihre Pflicht auch ohne sein wachsames Auge erfüllten. Der Maat hatte keinen Glauben an die Jugend. Er seufzte und wandte sich, ging von der Telephonzentrale an sein eigenes heissgeliebtes Schaltbrett zurück. Sein Rheuma gab ihm die Haltung eines alten Mannes. Er überflog von Neuem seine Instrumente und fand alles noch in bester Ordnung. Selbst der Narr von einem Assistenten vermochte in der Zwischenzeit nichts Dummes anzustellen. Der Maat setzte seinen Weg nach hinten durch eine zweite Tür fort und verschwand im geheimnisvollsten Teil des ganzen Schiffes.



Er schloss die Tür und blickte sich um. Dies war die Transmissionsstation. Jede fremde Macht würde königliche Summen auch in Friedenszeiten opfern, um einem ihrer Experten für eine halbe Stunde den Eintritt in diesen Raum zu verschaffen. Übermenschliche Maschinen umgaben den Maat, an deren Vervollkommenning die besten Köpfe der Marine jahrelang herumstudiert hatten; Maschinen, die schwierigste Differentialgleichungen in einem Augenblick lösten, während geschickte Mathematiker mehrere Tage darüber brüteten; Maschinen, die ein halbes Dutzend Ziffernreihen in einem Arbeitsgang bewältigten; Maschinen, die mechanisch auf Barometerschwankungen und Geschützerwärmung eingingen; Maschinen, die in die Zukunft schauten und dabei nie die Vergangenheit vergassen.

Der Maat freute sich, dass diese Zauberapparate für die Zuteilung der Elektrizität, mit der allein sie funktionierten, von ihm abhängig waren. Der einzige Freund, den er auf dem Schiff besass, Chefelektriker Sands, auch ein Mann mit den nötigen Ideen über die Wichtigkeit der Elektrizität, verbrachte seine meiste Zeit damit, um an ihnen herumzubasteln, ihre Schwächen zu überbrücken und sie mit Geduld zu behandeln, falls sie einmal störrisch wurden.

Im Mittelpunkt des Raumes um einen runden Tisch, der selbst für eines Lord Mayors Bankett gross genug war, sass die Schiffskapelle. In vergangenen Tagen erwarteten die Theatergesellschaften von ihren Schauspielern einen doppelten Beruf. Sie mussten jeden Abend, bevor sie auf die Bühne traten, sogar auf dem Musikpodium ihren Teil leisten. Ähnlich erging es der Kapelle auf der *Artemis*. Sie hatten einen doppelten Beruf, wobei die Musik erst

an zweiter Stelle kam. Nur knapp blieb ihnen Zeit für eine Probe von «Colonel Bogey» oder «Ein Leben auf den Wellen des Ozeans». Sonst schafften sie jedoch an einer viel genaueren Arbeit. Die um sie herum befindlichen Maschinen bedurften, trotz ihrer Vollendung, trotz des Maats Vermittlung von Strom und der Fürsorge des Chefelektrikers Sand, des menschlichen Eingreifens, um ihre Resultate richtig auszuwerten. Unter der Glasplatte des Tisches bewegten sich viele Nadeln, manche gleichmässig, andere unstet, krochen oder sprangen wild herum. Und eine jede Nadel wurde von einem Musiker bewacht, der mit seinem eigenen Zeiger jede ihrer Bewegungen wiederholte, immer auf eine unerwartete Veränderung gefasst. Die Stücke, welche die Kapelle in der Transmissionsstation spielte, waren nicht vorgeübt und ohne Noten. Nichts liess sich voraussehen. Keiner durfte in Ruhe wie sonst beim Ensemble eine Pause von zwanzig Takten erwarten. Trompeter oder Trommler – sie alle gehorchten einem eigenen Dirigentenstock, der auf einmal den Einsatz gab und sie zu neuer Tätigkeit anspornte.

Am Kopfe des Tisches auf einem erhöhten Stuhl, um besseren Überblick zu haben, sass der Geschützoffizier, Mr. Kaile. Hörmuscheln bedeckten seine Ohren, und weitere Telephonapparate standen in erreichbarer Nähe. In einer Beziehung war Mr. Kaile der Dirigent seiner verrückten Musicband. Er bestimmte zwar nicht, welche Melodie gespielt werden sollte und wann sie begann oder aufhörte. Plötzlich konnten die Mitglieder seines Orchesters zusammen einsetzen. Er musste wenigstens dafür Sorge tragen, dass sie im selben Notenschlüssel und im Takt blieben. Lassen wir uns den Vergleich fortsetzen: Man verlangte ferner von ihm, in Übereinstimmung mit den Befehlen der Kommandobrücke und des Ge-

schützleutnants und geleitet von den dreifachen Berichten der Spähoffiziere die Tonstärke je nach Bedarf anzuschwellen oder zu vermindern. Das hiess, die Schussrichtung horizontal oder vertikal, nach links oder nach rechts zu verschieben, wie die direkten Beobachtungen der Geschosseinschläge es gerade diktieren.

Wie perfekt auch immer die Maschinen sein mögen, der Krieg wird im Grunde genommen durch Männer entschieden, deren Nerven ruhig die Apparate dirigieren müssen, deren Mut nicht wanken darf, wenn sie selber oder ihre Maschinen in Gefahr schweben, deren Disziplin und Training eine tadellose Gemeinschaftsarbeit garantieren. Jede Verbesserung der Maschinen wirft dieses Problem nicht über den Haufen, sondern stellt daran noch grössere Anforderungen. Nachdem der Mensch der Steinzeit seine Steinwaffe zum ersten Mal an einem Schaft befestigte, anstatt sie ungeschickt in der Hand zu tragen, hatte er dennoch dem Feind gegenüberzutreten und ihn zu bekämpfen. Nelsons Kanonieren trug ein einfacher Hebekran die Munition zu, den Geschützmannschaften der *Artemis* besorgte es heute ein automatischer Lift. Doch beide male mussten die Männer bei ihren Geschützen stehen, um etwas zu vollbringen.

So verlangte auch der Tisch der Transmissionsstation Disziplin und Mut. Zitternde Hände hielten nicht die Nadeln ruhig, und mit Furcht beladene Gedanken reagierten nicht schnell genug auf das planlose Wandern der Führungsindikatoren, um den Geschützen auf dem Deck alle zehn Sekunden ein Abfeuern zu gestatten. Hier unten, tief unter der Wasseroberfläche, waren die Männer vor den Granaten verhältnismässig sicher. Aber nicht viel tiefer lag die

dünne Wand des Schiffes und um sie herum die Ölbehälter. Mine oder Torpedo konnte sie gar leicht treffen und in Flammen oder Wasser ersticken. Vielleicht bildete sich ein Leck in einer anderen Abteilung des Kreuzers, der dann langsam absackte, während die Flut eindrang. In diesem Falle zwang ihre Pflicht sie, bis zuletzt auf den Posten auszuharren, damit die Geschütze bis zum Schluss am Feuern blieben. Der Weg ins kostbare Leben führte sie aber über gefährliche, endlose eiserne Leitern – eine schwache Hoffnung in Todesnot.

Die Schiffskapelle wusste genau darüber Bescheid – die Männer waren ja intelligent genug. Nur Disziplin fesselte sie an den Tisch; nur Disziplin hielt ihre Hände ruhig und ihre Köpfe klar. Ein so schwer definierbarer Begriff wie Disziplin lässt sich wahrscheinlich durch sein Gegenstück am besten erklären. Panik ergreift eine Menge oder ein Individuum. Sie jagt die Menschen ohne erkennbaren Grund in eine unerklärliche Richtung. Menschen in Panik schütteln sich vor Angst, handeln ohne zu denken, hören nichts und sehen nichts. Männer in strammer Zucht verhalten sich ruhig und vernünftig, erfüllen ihre Pflicht und hören aufmerksam auf Befehle und Instruktionen. Die eine ist eine Gemütsverfassung wie jede andere, und jede entwickelt sich aus der Vergangenheit. Unzählige Faktoren spielen bei der Disziplin ihre Rolle: die Macht der Gewohnheit, das Vertrauen in seine Kameraden und der Glaube an die Bedeutung seiner Pflicht. Der Disziplin im antiken Rom lag die Furcht vor den Konsequenzen zugrunde. Grundsätzlich fürchtete der Soldat der römischen Armee seine Offiziere mehr als seine Feinde. Friedrich der Grosse befahlte seine preussische Garde nach demselben Prinzip. Ein Schwärmer wird

sich in die Gefahr hineinstürzen; aber einmal aufgehalten, rennt er gar oft davon. Und in einem solchen Moment ist er schwer wieder zum Stehen zu bringen. Furcht und Begeisterung sind schmale und gefährliche Grundlagen für die Disziplin. Die seemännische Disziplin bestand vielleicht zum Wesentlichen aus Stolz – Stolz in sich selber, Stolz auf die anvertraute Aufgabe, Stolz für die Sache, für die man kämpfte, und Stolz für die Marine, in der man diente.

Der Maat des Torpedoschützen gab sich nicht solchen rein theoretischen Betrachtungen hin. Sein Hineinspähen in den Transmissionsraum sagte ihm, dass die Männer ihre Pflicht taten. Seine Neugier war befriedigt. Ein weiterer Blick zu Mr. Kaile hinüber verriet ihm, dass der ganze Apparat, dank seiner Stromversorgung, tadellos funktionierte. In Antwort auf des Maats fragend hochgezogene Augenbrauen nickte Mr. Kaile kurz. Als der Maat keine weitere Entschuldigung zum Dableiben fand, zog er sich in sein Arbeitsfeld zurück.

«Alter Schnüffler», meinte Mr. Kaile. Er sagte es halb zu sich selbst, aber auch halb in das Telefon hinein. Da es der Geschützleutnant vernahm, musste er schleunigst noch einen Satz hinzufügen: «Entschuldigung, Herr Leutnant, ich sprach nicht zu Ihnen.»

Das Telefon krächzte zur Antwort die Nachricht, dass die *Artemis* von Neuem zum Angriff überging.

«Jawohl, Herr Leutnant», entgegnete Mr. Kaile.

Mr. Kaile stützte sich auf eine achtundzwanzigjährige Erfahrung. An der Schlacht um die Falkland-Inseln hatte er sich als blutjunger Leichtmatrose beteiligt. Damals wurden auf der H.M.S. *Kent* alle entbehrlichen Hände nach achtern auf das Quarterdeck geschafft, um durch die neue Ballastverteilung des Schiffes Bug ein wenig zu heben und bei seiner wilden Verfolgung der

**Nürnberg** dadurch die Geschwindigkeit zu beschleunigen. Mr. Kaile stand dort also geduldig, während die **Kent** unter dem Sprühregen des dramatischen Abends dahinsauzte. Und mit den anderen platzte er in Hurrarufe los, als die in Stücke geschossene **Nürnberg** in die eisigen Fluten des Südatlantik versank.

Schliesslich war die **Kent** wieder in England eingelaufen, und Mr. Kaile hatte ein Mädchen geheiratet: Bessie. Bessie war schon damals gerade kein Ölgemälde, wie Mr. Kaile auf höfliche Art ihr Aussehen beschrieb. Aber hauptsächlich wegen Bessie bekleidete Mr. Kaile seinen jetzigen erhöhten Rang, trug ein «Mr.» vor seinem Namen und einen Goldstreifen auf seinem Ärmel. Ölgemälde oder nicht, Mr. Kaile liebte seine Bessie vom ersten Augenblick an und hörte nie auf, sie zu lieben, wegen ihrer Sanftmut, ihrer Zuneigung und ihres unerschütterlichen Glaubens in ihren Ehemann. Nichts war gut genug für Bessie. Ihretwegen hatte sich Mr. Kaile zu einem Manne voll himmelstürmender Ambitionen entwickelt, voller Träume, deren er sich selber schämte. Dabei hatte sich seine Sehnsucht nie bis in das Gebiet eines Offiziersgrades verstiegen, doch waren einige seiner Träume fast ebenso phantastisch. Er hatte von einem Haus geträumt, in dem Bessie wohnen sollte, ein Haus, das von seinem Lohn gekauft und bezahlt war, das schöne Möbel schmückten. Er war zu hochmütig, sich dazu noch eine Angestellte mit Häubchen und Schürze vorzustellen; aber bestimmt hatte Mr. Kaile in jenen vergangenen Tagen geträumt, seiner Bessie für die gröbere Arbeit in diesem Luftschloss eine Putzfrau zu engagieren, ein nettes altes Wesen, die ihre Herrin mit «Madame» anredete. Als junger Vollmatrose hatte sich

Mr. Kaile an dieser Idee begeistert. Sprach er jedoch darüber zu seiner Frau, so lächelte sie gutmütig und streichelte ihm sanft über sein Haar wie einem Kinde, das von einer guten Fee träumt.

Der Vollmatrose Kaile war mit noch tiefer verwurzelter Ehrgeiz zur See zurückgegangen. Seine erste Medaille hatte er erworben, als er das Maschinengewehr der alten *Vindictive* bediente, die mit einem von deutscher Artillerie zersplitterten Oberwerk an der Zeebrugger Mole lag. Der Ehrgeiz war auch noch nach Ende des Krieges mit ihm geblieben, während der ganzen Friedensjahre, als er sich abrackerte, seine einfache Schulbildung zu vervollkommen und die verwickelte Lehre der Schiesskunst zu meistern, die mit zunehmendem Lernen immer noch schwieriger wurde. Mr. Kaile war kein hochtalentierter Mann, besass aber eine eiserne Energie. Unter dem Druck seiner ungestillten Sehnsucht gewöhnte sein Gehirn sich mehr und mehr daran, wichtige Einzelheiten zu behalten und folgerichtig zu denken. Ohne Umstände übernahm er die Disziplin von H.M.S. *Excellent*, und wenn sein Verstand dem Text der Lehrbücher nicht mehr folgen konnte, so blätterte er bis auf die erste Seite zurück und begann geduldig noch einmal von vorn zu studieren. Jeden Satz zerlegte er ins kleinste, bis er die Schwierigkeit überwand. Er verschaffte sich ein reichhaltiges Wissen grundlegender Kenntnisse, angefangen von der besten Temperatur für Sprengstofflagerung bis zur Reissfestigkeit eines eisernen Kabels. In der britischen Marine gab es kein Geschütz, das er nicht zu reparieren oder zu bedienen verstand. Anstelle der höheren Mathematik, die ausserhalb seines Lernvermögens lag, setzte er sorgfältiges Nachdenken; so berechnete er auf praktische Art selbst die Anfangsgeschwindig-

keit und Flugbahn eines Geschosses. Er stieg vom Vollmatrosen in den Rang eines Unteroffiziers, vom Unteroffizier zum Sergeant-Major, bis er eines Tages das erreichte, was er nie zu hoffen wagte: Er wurde der Geschützoffizier Mr. Kaile. Und Bessie lebte in ihrem eigenen Haus. Am Tage, an dem er die letzte Rate abzahlte, überschrieb er es samt den Möbeln auf ihren Namen. Zweimal in der Woche, ehe 1939 der Krieg begann, kam eine Putzfrau ins Haus, verrichtete die grobe Arbeit und redete Bessie mit «Madame» an. Mr. Kaile wusste zwar nicht, ob nach dem Kriege die Hausangestellten auch noch Häubchen und Schürzen tragen würden; aber so viele unerwartete Dinge waren ihm in seiner Karriere passiert, dass er jetzt auch noch an die Verwirklichung seines letzten Wunsches dachte. Er malte sich in Gedanken das für ihn denkbar grösste Vergnügen aus: dass er einmal in Bessies eigenem Salon sass und ihr zuhörte, wie sie ihrem eigenen Mädchen Anordnungen erteilte.

Sogar ohne diese Aussicht, nur um Bessie ihr eigenes Haus mit den eigenen Möbeln zu bewahren, würde er jeden Kerl der italienischen Flotte bis aufs Äusserste bekämpfen. Fast alle seiner Wünsche waren bereits in Erfüllung gegangen. Bessie war heute ohne Zweifel in ihren Gesellschaftskreisen tonangebend. Sie konnte, wenn sie wollte, wie eine Königin über die Ehefrauen von Unteroffizieren und Sergeanten herrschen. In Wirklichkeit masste sich Bessie keine Autorität an; dies hatte Mr. Kaile festgestellt, wie er stets alles Nette an Bessie bemerkte. Sein Vergnügen gipfelte einfach darin, dass sie es tun konnte. Mr. Kailes augenblickliche Rolle als Oberhaupt des grossen Tisches bildete für ihn ein ähnliches Vergnügen.

Mr. Kaile war vollkommen im klaren, dass auch die Römer sehr



gute Maschinen besaßen. Er las mit grösster Sorgfalt die vertraulichen Mitteilungen, die bei den Geschützoffizieren der englischen Marine zirkulierten und die von den Entdeckungen der eingebrachten italienischen Schiffe handelten. Eroberte Unterseeboote hatten ebenfalls dazu beigetragen. Das versenkbare sechszöllige Geschütz war nach Ansicht Mr. Kailes die kluge Verwirklichung eines Gedankens, den die englische Marine etwas spät erkannt hatte. Der Zerstörer, den man im Roten Meer aufgegriffen, hatte noch viel mehr erzählt. Das theoretische Ausarbeiten des italienischen Geschützkontrollsystems auf grossen Schiffen, nach einem Zerstörer als einzigem Vorbild, war eines Sherlock Holmes würdig, ungefähr wie das Erraten der Grösse eines Mannes nach seiner Schrittlänge. Doch gerade darin lag Mr. Kailes Stärke. In diesem Moment steckte in seiner Tasche ein freundlicher Brief von der hohen Admiralität, der ihm für einige diesbezügliche Vorschläge dankte. Eines schönen Tages würden die Engländer von einem intakten Kreuzer oder sogar Schlachtschiff Besitz ergreifen. Mr. Kaile hoffte, dieses Ereignis mitzuerleben. Das Material würde sicher recht gut sein. Aber Mr. Kaile hielt die Qualität des Materials nicht für ausschlaggebend, denn selbst das Beste hängt noch von der guten Bedienung durch Menschenhand ab. Er betrachtete die doppelte Reihe der ernsten Gesichter, die sich über den Tisch der Transmissionsstation beugten, und war zufrieden. Diese jungen Burschen neigten manchmal zur Leichtfertigkeit, die man unterdrücken musste. Als die schwere Explosion ertönte und das Schiff sich jäh bäumte, gingen sofort die Lichter aus. Aber als die Birnen wieder aufflammten – widerwillig zollte Mr. Kaile dem Geschützmaat für die Schnelligkeit der Reparatur Bei-

fall – sassen sie immer noch auf ihren Plätzen, und jeder meldete ruhig, dass seine Nadel noch funktionierte. Sie waren absolut gefasst. Mr. Kaile hatte ein menschliches Verständnis für diese Leistung, denn durch eine kleine Lücke der Schiffsventilation drang ein schrecklicher Gestank in den Transmissionsraum – wahrscheinlich von brennender Farbe – in den sich noch anderes mischte, vielleicht brennendes Fleisch. Mr. Kaile hielt jedoch seine Gedanken fest im Zaum, ohne zu grübeln, was auf dem Schiff passierte und woher dieser infame Geruch wohl kam. Er wusste, mit den Jungens mochte es anders sein. Er war froh, dass auch sie sich gut hielten.

«Feind in Sicht. Grün vier-null», sagte das Telephon zu Mr. Kaile.

«Alle Geschütze laden», wendete sich Mr. Kaile an die Türme. Diese Reaktion war rein automatisch. In der Transmissionsstation herrschte Kirchenstille; nur wenige kurze Sätze flogen hin und her. Der Musikkorporal Jones erhielt und wiederholte laut an seinem Telephon den feindlichen Kurs, wie ihn der Messoffizier meldete. Die wunderbaren Maschinen machten ihre Berechnungen. Mr. Kaile liess seine Augen über den Tisch schweifen.

«Tabelle mit Abweichungen beendet!», erstattete er seinen Bericht.

«Breitseiten», erwiderte ihm das Telephon.

«Breitseiten», wiederholte Mr. Kaile den Geschütztürmen.

Ein Gongschlag dröhnte. Unter ihren Füßen erbebt die *Artemis* unter ihrer eigenen Breitseite, und der harte Stahl ihrer Konstruktion übertrug das Getöse und den Schock der Explosion erstaunlich klar bis in die Transmissionsstation. Neue Zahlengrup-

pen liefen ein, die Zeiger drehten sich unter den wachsamen Augen der Schiffskapelle, während alle zehn Sekunden das Donnern der Breitseiten erscholl und der Gestank von der brennenden Offiziersmesse in die Transmissionsstation sickerte und die Nasen der Arbeitsgruppe belästigte.

## Kapitel XIX

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... so dass das Schiff wieder angriffsbereit war...***

Die Schlacht näherte sich ihrem Höhepunkt. Gleichmässig hatte der Wind den künstlichen Nebel der italienischen Flottenlinie zugetrieben, und die britischen Schiffe stiessen mit ihm vor, näher und näher an den Feind heran. Auf der Brücke der *Artemis* wog der Kapitän die Aussichten und Möglichkeiten eines Torpedoangriffes durch die Zerstörer ab. Diese Schiffsgattung ist noch weniger solide gebaut als die Leichten Kreuzer, und eine derartige Attacke muss, um Erfolg zu haben, genau vorbereitet werden. Bei mehr als fünftausend Yards Entfernung laufen die Torpedos zu langsam. Folglich ist die Chance, ein bewegliches Ziel zu treffen, sehr gering. Je weiter die Entfernung des gewählten Objektes, je unsicherer der Erfolg. Die auf eine ganze Geschwaderlinie abgefeuerte Torpedosalve darf ungefähr einen Treffer auf drei Geschosse verbuchen, da der Abstand zwischen zwei Schiffen doppelt so lang wie die eigentliche Schiffslänge ist.

Ein Vierzig-Knoten-Torpedo, bei einer Distanz von drei Meilen auf ein sich mit zwanzig Knoten näherndes Schiff abgefeuert, braucht für sein Trajekt von nur zwei Meilen drei Minuten. Falls jedoch das Schiff in entgegengesetzter Richtung fährt, erhöht sich die Distanz auf sechs Meilen, wozu das Torpedo neun

Minuten beansprucht. Deshalb muss ein Torpedoangriff immer auf die Front der feindlichen Linie erfolgen, und zwar aus nächster Nähe der gegnerischen Schiffe. Die italienische Flotte wies etwa hundert Geschütze auf, jedes mit einer dreimal so langen Schussweite als die eines wirksamen Torpedos und mit Kugeln, von denen jede einzelne einen Zerstörer vernichten konnte. Wollten die britischen Zerstörer eine Attacke riskieren, so mussten sie zuerst ein gefahrvolles Spiessrutenlaufen wagen. Es wäre tatsächlich höchst verwunderlich, wenn auch nur einer von ihnen in die erforderliche Nähe gelangte. Und wenn überraschenderweise wirklich einer von ihnen Gelegenheit fand, seine sechs Torpedos abzufeuern, so hiesse das nur zwei Treffer. Diese zwei Einschläge würden nicht einen der gewichtigen Gesellen zum Sinken bringen. Das Endresultat wäre also der Verlust der sechs Zerstörer gegen einen unbedeutenden Schaden an einem oder zweien der grösseren italienischen Einheiten – ein schlechter Tausch in einem Krieg, wo jeder die Kräfte des anderen zu vermindern suchte.

Das Wissen aller technischen Einzelheiten war für den Kapitän selbstverständlich; es gehörte in den Bereich seiner primitiven Kenntnisse wie die Bewältigung der verschiedenen Tonleitern bei einem Musiker. Seine Betrachtungen begannen erst an diesem Punkte. Sollten die Zerstörer nur eine kleine Hoffnung auf einen Angriff setzen, so musste die Aufmerksamkeit der Italiener von ihnen abgelenkt, also durch ein geschicktes Manöver verteilt werden. Das hiess nichts weiter als eine neuerliche Kreuzerattacke durch den Nebel hindurch, um das Feuer der Italiener auf sich zu ziehen, während die Zerstörer die Rauchwand umfuhren und von vorn die

Feinde angriffen. Die Italiener antworteten dann sicher mit fortgesetzter Beschiessung der Kreuzer und richteten nur ihre Reservegeschütze auf die Zerstörer. Hier bezweifelte nun der Kapitän, ob im Eifer des Gefechtes die italienische Geschützkontrolle hinreichend effektiv blieb, um auch noch die zweite Aufgabe zu bewältigen. Falls die Italiener doch diesen Versuch unternahmen, so lagen sie immerhin unter dem schnellen Feuer der britischen Kreuzer, die sie zu treffen wussten und deren Einschläge sie an der Sicht hinderten. Einige der Zweit-Klass-Bestückung mochte durch den dünnen Panzer hindurch ausser Gefecht gesetzt werden. Vielleicht trafen ein paar glückliche Granaten selbst den Kontrollturm dieser Waffenkategorie. Das machte natürlich einen grossen Unterschied. Ein weiterer Angriff der Kreuzer, noch gefährlicher durch die verminderte Distanz, könnte sodann einen Erfolg in viel grösserem Massstabe sichern. Das Risiko lohnte sich.

Der Kapitän hielt in den Betrachtungen inne. Seine Gedanken rannten mit ihm davon. Er überliess sich allzu sehr seinen Gefühlen. Wie reizte ihn ein neuerliches Durchqueren der Nebelwand mit dem betäubenden Krachen der Kanonen und den Granaten, deren Einschlag auf die italienische Linie er verfolgen konnte. Dieses innerliche Vergnügen bedeutete aber Gefahr. Der Kapitän war ein Mann von wildem Temperament, obgleich keiner seiner Bekannten je darauf verfiel. Die Leute behaupteten, dass «Methy» – der Honourable Miles Ernest Troughton-Harrington-Yorke – Eiswasser in seinen Adern hätte statt des blauen Blutes, wie man es eigentlich von dem Sohn des zehnten Viscount Severne erwartete. Aber Leute, die so redeten, kannten ihn nicht, mochten sie ihm auch noch so nahestehen. Allein der Umstand, dass er einen Spitz-

namen besass, hätte sie warnen sollen. Denn selbst wenn die Anfangsbuchstaben sich so bequem aneinanderschieben lassen, gibt man einen Scherznamen nicht den Männern, die so kalt, hart und gemütlos sind, wie der Kapitän es schien. Als Knabe und junger Bursche hatte sich Methy oft den dunklen Gelüsten einer unheimlichen bösen Laune hingeeben. Er hatte in der Lust geschwelgt, keine Grenzen seiner Leidenschaften zu wissen, keinerlei Rücksichtnahme zu kennen, eine Lust, die in ihrer Intensität auch von Trunkenbolden und Rauschgiftanhängern nur selten erreicht wird. Einer von Methys Brüdern musste bis zu seinem Tode mit einer Riesennarbe über dem Kopf herumlaufen, deren Ursache ein Schlag von Methy war – ein Schlag, nicht um zu töten, denn selbst in seiner Wut vergass Methy nie die Folgen eines solchen Vergehens, aber ein Schlag, der leicht hätte töten können. Methys Bruder trug diese Narbe bis an sein Grab, dem kleinen Erdhügel inmitten der Trümmer von Boulogne, wo er bis zuletzt mit seinen Guards aushielt.

Methys Frau wusste um diese schreckliche Leidenschaft, die ihren Mann durchwühlen konnte; sie hatte selbst schon einiges miterlebt. Sie entsann sich des jungen Leutnants, der im Begriffe stand, nach Ostindien zu segeln. Die Eifersucht machte ihn rasend, weil seine Pflicht ihn auf die andere Seite der Welt rief, während sein Rivale in England verblieb. Brutal und heftig hatte er von ihr verlangt, ihm Treue zu schwören. Sie war kalt und standhaft geblieben, hatte dabei ihre Angst verborgen und ihn erinnert, dass sie weder verheiratet noch verlobt waren und dass ihr auch vorläufig gar nichts daran lag, so lange er sich wie ein Verrückter aufführte.

Das war damals eine der letzten Aufwallungen seines Gemütes

gewesen, her vorgerufen durch die Liebe zu einer Frau. Schon lange vorher hatte er die heimtückische Gefahr einer solchen Unbeherrschtheit erkannt, die schlechte Gewohnheit des Sich-Gehenlassens, die einen noch mehr hinabzog als Gewohnheitstrinken. Langsam aber entschlossen hatte er seine Gefühle gemeistert. Glücklicherweise war er schon früh reif geworden, und die Zucht eines Seekadetten hatte sich noch verstärkt durch die nötige Disziplin eines armen Mannes Sohn – der zehnte Viscount Severne besass sozusagen kein Geld, und seine drei älteren Söhne standen im Heer. Wenn Gieves Agent in Gibraltar an Bord kam und sich wegen des Zustandes der Jacke oder Mütze überrascht zeigte, so hatte Methy ruhig zu lächeln und davon abzusehen, einfach eine neue Garnitur zu bestellen. Wenn seine Rivalen zum Diner im Savoy oder Berkeley einluden, musste er Soho Vorschlägen. Er gelangte durch diese Periode, ohne verbittert oder unmenschlich zu werden. Nur sehr wenige wussten, dass der Kapitän alle seine guten Eigenschaften – man nannte ihn freundlich, nachsichtig ausserhalb des Dienstes, witzig, verlässlich und verträglich – erst sich selbst anerzogen hatte. Und die Mehrzahl der Leute, die mit diesem Geheimnis vertraut waren, hielten den Wechsel für absolut beständig. Sie betrachteten Methy als einen erloschenen Vulkan. Aber er selber wusste nur zu gut, dass dieser Vulkan nur schlief, dass wilde Wut ihn noch immer packen konnte, wie ein halbgezümmtes Tier, das sich gegen ihn richtete, sobald sich seine Augen abwandten.

So bemerkte der Kapitän mit leisem Verdacht seinen Wunsch, die Italiener wieder anzugreifen. Er wartete auf das Abkühlen seiner Kampfeswut, ehe er weiter überlegte. Er wandte den Kopf und betrachtete die für ihn so vertraute Umgebung,



den Torpedoleutnant, den Navigationsleutnant, Jerningham, den Kompass, die Sprachrohre und die Kajüte. Sie war aus einfachem Furnierholz konstruiert. Hellseherisch sah der Kapitän den Tag voraus, da man in Friedenszeiten auf den Kriegsschiffen Kajüten aus wundervollem Teakholz, poliert und lackiert, hersteilen würde. Furnierholz war gut genug für einen Leichten Kreuzer, der vielleicht schon am Abend nicht mehr auf den Fluten schwamm.

Die wilde Kampfeswut verging; die Nerven beruhigten sich langsam. Der Kapitän beurteilte von Neuem die Idee, eine Zerstörerattacke mit dem Feuer der Kreuzer zu decken. Der Plan war wohlgedacht. Gegenüber den möglichen Verlusten zeigte der Gewinn einen schönen Vorteil. Doch ehe man für einen Plan entschied, musste man auch über des Feindes Taktik nachdenken. Auf der anderen Seite der Nebelwand konnten inzwischen die Italiener so manövriert haben, dass die ganze Zerstörerattacke dadurch zuschanden kam. Vielleicht hatte der Feind mittlerweile einen Gegenstoss ausgeheckt, der für das Kreuzergeschwader eine Katastrophe bedeutete. Der Kapitän grübelte mit besorgter Miene. Falls der italienische Admiral nur einiges strategische Talent besass, würde er die Richtung auf die Nebelwand einschlagen, so dass die britischen Schiffe bei ihrem Austritt sie nicht in zehntausend, sondern bloss fünftausend Yards Entfernung sichten müssten. Nach fünfminutigem Vorstoss konnten die Italiener bis zum künstlichen Nebel gelangen, nach einer weiteren Minute hätten sie ihn durchquert und den Konvoi für ihre schweren Geschütze in erreichbarer Nähe. In der Dunkelheit der Nebelwand kam es vielleicht zwischen beiden Parteien zu einer Art Handgemenge, wobei ein Leichter

Kreuzer den gleichen Dienst wie ein Schlachtschiff leistete. Aber das Glück bevorzugte fast immer die grösseren Geschwader und die schwereren Schiffe. Die Italiener durften einen ziemlich erheblichen Verlust riskieren, falls sie als Austausch dafür erst das Geschwader und dann den Konvoi vernichteten. Ach, es ging ja um vieles mehr. Malta hob doch jedes italienische Schiff auf, ob man nun die Inselfestung als ein Bollwerk gegen das östliche Mittelmeer betrachtete – so wie es heute geschah – oder als einen Vorposten für den Angriff gegen das italienische Festland, was schon morgen eintreffen konnte.

Es war ganz selbstverständlich, dass die Italiener einen Angriff unternahmen, wenn es hierbei auch nur um die Aufrechterhaltung von Moral und Selbstachtung der italienischen Mannschaft ging, die bei Matapan und Tarent erschüttert worden war und schliesslich ganz zerbröckeln musste, falls das italienische Oberkommando von Neuem einem Gefecht mit viel schwächeren feindlichen Kräften auswich. Alles dies schien so logisch. Der Kapitän lächelte. Im Kriege widerlegte sich die Logik durch frische Argumente, zu denen unbedingt Mut und Schneid der kleinen Kreuzerschar zählten. Die Zeit verging, und die Sonne verschwand schon hinter dem Horizont. Die Italiener vergeudeten die Gelegenheit. Wenn sie schliesslich doch noch eine Attacke wagten, bestand die leise Hoffnung, dass ein wohlgeführtes Nachhutscharmützel den Konvoi vor dem Untergang bewahrte. Die britischen Schiffe, die das Gefecht im Nebel überdauerten, konnten eine neue Rauchwand legen, war diese durchdrungen, eine weitere und so immer fort, bis die Sonne sank. Eine schwache Möglichkeit, doch wenigstens eine Möglichkeit.

Das achtern liegende Flaggschiff tauchte aus dem Nebel auf und

signalisierte mit einem Scheinwerfer zur *Artemis* hinüber. Der Chefsignalist las laut die einzelnen Buchstaben. Schon nach dem ersten Drittel der Botschaft erriet der Kapitän die vollständige Meldung. Der Admiral teilte seine Ansicht betreffs der Zerstörerattacke, und nun erfolgte der Befehl zur Ausführung der Pläne, die man bereits lange vorher für diesen bestimmten Fall entworfen hatte.

«Bestätigen», rief der Kapitän dem Chef signalist zu. Dann wandte er sich an den Navigationsleutnant. «Steermann. Wir greifen wieder an. Steuerbord zehn.»

## Kapitel XX

### *Aus des Kapitäns Bericht ... und der Angriff erfolgte...*

Der «X»-Turm stand nicht unter dem Befehl eines Offiziers. Der Geschützleutnant fand in seinem Hauptmaat eine verwandte Seele. Allonby war wie der Geschützleutnant einer der begeisterten Kämpfer, von denen England eine solche grosse Anzahl hervorbrachte. Im Alter von vierundzwanzig Jahren besass Allonby dank seiner Erfahrungen und seines Führertalentes alle Aussichten für eine glanzvolle Karriere. Jetzt bekleidete er den höchsten Rang eines Unteroffiziers und würde in nächster Zukunft vom Leutnant-Aspiranten zum Leutnant befördert werden, sobald er seine Lücken in der technischen Ausbildung ausgefüllt hatte. Der Kapitän betrachtete ihn als künftigen Admiral. «Von hinten durch das Klüsenloch» hiess der seemännische Ausdruck für eine Beförderung eines Mannes vom Unterdeck. Allonby musste mit einem Handicap von sechs Jahren starten; aber ein schneller Aufstieg würde das recht bald gutmachen. Keiner konnte von vornherein weissagen, wie wohl ein Mensch auf berufliche Verbesserung und erhöhte Verantwortung reagierte. Allonby mochte sich zu einer Enttäuschung entwickeln. Der Kapitän glaubte jedoch eher das Gegenteil. Im Geheimen erwartete er, dass Allon-

by alle Hürden überwand und dass eines schönen Tages der Konteradmiral Allonby seine Flagge vor einem Geschwader hisste.

Aber das alles hing noch in der Zukunft. Heute, in der ach so konkreten Gegenwart, hielt Allonby das Kommando über den «X»-Turm. Er war gleichzeitig ein harter und gutherziger Mann, ohne Erbarmen gegenüber müssigen oder nachlässigen Untergebenen. Ein wahrer Drillmeister trotz seiner Ungezwungenheit und ständigen guten Laune. Die Tatkräftigen der «X»-Turmmannschaft liebten und bewunderten ihn; auch die Faulen schenkten ihm ihre Anerkennung und schätzten ihn fast ebenso. Es war nicht immer so leicht für Allonby gewesen. Der Mann, der vom Unterdeck auf einen verantwortungsvollen und wichtigen Posten berufen wird, muss immer mit einigen Reibereien von Seiten seiner Unterstellten rechnen. Sein angenehmer Charakter verschaffte ihm nur zum Teil seinen Erfolg; der Löwenanteil gebührte seiner Willensfestigkeit. Die Leute, welche unter Allonbys Tadel litten oder sogar eine Strafe einkassierten, erkannten genau, dass Allonby dadurch nicht seiner eigenen Person schmeicheln wollte. Es gab nichts Launisches bei Allonby. Ruhig und Tag für Tag arbeitete er an der Ertüchtigung seines «X»-Turmes. Er mochte über seinen Turm mit eiserner Faust regieren; doch blieb sie stets eisern, wurde nicht an manchen Tagen zu Wachs.

Sogar Leichtmatrose Triggs anerkannte diese Tatsache, wenn auch nur verschwommen und ohne sie zu begreifen. Triggs war das schwarze Schaf des Schiffes, nachlässig, faul, betrunken, dumm und schmutzig – besass in anderen Worten alle Eigenschaften, die zu Unannehmlichkeiten führen. Höchstwahrscheinlich lag Triggs Intelligenz unter dem Durchschnitt. Er musste aus Versehen durch

die Aufnahmeprüfung der Marine geschlüpft sein. Im Zivilleben wäre er bis auf den untersten Grad der Menschheit gerutscht, oder vielmehr dortgeblieben, zwischen dem verschlagenen, dem Alkohol ergebenen Abschaum des Volkes, dem er entsprang. So jedoch sorgte die Marine für sein leibliches Wohl, kräftigte seinen Körper und zwang ihn zu einer Arbeit, die nicht zu hohe Anforderungen stellte. Aber auch der Dienst zur See konnte ihm nicht den Verstand geben, für sich selber einen Nutzen daraus zu ziehen. Sein beschränkter Geist begriff kaum einen Befehl; selbst schwerste Strafe konnte ihm nicht die Notwendigkeit einprägen, einem Auftrag genau zu lauschen und ihn dann auszuführen. «Zum einen Ohr hinein, zum anderen heraus», beschrieben es seine verzweifelten Schiffskameraden. Manche fügten als Erklärung hinzu, dass scheinbar zwischen beiden Ohren nichts lag, das als Hindernis wirken könne. Fünf Minuten, nachdem für die Sechszöller-Mannschaft das Kommando kam, in Reih und Glied anzutreten, ertönte es stets vom Lautsprecher: «Leichtmatrose Triggs, anschliessen!» Und manchmal brauchte es eine doppelte oder dreifache Aufforderung an den Leichtmatrosen Triggs, ehe dieser mit seinem ständigen blöden Grinsen auf dem Gesicht nach achtern zum «X»-Turm entlangstolperte, während Unteroffizier Allonby vor Wut kochte. Zeit und Raum bedeuteten ihm nichts. Wegen seiner konstanten Urlaubsübertretung konnte man ihn nur selten an Land gehen lassen. Einmal, nach monatelangem Zwangsaufenthalt an Bord, hatte er seine Versäumnisstrafen abgebusst und erhielt Urlaubsgenehmigung. Zurückgebracht wurde er von der Marinepolizei. Er war fürchterlich betrunken und die Zeit schon längst abgelaufen. So begann eine neue Arrestserie. Im Abfalleimer, dem

Fundbüro des Schiffes, blieb stets etwas von Triggs. Immer musste ihm befohlen werden, die Haare zu schneiden oder die Nägel zu säubern. Kapitän und Kommandant gewöhnten es sich an, schwer aufzuseufzen, wenn sein Name auf der Sündenliste des Schiffes figurierte und er vor ihnen zu erscheinen hatte mit seinem sturen Lächeln und seinen Fingern, die unermüdlich die Kappe drehten. Der Kapitän setzte alle Hebel in Bewegung, um Triggs' Entlassung wegen Dienstuntauglichkeit zu erzwingen. Aber in Kriegzeiten, wenn jeder Mann gebraucht wurde und sich die Verwaltung über eine Million Mannschaftspersonal erstreckte, arbeiteten die Behörden nur langsam, und Triggs weilte noch an Bord der *Artemis*, als die entscheidende Schlacht auf dem Mittelmeer stattfand.

Allonby brachte Triggs gemeinsam mit dem Steward der Offiziere und anderen, ungelernten Kräften im Magazin des «X»-Turmes unter. Dort konnte er wenigstens keinen Schaden anrichten. Eigentlich eine merkwürdige Idee, Triggs mitten in die Pulverfässer hineinzustellen. Und doch war es ganz harmlos, denn Kordit ist ein eigensinniges Material. Er brennt willig genug, doch nur Hochdruck oder ein anderes Explosiv bringt ihn zum Explodieren. Solange die grossen Zylinder kein Feuer fingen, während Triggs mit ihnen hantierte, waren sie so ungefährlich wie Butter. Mit Triggs zusammen schaffte der Versorgungsassistent Burney, ein Mann mit mehr Verstand und Gefühl für Verantwortung. Während eines Gefechts hatten Triggs und Burney nichts anderes zu tun, als die Metallbüchsen einzeln von ihren Regalen zu heben, den Kordit herauszunehmen und diese Last durch die feuerfeste Klappe des Schotts in den Hantierraum zu schieben. Alle zehn Sekunden feu-

erten die fünfzig Fuss über ihnen sich befindlichen zwei Kanonen einen Schuss ab; also mussten auch alle zehn Sekunden zwei Korditladungen aus ihren Verpackungen gerissen und nach oben gereicht werden. Dies allein wurde verlangt. Auf dem ganzen Schiff gab es wahrscheinlich während eines Gefechts keine Pflicht, die so wenig Praxis und Intelligenz voraussetzte. Versorgungsassistent Burney kam sich im Magazin des «X»-Turmes ziemlich fehl am Platze vor; aber seine tägliche Arbeit machte es unmöglich, ihn für etwas Exakteres auszubilden. Seine Freunde erklärten ihm aufmunternd, er könne ja seine volle Aufmerksamkeit Triggs zuwenden, damit dieser dort unten keine Zündhölzer anstecke. In Wirklichkeit verbrachte Burney die langen Gefechts-pausen auf dem Stahldeck, wo er zwischen den Explosivvorräten hockte und «Die Wirtschaft in Theorie und Praxis» las. Burneys Steckenpferd war nämlich die Ökonomie. Er träumte von irgendeiner Karriere nach seinem Abgang von der Marine. Inzwischen pfiff Triggs unmelodisch ein Liedchen, lief unruhig in ihrer Stahlzelle herum und befasste sich wohl auch mit Gedanken, die einen Kopf wie den seinen durchkreuzen mochten. Er spielte mit dem Telephon, stierte auf das Thermometer und trommelte mit seinen Fingern auf das Schott. Für Burney bedeutete es immer eine Erleichterung, wenn der Gong dröhnte und die Geschütze wieder fürchterlich zu donnern begannen. Dann konnten er und Triggs die Beschäftigung des Korditverladens wieder aufnehmen.

Hier unten im Magazin arbeitete die Ventilation besonders stark, denn der Kordit ist für Temperaturschwankungen sehr empfindlich. Falls das «X»-Magazin einmal etwas wärmer oder kühler als das «A»-oder «B»-Magazin wäre, würden die sechs



Geschütze nicht gleichmässig feuern, die Breitseiten auseinandergehen. Und dadurch machten sich dann auch die Gewandtheit der Spähposten, die unheimliche Intelligenz der Maschinen und die Leistung der Geschützmannschaften zunichte. Deshalb summten die Ventilatoren ihr eintöniges Lied; die Luft von draussen presste sich in den Raum herein und brachte den schmierigen Rauch des künstlichen Nebels und den üblen Geruch aus der ausgebrannten Offiziersmesse. Als die *Artemis* zur dritten Attacke übergang, drang der Qualm zum fünften Mal durch die Öffnungen. Aber Burney und Triggs zählten die Ereignisse nicht so genau nach. Sie wussten wahrscheinlich weniger als irgendein anderer Mann über die einzelnen Aktionen des Schiffes Bescheid. Unteroffizier Hannay im Hantierraum fand während der kurzen Sekunden, in denen die Verbindungsklappe offenstand, zu wenig Gelegenheit, sie über die ihm aus dem Lautsprecher zugegangenen Nachrichten zu informieren. Burney hatte gelernt, seine Unwissenheit als fatalistisch hinzunehmen, und Triggs war es schliesslich egal.

## Kapitel XXI

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... als Unterstützung der Zerstörerattacke...***

Die *Artemis* stürzte aus der Nebelwand heraus, und der Kapitän machte sich auf alle Eventualitäten bereit. So viel Neues mochte ihn auf dieser Seite erwarten. Vielleicht war er direkt unter dem Feuer der italienischen Schlachtschiffe und Schweren Kreuzer, die in Vorahnung eines derartigen Angriffes näher rückten. Lagen etwa die italienischen Zerstörer hinter den Rauchmassen auf der Lauer, um ihn mit Torpedosalven zu begrüßen? Kaum durfte man annehmen, dass die feindliche Schlachtlinie bei den fortwährenden englischen Belästigungen dauernd in der Defensive verharrte.

Die Rauchschwaden verdünnten sich; der blaue Himmel wurde wieder sichtbar, und dort vorn, neuntausend Yards entfernt, suchte die italienische Flotte noch immer nach einem unverteidigten Durchbruch durch das Hindernis, das sie von ihrer Beute trennte. Der Kapitän spähte unaufhörlich hinüber und gab gleichzeitig Direktiven aus. Die beiden italienischen Schlachtschiffe führten. In der Entfernung wiesen die Oberwerke keinerlei Schaden auf. Die Schweren Kreuzer folgten den Kolossen im Kielwasser. Fettiger Rauch entstieg ihren Schloten, und eine andere Rauchfahne, die aus dem Oberwerk des zweiten Kreuzers

quoll, gab klaren Beweis von dem Einschlag einer britischen Granate.

Die *Artemis* schwenkte parallel zu den feindlichen Schiffen. Dampfend brüllten ihre Geschütze und brachten das Trommelfell der Leute beinahe zum Bersten. Durch sein Fernglas erkannte der Kapitän die Geschützrohre des italienischen Schlachtschiffes, die beim Drehen auf Richtung der *Artemis* langsam kürzer schienen. Jetzt verloren sie sich hinter den Spritzern der niederfallenden britischen Geschosse – durch das schäumende Wasser hindurch stellte der Kapitän das Aufblitzen eines Einschlags fest – und als die See sich wieder beruhigte, konnte der Kapitän dennoch keine Sicht der Geschützrohre erhaschen. Da wusste er, sie waren direkt auf ihn gerichtet. Die *Artemis* verfeuerte zwei weitere Breitseiten. Bei dieser Entfernung erreichten die Kugeln ihr Ziel eine Sekunde bevor der nächste Schuss abging. Der Rauch, das Aufspritzen und das Aufblitzen verweigerten dem Kapitän, der mühsam gegen das Rollen und Schlingern des eigenen Schiffes ankämpfte, ein genaues Bild. Aber dann sah der Kapitän die plötzlichen Flammen der italienischen Salve. Und in dieser Sekunde hatte er den Eindruck von vier kleinen schwarzen Punkten im Blau oberhalb der Schiffssilhouette, die kaum gekommen schon wieder verschwanden, so dass er seiner Beobachtung nicht zu sicher sein durfte. Es könnte ebenso gut eine persönliche Täuschung sein, wie die vor den Augen tanzenden schwarzen Pünktchen bei einem Gallenanfall. Doch nein, hier handelte es sich nicht um eine Kolik, sondern der Kapitän wusste, er hatte die grossen Kugeln der italienischen Salve gesichtet, die auf ihn zuflogen, schneller reisten als die Geschwindigkeit des Tons und Tod und Verderben brachten. Der Kapitän

erwartete vollständig kühl und unbewegt ihr Eintreffen. Etwa hundert Yards vom Steuerbord der *Artemis* entfernt türmte sich jetzt die bekannte mächtige gelbliche Wassersäule auf. Überraschenderweise sprang eine vereinzelte schwere Kugel ohne zu explodieren wieder auf die Oberfläche zurück und flog gemächlich, während ängstliche Blicke an ihr hingen, in Haushöhe über das Heck der *Artemis*. Alles geschah auf einmal; denn schon folgte ein neuerlicher Schuss von Seiten des britischen Kreuzers.

«Steuermann, drehen Sie zwei Punkte nach Steuerbord ab!», befahl der Kapitän dem Navigationsoffizier.

Als Antwort darauf näherte sich die *Artemis* der feindlichen Linie. Die erste italienische Salve fiel zu kurz aus; folglich würden sie den nächsten Schuss auf «Weit» korrigieren. Da kam schon das Aufblitzen. Die schwarzen Punkte tanzten vor den Augen, und die Geschosse dröhnten über die Briten hinweg. Ein hohes Singen war dabei vernehmbar, dessen Ton um einige Stufen abfiel, ehe sie hundertfünfzig Yards hinter der *Artemis* ihre Wasserfontänen aus der See schleuderten. Das Schiff duckte sich förmlich unter ihrer Flugbahn wie ein Boxer vor einem gegnerischen Schlag.

«Vier Punkte nach Backbord, Steuermann!»

Diesmal verkürzten die Italiener sicherlich die Schussweite. Die *Artemis* musste also wie der Boxer einige Schritte zurückweichen. Ununterbrochen donnerten dabei ihre eigenen Geschütze. Ihr wechselnder Kurs erschwerte natürlich dem Geschützleutnant das Einstellen; doch blieb er immerhin durch die Transmissionsstation über jeden Wechsel auf dem Laufenden und musste ihn nicht erst erraten wie die Italiener, die wie Wahnsinnige am Inklinationsmes-

ser arbeiteten. Durch Rauch und Wassersäulen suchten sie zu erkennen, ob die Silhouette der *Artemis* wieder kleiner oder grösser wurde. Solange die *Artemis* im Zickzack fuhr, während die Italiener auf ihrem geraden Kurs verharrten, lag der Vorteil unbedingt bei den Briten. Sollten die Feinde jedoch die Taktik des englischen Kreuzers nachahmen – nun gut, dann bedeutete es für beide eine grössere Anstrengung, um das Ziel zu treffen. Die britische Überlegenheit in Training und Disziplin bliebe immerhin noch den anderen voraus.

Der Kapitän manövrierte sein Schiff, beobachtete die italienische Geschützleistung und seine eigene. Er schaute nach hinten. Auch die übrigen Kreuzer hatten die Nebelwand durchquert und feuerten unentwegt auf die italienische Linie – ein Häuflein Davids gegen Goliaths. Er lenkte seine Aufmerksamkeit wieder nach vorn. Hier mussten die Zerstörer ihre Attacke beginnen, sobald die Konzentration der Italiener voll auf das Kreuzergeschwader gerichtet war. Der Befehlshaber der Zerstörer hatte den Zeitpunkt seines Angriffes genau zu überlegen; denn allzulange durften die Leichten Kreuzer nicht dem gegnerischen Feuer unterstehen. Logischerweise musste eine der unzähligen feindlichen Salven bald einmal ihr Objekt erreichen. Der Kapitän befahl neuerlichen Kurswechsel. Plötzlich durchzuckte ein Gedanke sein Gehirn; grimmig lächelte er dabei vor sich hin. Was geschah, wenn die italienischen Spähposten nervös wurden und versehentlich einen «Kurz»-schuss mit «Weit» registrierten? Die Korrektur erfolgte dementsprechend im verkehrten Sinne, und die *Artemis* steuerte direkt in ihr Unglück hinein. Was für unmögliche Sachen taten oft entnervte Männer? Doch die See war weit und die italienischen Salven besaßen keine

ausgedehnte Breite; damit tröstete sich des Kapitäns kühler Verstand. Trotz der unruhigen See und dem kolossalen Wagnis musste gerade der Kapitän seinen klaren Verstand bewahren und weiterhin vernünftig alle Chancen berechnen.

Jerningham stand hinter dem Kapitän und fühlte sich vollkommen erschöpft. Der Lärm und die fortwährende Nervenanspannung entzogen ihm seine ganze Kraft. Nun war es bereits das dritte Mal, dass die *Artemis* aus der schützenden Nebelwand heraus in das Blickfeld des Feindes stiess. Wie oft würden sie es noch wiederholen? Er war müde. Zu viele Aufregungen hatten ihn heute schon gepeinigt. Zuerst der Terror der morgendlichen Bomberattacke, dann Dora Darbys Brief und schliesslich das triumphierende Frohlocken nach dem ersten erfolgreichen Unternehmen. Dieser Freudentaumel hatte ihn verlassen. Er merkte nur noch Abspannung und Überdruß. Alles in der Welt würde er hingeben für ein bisschen Ruhe und das Gefühl, der Gefahr entronnen zu sein. Seine Hand, die die Brüstung umspannte, verkrampfte sich. Seine Kehle war so trocken, dass er nicht zu schlucken vermochte. Auch seine Augen schienen ausgetrocknet zu sein; die Lider wollten zufallen, doch sie rieben sich an der rauhen Oberfläche der Iris. Zwei wuchtige Mühlsteine zermalmten ihn: des Kapitäns unbeugsamer Wille und die Unverwundbarkeit der italienischen Flotte.

Eine sechszöllige Kugel traf schliesslich den Kreuzer. Sie stammte wahrscheinlich aus der Zweit-Klass-Bestückung des italienischen Flaggschiffes oder von einem der Kreuzer. Die Lehre von den mechanischen Kräften bedingte, dass der Schock ihres Aufpralles lange nicht so heftig wie der von dem ersten Treffer auf die

*Artemis* war, obgleich sie viel mehr Schaden anrichtete. Das Geschoss durchschlug ein Yard über der Wasserlinie an der Stelle des «X»-Turmes die Seitenwand des Schiffes und durchbohrte bei seiner Explosion das Hauptdeck, während glühendheisse Stahlstücke durch die Gegend flogen. Unterhalb des Hauptverdeckes lag der Tank Nr. 7, der fünfzig Tonnen Öl enthielt. Die Kugel beschädigte ihn, das Öl drang nach oben und fing Feuer. Durch die Hitze des Brandes quoll mehr und mehr Öl hervor und breitete sich aus. Gierig haschten die Flammen nach der willkommenen Nahrung. Das Rollen des Schiffes sandte die feurigen Massen über das Deck und verwandelte das Achterteil des Kreuzers in ein einziges Flammenmeer.

Doch nicht nur das Öl brannte, nicht nur Tank Nr. 7 wurde durch eines der rotglühenden Stahlstücke aufgeschlitzt. Wie schon erwähnt, stand an der Einschlagstelle auch der «X»-Turm. Vom Turm abwärts bis auf den Boden des Schiffes breiteten sich dessen Munitionsvorräte aus. Die Geschosssplitter sausten durch den dünnen Stahl des Schotts vom Hantierraum, und gleichzeitig ertönte die Explosion. Der Matrose an der Luke und der Matrose am Munitionsaufzug fielen an ihren Posten, und der dort befehlende Unteroffizier mit den anderen Männern überlebte sie nur um eine Sekunde. Sie verbrannten; aber es war ein rascher Tod. Eben lebten sie noch und arbeiteten tüchtig. Im nächsten Moment fing der Kordit im Aufzug Feuer, und sein Aufflammen erfüllte den ganzen Raum. Ein Atemzug genügte, schon fielen die Männer leblos um. Auf ihren Leichen tanzten die Flammen, deren ungeheure Hitze sie in Rauch und Gas auflöste. Der Hantierraum und seine Besatzung waren ausgelöscht. Nichts blieb von den Leuten übrig – nichts – und von dem

Raume selber nur die glühende Stahlkiste, deren Wände sich unter dem Einfluss der Hitze verbogen.

Auf der Brücke ging der Schock fast unbemerkt vorüber. Jerningham beobachtete den Chefsignalisten, wie er mit besorgter Miene nach achtern schaute. Wo Jerningham stand, versperrten ihm die Schornsteine und der Deckaufbau die Aussicht nach hinten. Er schritt an die Reling, beugte sich weit heraus und verdrehte beinahe den Hals, um etwas zu erhaschen. Dichter Qualm stieg aus der Schiffsseite und wurde zum Feinde abgetrieben. Nun erblickte Jerningham auch die Ursache der Rauchswhaden – das mächtige Feuer, das manchmal verblasste, wenn der Wind den Rauch verjagte, und wieder in tiefem Rot erstrahlte, sobald sich der Qualm vor das Sonnenlicht legte. Ein schrecklicher Anblick.

«Steuermann, zwei Punkte nach Steuerbord!», gab der Kapitän dem Navigationsleutnant sein Kommando. Immer noch versuchte er, sein Schiff unter dem Kugelregen durchzulavieren. Noch ahnte er nicht, was vorgefallen. Jerningham salutierte, um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen, und der Kapitän wandte sich ihm zu.

«Das Schiff steht hinten in Flammen, Herr Kapitän.» Jerninghams Stimme zitterte und wurde durch das Krachen der Geschütze übertönt. Nochmals setzte er an, diesmal lauter, und es gelang ihm, seinen Tonfall zu beherrschen. Es dauerte zwei volle Sekunden, ehe der Kapitän sprach, und auch das war nur ein Wort, das nichts bedeutete.

«Ja?»

«Scheinbar ziemlich schlimm, Herr Kapitän.» Die Gleichmut seines Vorgesetzten brachte Jerningham schier zur Verzweiflung.



«Gut, Jerningham. Ich danke Ihnen», entgegnete der Kapitän.

Wieder dröhnten die Kanonen und bliesen ihren heissen Atem bis auf die Brücke.

«Die Berichte werden bald eintreffen», bemerkte der Kapitän.  
«Steuermann, vier Punkte nach Backbord abdrehen!»

Und schon war er wieder in das Dirigieren seines Schiffes vertieft, denn soeben stürzten die Zerstörer aus ihrem Hinterhalt am Ende der Nebelbank hervor und verlangten alle nur mögliche Unterstützung. So lange die Geschütze noch feuerten, so lange das Schiff noch seinem Steuer gehorchte, musste es in der Kampfzone verbleiben, wenn auch nur, um die feindlichen Geschosse auf sich zu lenken. Dass es selber schon in Flammen stand, änderte noch nichts an seiner Mission. Mochte der Kreuzer explodieren oder in den Fluten versinken, seine Rolle blieb im Moment noch die gleiche. Inzwischen näherten sich die Zerstörer.

Der Kapitän stellte sein Fernglas auf sie ein. Der Angriff war klug berechnet. Im spitzen Winkel rasten die Zerstörer auf das italienische Geschwader zu. Sie fuhren mit Höchstgeschwindigkeit. Selbst auf diese Entfernung hin erkannte man ihre mächtigen Bugwellen als schimmerndes Weiss gegen die graue See. Jedes Heck versank tief in den Furchen, die sie in das Wasser pflügten. Die Weisse Flagge leuchtete im Sonnenglanze, und ihre Rauchfahnen senkten sich symmetrisch auf die Wasserfläche herab.

Nun galt des Kapitäns Aufmerksamkeit von Neuem der italienischen Flotte und den britischen Kreuzern, deren Geschütze keinen Moment untätig blieben. Da entdeckte er auch zum ersten Mal

den dichten Rauch, der aus dem Achterteil der *Artemis* drang. Nun sah er endlich das Feuer, welches ihn zwar wenig beeindruckte; er hatte ja schon längst entschieden, auf das Schiff keine Rücksicht zu nehmen. Vielmehr betrachtete er mit neuem Interesse die Zerstörerkette. Plötzlich schien die See um sie herum wie ein Vulkan lebendig zu werden – die Italiener nahmen sie also ebenfalls aufs Korn. Für eine volle Minute waren sie ungeschoren geblieben. Fünf Minuten brauchten sie aber zur Ausführung ihres Plans. Nun griffen die Zerstörer ebenfalls zur Finte des Zickzackkurses. Sie drehten und wandten sich wie Schnepfen unter dem Feuer des Jägers. Diese Ausweichbewegungen stellten die feindlichen Geschützmannschaften vor eine schwierige Aufgabe. Nicht allein die Schussweite verringerte sich dauernd, sondern ebenso schnell änderte die Richtung. Eine recht nette Aufgabe, die schweren Kanonen fortwährend in eine andere Position zu verschieben, wenn das gesuchte Objekt so flink und behend wie ein kleiner Zerstörer war!

Es hing doch so viel von der Wirksamkeit des italienischen Feuers ab. Auf der gesamten Oberfläche der See zwischen Zerstörern und Italienern und auch noch weit hinter den Briten zeichneten sich die Einschläge ab. Es gab wilde, unüberlegte Schüsse, die kaum eine Meile von dem Bug der Italiener oder drei Meilen hinter den Hecks der Zerstörer ins Wasser klatschten. Auf diese Gesamtlänge und einer Ausdehnung von anderthalb Meilen spien hundert Geschütze fünfhundert Kugeln in jeder Minute aus. Am dichtesten drängten sich die Wasserfontänen um die Zerstörer herum. Wenigstens diese Anerkennung musste die Gerechtigkeit den Italienern zollen.

Auch bei den Zerstörern blitzte es beständig auf. Sie knallten

mit ihren 4,7-zölligen Geschützen auf die massiven Stahlseiten der Giganten munter drauf los. So harmlos spielen Kinder mit Luftgewehren. Vielleicht gelang aber doch einmal ein glücklicher Treffer. Der führende Zerstörer verschwand vollständig unter einer riesigen Wasserpyramide. Etwas drückte dem Kapitän die Kehle zu. Aber zwei Sekunden später tauchte das Schiff unbeschädigt hinter dem Wassergischt wieder auf. Es schwankte heftig, sein Freibord tauchte zeitweise in den Fluten unter; aber noch immer arbeiteten seine Geschütze.

Jerningham trat vor den Kapitän mit einem Bericht, den er soeben telefonisch empfangen hatte.

„X“-Turm meldet, sie hätten das Magazin unter Wasser gesetzt, Herr Kapitän».

«Danke sehr», murmelte der Kapitän, ohne umzusehen.

Die Überschwemmung des «X»-Magazins bedeutete einfach, dass die zwei Kanonen vom «X»-Turm verstummten. Blieben immerhin noch die vier Geschütze von «A»- und «B»-Turm in Tätigkeit, und diese vier konnten mit ihren Salven auch allein Schaden anrichten. Ferner würde die *Artemis*, wenigstens vorläufig, noch nicht in die Luft fliegen. Da jedoch der Kapitän sowieso nicht von seinem festgelegten Plan abwich, machte diese Feststellung weiter keinen Unterschied. Wieder einmal verschwand der führende Zerstörer hinter einer Wasserwand und tauchte von Neuem wunderbarerweise unbeschädigt auf. Der zweite Zerstörer schwang plötzlich im rechten Winkel herum, sein Bug wies direkt auf die *Artemis*. Eine weisse Dampfwolke umgab ihn; dann kam sein schwarzer Bug wieder in Sicht. Und langsam schleppte sich das Schiff, einem todwunden Tiere gleich, nach der rettenden Nebelwand, während Dampf und Rauch aus allen seinen Luken drangen. Der

erste Verlust; wahrscheinlich hatte eine Kugel den Kesselraum getroffen. Die verbleibenden fünf Zerstörer jagten noch immer ihrem Ziel entgegen. Im richtigen Moment sah der Kapitän zum italienischen Flaggschiff hinüber. Ein weisser Flammenstrahl zuckte dort empor. Ohne Zweifel ein Treffer und nicht nur von einem kleinen Kaliber. Aber er war nicht genügend über die letzten Breitseiten der *Artemis* informiert, um den Erfolg auf sein Konto zu verbuchen. Die «A»- und «B»-Türme feuerten ununterbrochen. Merkwürdigerweise gewöhnten sich die Ohren so an diesen betäubenden Lärm, dass sie die einzelnen Salven nicht mehr automatisch registrierten.

Inzwischen sollten die Zerstörer die Distanz für das Abfeuern ihrer Torpedos erreicht haben. Der Kapitän versuchte, die Entfernung zwischen ihnen und ihrem Objekt einzuschätzen. Sechstausend Yards, vielleicht auch fünftausend. In diesem Winkel war es schwer festzustellen. Die kommandierenden Offiziere bewiesen den nötigen Schneid. Und die italienischen Zerstörer überholten nun die italienische Flotte, um ihre britischen Artgenossen zu treffen. Als die italienische Flotte sich um die Nebelwand herumzuarbeiten versuchte, liess sie die Zerstörer zurück. Jetzt verloren sie kostbare Minuten, um die Tête der Schlachtordnung wieder zu gewinnen, die sie eigentlich nie hätten verlassen dürfen. Beim ersten Anzeichen einer britischen Zerstörerattacke hätten sie mit ihnen, weit vor der Torpedoschussweite der Schlachtschiffe, Gefechtsführung nehmen sollen. Der Kapitän bedauerte unwillkürlich den Senior der italienischen Zerstöreroffiziere, dem bei seiner Ankunft im Hafen noch eine schlimme Viertelstunde des Ausfragens und des Zur-Verantwortung-Ziehens bevorstand – falls er überhaupt jemals

wieder den Hafen erreichte. Sicher würde man ihn ungerecht behandeln; aber ein Marineoffizier, der volle Gerechtigkeit erwartete, verlangte eben zuviel.

Der führende britische Zerstörer warf das Steuer herum; die anderen folgten wie zierliche Schwalben seinem Beispiel. Wahrscheinlich wurden in diesem Moment die Torpedos aus den Drillingsschleudern dem Feind entgegengeschleudert. Nun sausten also dreissig Torpedos zwanzig Fuss unter der Wasseroberfläche in Richtung der Italiener. Diese Torpedos im Werte von sechzigtausend Pfund warf man ins Meer in der Hoffnung, die Sprengladung, deren Wert kaum fünf Pfund betrug, werde am Ziel rechtzeitig explodieren. Das entsprach so richtig dem Geiste des modernen Krieges. Die heute Morgen abgeschossenen Bomber übertrafen diese Summe noch um ein Gewaltiges.

Ohne Unterlass beobachtete der Kapitän die italienische Schlachtlinie, um nicht das Resultat des Torpedoangriffes zu verpassen; trotzdem versäumte er nicht, sein Schiff in wechselndem Kurs geschickt zu manövrieren. Der Sprühregen einer in der Nähe aufklatschenden Granate durchnässte ihn vollständig. Seine Haut meldete die Kühle und Feuchtigkeit seinem Gehirn. Er kümmerte sich darum aber ebensowenig wie um die Berichte der Feuerbekämpfung auf dem Hinterschiff. Die Situation spitzte sich zu. Dieser Augenblick entschied das Geschick von Malta und der ganzen Welt. Wie auch immer das Feuer dort hinten tobte, er musste sein Schiff noch eine Weile im Gefechtsraum lassen. Die ihm verbleibenden sechszölligen Kanonen feuerten unverdrossen weiter. Es galt nicht nur den Rückzug der Zerstörer zu decken, sondern an Trotz und Mut die italienische Flotte zu überbieten.

## Kapitel XXII

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... das Schiff erhielt einen weiteren Treffer ...***

Als das sechszöllige Geschoss die *Artemis* traf, bemerkten sie es auf der Kommandobrücke kaum. Jedoch im «X»-Turm herrschte kein Zweifel über das Geschehene. Sie hörten das Krachen und spürten die Erschütterung der Explosion, rochen den atemberaubenden Gestank des hohen Explosivs und des brennenden Öls und sahen die rasenden Flammen. Unter ihren Füßen fühlten sie, wie die ganze Struktur des Baues wie bei einem Erdbeben erzitterte. Doch das Arbeitstempo der Geschützbereitschaft durfte darunter nicht leiden. Rhythmisch ging das Laden und Abfeuern vonstatten, Kugeln und Pulver wurden vom Aufzug in die Rohre befördert. Die Verschlussklappen schlossen und öffneten sich von Neuem. Aber etwas anderes unterbrach das Gleichmässige dieser Arbeitsmelodie.

«Der Aufzug funktioniert nicht mehr, Chef», meldete Nummer Zwei vom rechten Geschütz.

«Nehmt die Reserveladungen», befahl Allonby.

Drei Runden pro Geschütz lagerten für einen solchen Notfall ständig oben im «X»-Turm – genug, um eine halbe Minute damit zu schiessen. Es hat keinen Zweck, die Munition vorsorglich unter dem Wasserspiegel im Magazin zu verstauen, wenn man gleichzeitig grössere Mengen hochwertigen Zündstoffes auf

Deck unter knapp einem Zoll Stahl aufbewahrt. Und dreissig Sekunden sind eine lange Zeit, denn schon eine Sekunde nach der Entzündung brechen hundert Fuss weit reichende Flammen aus den Korditzylindern hervor.

Allonby beugte sich über das Sprachrohr, das in den darunterliegenden Raum führte. Ein heisser Luftzug begrüsst ihn, und hastig stülpte er den Verschluss wieder auf. Leicht konnte eine Flamme durch diese kleine Öffnung dringen. Die Wände des Turmes wurden immer heisser. Es war noch günstig, dass sie die Reserven verfeuerten und dadurch wenigstens diese Gefahr abschüttelten. Der Turm füllte sich mit Qualm, so dass sie kaum sehen und atmen konnten. Vielleicht erstickten sie oder verbrannten noch lebendigen Leibes in diesem Stahlkasten. Die untere Arbeitsgruppe wurde sicher sofort getötet. Der Selbsterhaltungstrieb sollte eigentlich Allonby mit seiner Geschützmannschaft bei der ersten Sicht der roten Flammen aus dem Turme jagen. Kaum glaublich, dass der Gedanke an Flucht ihnen noch gar nicht gekommen war. Unser Gehirn wird von heroischen Geschichten geradezu überschwemmt. Immer wieder hören wir von Begebenheiten, bei denen die Helden bis zum letzten Atemzuge an ihrem Posten ausharrten. Ganz automatisch lassen wir diese schönen Legenden unseren Verstand einschläfern. Männer, die ruhigen Auges dem Tod entgegensehen – wir müssen erst wieder die Grösse dieses Wunders erfassen lernen! Männer ohne Disziplin und Zucht sehen die Flammen und fühlen die Hitze. Eine Sekunde lang bleiben sie vielleicht vor Schreck erstarrt stehen. Wenn sie aber erst einmal ihre grausige Lage begreifen, flüchten sie in wildester Panik. Nichts vermag sie aufzuhalten, selbst nicht die Aus-

sicht auf einen noch fürchterlicheren Tod. Natürlich kann man sich auch nichts Schaurigeres vorstellen, als in einem Stahlofen lebend zu verbrennen. Im «X»-Turm unter der Aufsicht von Allonby wurde in keinem der Gedanken zur Flucht laut. Sie fuhren fort, die Geschütze zu laden. Allonby musste den Entschluss fassen, der seinen Turm absolut nutzlos machte, selbst wenn Vorraum und Aufzug noch zu reparieren waren. Er musste seinen stolzen Posten des «X»-Turm-Kommandanten aufgeben und absichtlich ein Drittel der Hauptbestückung von der *Artemis* opfern. Die Verantwortung lastete allein auf ihm. Die rasende Wut des Feuers liess ihm keine Zeit, nach der Meinung des Geschützoffiziers zu fragen.

Allonby griff nach dem Sprachrohr zum Magazin. Zu seiner grossen Erleichterung wurde ihm geantwortet. Allonby erkannte Burneys Stimme, wie er die Stimme jedes Einzelnen seiner Mannschaft unterschied.

«Das Magazin überschwemmen!», befahl Allonby.

«Das Magazin überschwemmen?»

Ein Fragezeichen schien am Ende des Satzes zu schweben – nicht die bei der Marine übliche Wiederholung eines Kommandos. Das Krachen der nächsten Salve zwang Allonby einen Augenblick zum Schweigen, dann wiederholte er langsam und deutlich, um ganz sicher zu gehen, dass man ihn verstand. Die letzte Munition war verfeuert, als er das Sprachrohr wieder verschloss.

«Räumt den Turm», forderte Allonby seine Leute auf, und die Männer kletterten hinaus und sprangen durch das Flammenmeer in Sicherheit.

Jetzt befasste sich Allonby mit dem Telephon. Der Geschützleutnant und die Transmissionsstation mussten sofort Bescheid erhalten, dass der «X»-Turm sein Feuer einstellte. Sonst litten die



Beobachtungen der Kontrolle und der Spähposten darunter. Als er seine Meldung beendet hatte, war es bereits zu spät, aus dem Turm zu entinnen, den nun vollständig die Flammen umgaben und dessen Stahlplatten rot glühten.

Im Bauche des Schiffes, unter dem Hauptverdeck und unter dem Wasserspiegel stürzten Leichtmatrose Triggs und Versorgungsassistent Burney vom Magazin in den Hantierraum und von dort mit den andern Matrosen in den Gang. Die mit allen Vorzügen ausgestatteten Sicherheitsvorrichtungen bestanden ihre Probe und bewahrten das Schiff vor augenblicklicher Zerstörung. Zwischen sämtlichen Kompartiments, in denen mit Munition hantiert wurde, befanden sich feuerfeste Türen und Luken. Vor sechsundzwanzig Jahren bei der Seeschlacht vor Jütland waren drei grosse Schlachtkreuzer durch die gleichen Einschläge vollständig verlorengegangen. Die tobenden Flammen einer einzigen explodierten Ladung züngelten sofort vom Turm bis hinunter zum Magazin und brachten die vielen Tonnen Munition unter ungeheurem Getöse zum Entzünden, wodurch das Schiff bis auf seine Atome zertrümmert wurde. In *der Artemis* fiel nur der Vorraum des Turmes dem Brande zum Opfer. Nur zwei Geschosse explodierten. Ihre hundert Fuss hohen Flammen vermischten sich mit dem brennenden Öl. Die feuerfesten Türen verlängerten die Zeitspanne für die Rettungsaktionen vom Bruchteil einer Sekunde auf volle fünfzehn Sekunden. So konnte Allonby seine Befehle austeilen und Burney oder Triggs sie wahrscheinlich noch ausführen. Der enge Gang, in dem die Gruppe aufeinander stiess, bot ein Bild des Grauens. Dicke Rauchschwaden füllten ihn an, aber nicht dicht genug, um die Szene ganz zu verbergen. Durch die Spalten des zerrissenen

Decks zu ihren Häupten sprühten die Feuergarben aus dem brennenden Vorraum. Am Ende des Ganges hatte die platzende Granate mit den Schotts und Türen ein unaussprechliches Tohuwabohu von Stahlkanten und -splittern angerichtet, die aus dem brennenden Ölsee hervorragten. Und bei jeder Bewegung des Schiffes stürzten die feurigen Fluten über sie und drangen weiter in den Gang hinein. Die Hitze war entsetzlich. Durch den Qualm hindurch liessen sich nur die den Flammen am nächsten liegenden Gegenstände klar erkennen. Blind tasteten die Männer vorwärts. Ihre Lungen barsten, und die Augen liefen ihnen über.

«Überschwemmt das Magazin!», schrie Burney aufs Geratewohl in den Rauch hinein. Er rannte zum Doppelrad, von dem aus man die Einlassventile bediente. Triggs war ihm dicht auf den Fersen. Burney legte seine Hand auf das Rad.

Bis hierhin hatte ihn der eingeübte Feuerdrill schon geleitet. Zwischen all den anderen Übungen für die Geschützbesatzungen war auch manchesmal der Befehl «Räumt den ‚X‘-Turm!» und «Überschwemmt das ‚X‘-Magazin!» ertönt. Und Burney war dann an die Ventile gerannt und hatte seine Hände auf das Rad gelegt, genau wie er es jetzt tat, während Triggs neben ihm stand. Die mechanischen Einrichtungen für das Überfluten der Magazine wären wertlos, wenn nicht ein Mann sich an ihre Bedienung gewöhnte. Ja, nicht nur einer, sondern zwei, denn in der Marine stirbt es sich leicht.

Aber die heutige Situation differierte wesentlich von den praktischen Übungen, denn das Rad war für ein Berühren zu heiss. Mit einem Aufschrei riss Burney seine Hände zurück. Sie waren ver-

sengt und verbrannt. Ein kleines Rinnsal von Öl kam auf die beiden Matrosen zu und breitete sich fünf Fuss vor ihnen zu einer Lache aus. Von Neuem griff Burney nach dem Rad und stemmte sein ganzes Gewicht auf die Hände, um es zum Drehen zu bringen. Aber auch diesmal versagte seine Energie. Er brüllte vor Schmerzen. Unwillkürlich verbarg er seine verbrannten Hände in den Achselhöhlen und stampfte in seiner fürchterlichen Qual mit den Füßen, während das brennende Öl näher und immer näher an ihn herankroch.

Der Kordit ist ein empfindliches Material und leidet keine Fesseln. Nicht eingezwängt verträgt er auch rauhe Behandlung. Man kann ihn fallenlassen oder schütteln, ohne dass er im Geringsten darauf reagiert. Zweimal in drei Fällen brennt er sogar, ohne zu explodieren. Er verbrennt dann in einer Sekunde anstatt in einer Hundertstelsekunde zu explodieren. Gefährlich wird diese Substanz, sobald man sie komprimiert oder einzwängt. Ein winziger Funke bringt sie zum Entzünden; mit der Schnelligkeit des Lichtes springt die Explosion von Molekül zu Molekül in der ganzen Masse über. Ebenso empfindlich reagiert der Kordit auf Temperaturveränderung – ein leichtes Ansteigen und das Schiesspulver beginnt sich zu zersetzen. Nitrose-Gase beginnen zu entweichen, und eine merkwürdige, komplizierte Salpetersäureverbindung wird in ihm lebendig. Ganz plötzlich kommt es zur Erhitzung. Folglich entwickelt sich bei zunehmender Aussentemperatur im verschlossenen Kordit ein steigender Druck, bis das Pulver schliesslich alle Fesseln sprengt und ohne Zündpulver zum Explodieren gelangt.

Im «X»-Turm-Magazin stiegen Druck und Temperatur schnell an, und die Magazin-Schotts leiteten die Wärme an den drinnen lagernden Kordit weiter. Zwar nahm kein menschliches Auge den

Vorgang wahr. Aber dicker gelber Rauch erfüllte das Magazin, und die unruhigen Moleküle begannen sich zu regen. Das Sprengmoment drohte immer heftiger, welches das Schiff glatt in zwei Hälften zerreißen und sicher jedes Lebewesen töten würde. Der Druck wurde stärker. Leichtmatrose Triggs vernahm Burneys Schreie. Schwach beleuchteten die Ölflammen die Umrisse von Burneys Gestalt, der sich vor Schmerz krümmte. Drill und Disziplin hinterliessen scheinbar jedoch selbst in Triggs schwachem Verstand eine nachhaltige Spur. Er verstand, dass Befehle befolgt werden sollten; nur war es ihm in seiner Zerstreutheit schwer, sich daran zu erinnern. Auch bei einem Landurlaub wollte er gern pünktlich zurückkehren, leider vergass er es meistens, weil ihn der Alkohol verwirrte. Kommandierte der Lautsprecher: «Besatzung vom ‚X‘-Turm, antreten!», gehorchte er prompt, nur weilten seine Gedanken häufig woanders. Hier, inmitten des Flammenmeeres, dachte Triggs seltsamerweise ausschliesslich an seine Pflicht. Er beobachtete, wie Burney das Rad zu drehen versuchte und dabei versagte. Ohne zu zögern trat nun Triggs selber heran. Die Hände schmerzten entsetzlich; – doch Triggs hielt durch. Er warf sein ganzes Körpergewicht gegen das Rad, bis es sich bewegte und langsam zu drehen begann.

Im «X»-Magazin hing ein Thermometer, auf dem ein roter Strich die Gefahrzone markierte. Schon längst hatte das Quecksilber ihn überholt. Und auch der Luftdruck stieg. Triggs drehte das Rad, die Stahlstangen kreisten und auch das Schneckengewinde. Langsam öffneten sich die Einlassventile vom «X»-Magazin, und das Wasser drang herein. Im ersten Moment schien die See mit ihrer Besitzergreifung zu zögern. Im Raum herrschte ein so starker

Druck, dass der Gegendruck der zwölf Fuss unter dem Wasserspiegel liegenden Fluten ihn nicht sogleich überwand. Dann kam eine rollende Bewegung der *Artemis*, die die Ventile um weitere drei Fuss senkte. Das genügte. Zwei Wasserstrahlen sprangen in den Raum hinein, verschluckten gierig die gelben Schwaden und kühlten das erhitzte Gas. Sofort liess der Luftdruck innerhalb des Magazins nach. Das Wasser quoll nun auch herein, während sich das Schiff wieder auf seinen Kiel aufrichtete. Als die *Artemis* ein zweites Mal zur Seite neigte, verstärkten sich die Wasserstrahlen und die See rauschte gleich einer gewaltigen Flut herein und überschwemmte das ganze Magazin.

Triggs fühlte, wie ihn die Hände schmerzten. Wo das Fleisch seiner Handflächen verbrannt war, traten die nackten Knochen hervor. Er schluchzte verzweifelt. Seine Stimme wurde immer höher und höher, bis sie die grellsten Tonstufen erreichte; denn die Qualen nahmen zu und die Nerven reagierten mehr und mehr. Handwunden scheinen besonders schmerzhaft zu sein, vielleicht weil die Nervenstränge dort dicht unter der Oberfläche liegen. Burney meisterte für eine Weile seine eigene Pein und führte Triggs bis zur Krankenstation, wo Sanitätsunteroffizier Webster sein Bestes für die Verwundeten tat, die man nun hierherbrachte, seit der Oberarzt sein Leben verloren hatte. Wenigstens konnte Webster diese fürchterlichen Hände verbinden und mit Morphium das gellende Schreien Triggs' zum Abflauen bringen.

Mit vereinten Anstrengungen kämpften der Kommandant mit seiner Mannschaft, die Besatzung vom «X»-Turm und Leutnant-Aspirant Richards mit seinen übriggebliebenen Matrosen mit Was-

terschläuchen und chemischen Löschern gegen das Flammenmeer, das auf dem ganzen Hinterschiff wütete. Nach und nach verringerte sich dieses Meer zu einem Flammenpfuhl und zu kleinen isolierten Flecken, bis schliesslich die durch Pumpen geleiteten unzähligen Tonnen Seewasser auch den letzten Funken auslöschten.

## Kapitel XXIII

### *Aus des Kapitäns Bericht ... der mässigen Schaden anrichtete ...*

Während eines Gefechtes war Henry Hobbs, der Erste Heizer, wohl der einsamste Mann an Bord der *Artemis*. Er übernahm die Wache in dem Wellentunnel, der in der Mittellinie eines jeden Schiffes liegt und sich vom Maschinenraum bis zum Stopfbüchensschott erstreckt. Zu beiden Seiten schlossen ihn schwere, wasserdichte Türen von der Umwelt ab, und Hobbs musste aufpassen, dass keines der acht Wellenlager heiss lief. Die Höhe des Tunnels betrug einen Zoll weniger als fünf Fuss; Hobbs verharrte also während seines Dienstes ständig in gebückter Haltung. Die wenigen elektrischen Birnen verbreiteten nur ein düsteres, unheimliches Licht. Und wenn die *Artemis*, wie auch bei dieser Schlacht, mit Volldampf fuhr, so summte unablässig der hohe, helle Ton der Gertriebe durch den Tunnel. Ein Fremder würde diese monotone Musik auf die Dauer nicht aushalten; Heizer Hobbs war jedoch daran gewöhnt. Ja, man darf sogar ruhig behaupten, dass er dieses Geräusch liebte und gern den Dienst im Wellentunnel antrat. Bei der Postenverteilung kurz vor einem Gefecht versuchte Hobbs immer durch einen treuherzigen Blick die Aufmerksamkeit des Heizunteroffiziers Harmsworth auf sich zu lenken. Bereitwillig merkte Harmsworth ihn dann für dieses Amt vor, denn Hobbs war von

Grund auf verlässlich. Höchstens einmal besuchte der Wachoffizier auf seiner Runde den Tunnel, folglich musste Harmsworth einen pflichtbewussten Heizer dort hinstellen.

Die Arbeit machte keine grosse Mühe, denn Hobbs hatte hauptsächlich nur die acht Wellenlager zu kontrollieren. Durch einfaches Berühren stellte er fest, ob sie heiss statt warm liefen. In diesem Falle öffnete er ein wenig mehr das Ventil, durch welches das Schmieröl in die Lager lief. Sonst brauchte er nur noch das Bilgewater unterhalb der Wellen im Schiffsboden zu beobachten und ein Steigen des Wasserstandes zu melden. Die restliche Zeit verbrachte Hobbs in inniger Gemeinschaft mit Gott.

Nach Hobbs Auffassung war der Wellentunnel der ideale Ort, um mit Gott in Verbindung zu treten. Mehrere Gründe sprachen dafür. Merkwürdigerweise zählte die Einsamkeit im Tunnel am wenigsten, und doch ist es so schwer auf einem vollbemannten Leichten Kreuzer ein stilles Plätzchen für sich allein zu finden. Seit Drakes Zeiten versucht der Seemann immer wieder, trotz des engen Lebensraumes seine Individualität zu bewahren, und auch ein Matrose kann sich genügend von seinen Kameraden isolieren, um Zwiegespräche mit seinem Gott zu halten. Der Betende ist schliesslich genau so ein Mensch mit einer Eigenart wie der fast entschwundene Typ des priemenden Seebären oder der Mann, der sonderbarerweise mit dem Gesicht nach unten in seiner Hängematte schläft.

Die Einsamkeit bedeutete also für Hobbs nur den geringsten Vorteil seiner Tunnelwache. Viel wichtiger schien ihm die gleichmässige hellklingende Melodie, die den Raum erfüllte. Hobbs fand, sie führte seinen Geist höheren Dingen zu. Was ihn anbetraf, konnte sich in dieser Beziehung das Lied der Technik mit dem



herrlichsten Orgelspiel und der ergreifendsten Predigt messen. Auch die Vibration, die man hier am deutlichsten auf dem ganzen Schiff bemerkte, trug zur Erhebung des Gemütes bei. Diese Schwingung liess Hobbs in ihrer Intensität an den Zorn des Allmächtigen denken. Weshalb, wusste nur der Heizer Hobbs allein. Für ihn war es wichtig, sich Gott als ein Wesen voll unversöhnlichen Zornes vorzustellen – vielleicht unversöhnlich nur gegen ihn selbst. Denn was gingen Hobbs die anderen Menschen an? Was kümmerte es Hobbs, wie Gott über die anderen Männer dachte, die auf der *Artemis* herumschwärmten? Der kalte Stahl, der Hobbs in seinem Tunnel umgab, und das düstere Licht mit seinen harten Schatten, auch sie wiesen Hobbs den Weg zu seinem Gott. Das enge Gefängnis bäumte sich, wenn der Kreuzer eine schwere See durchfuhr, und die Kanonenschüsse hallten aus irgendeinem Gesetz der Akustik heraus mit besonderer Schärfe im untersten Teil des Schiffes wider.

Dieses flüchtig hingeworfene Bild des unfreundlichen, lärmenden Raumes vermittelt so recht die Vorstellung des Heizers von seinem Schöpfer. Hobbs würde aber auch sofort bereitwillig eingestehen, dass Gott sich auch noch anders personifizieren liess. Der Mond wendet unserem Planeten auch nur eine Seite zu, obgleich Erde und Mond doch fortwährend kreisen; so zeigte auch Gott nur eines seiner Gesichter dem Heizer Hobbs. Sein gütigeres Antlitz neigte sich glücklicheren Menschen zu – wie die Rückseite des Mondes einem anderen Himmelsgestirn sichtbar ist – Menschen, die nicht so entsetzliche Sünder und verlorene Seelen wie Hobbs waren.

Falls jemand, den Hobbs nicht der Ungläubigkeit oder Oberflächlichkeit verdächtigte, näher nach seinem Sündenregister

forschte, würde er erfahren, dass diese Vergehen verzeihlich waren und schon mindestens ein Dutzend Jahre zurücklagen. Mit Zwanzig hatte Hobbs ein Mädchen geküsst, vielleicht auch zwei, und manchmal auch ein Glas Bier über den Durst getrunken. Wahrscheinlich war er in beiden Beziehungen noch einen Schritt weiter gegangen, aber nur einen kleinen Schritt. Als Junge hatte er einen kleinen Betrag aus dem Portemonnaie seiner schwerarbeitenden Mutter entwendet und einmal ein Schmalzküchlein in einem Bäckerladen stibitz. Aber Hobbs war fest überzeugt, dass seine Kindheit und Jugend eine Kette sündhafter Orgien bildeten, die ewige Verdammnis verdiente. Mit zweiunddreissig Jahren büsste er immer noch seine Schuld mit Reue und Unterwerfung zu Gott, der ihm eines Tages vielleicht seine Sünden vergab und inzwischen huldvoll von der Anwesenheit des Missetäters im Wellentunnel oder ähnlichen freudlosen Orten Kenntnis nahm.

Hobbs machte seine Runde entlang den acht Wellenlagern und sah nach, dass die Schmierung richtig funktionierte. Er prüfte noch den Wasserstand auf dem Schiffsboden und nahm dann seine kleine schwarze Kappe ab, die er im Dienst trug, um beim Rollen des Schiffes den Stoss gegen die Panzerwände abzuschwächen. Er faltete seine Hände, sein Kopf war wegen der niedrigen Decke schon gebeugt, und er flehte von Neuem Gott um Verzeihung an für das, was er und Mary Walsh einmal im verdunkelten Kino getan.

Der zweite Treffer auf die *Artemis* löschte nicht sofort die Lichter im Wellentunnel. Hobbs fühlte und hörte den Einschlag. Aber erst fünfzehn Sekunden später durchbrannten die Flammen irgendwo die Isolation der elektrischen Drähte und tauchten den Tunnel

in pechschwarze Finsternis. Hobbs blieb ganz still in seiner gekrümmten Haltung stehen. Die Wellenlager sangen weiter ihr imposantes Lied, und rings um ihn war Gott. Er fürchtete sich nicht. Über seinem Kopf verstummten die Geschütze des «X»-Turms. Doch die Rippen des Schiffes trugen ihm unzählige neue Geräusche zu, Krachen, dumpfes Hämmern und Detonationen. Er wartete eine Weile auf das Wiederaufflammen der Lichter. Aber das Feuer wütete so weit auf dem hinteren Teil des Schiffes, dass selbst die Notleitung zum Tunnel unbrauchbar wurde. Das Licht würde erst wieder einsetzen, wenn die *Artemis* heil dem Kampfgetümmel entgangen war und die Techniker unter Leitung des Maats vom Torpedoschützen neue Drähte einzogen. Hobbs holte die elektrische Lampe aus der Tasche seines Arbeitskittels hervor, prüfte die Wellenlager und verstellte einige Ventile. Dann löschte er die Lampe aus. Wenn es kein Licht gab, dann gab es eben kein Licht, und damit basta! Auf keinen Fall wollte er die Batterie seiner Lampe vergeuden, denn niemand – nur Gott, der die Dunkelheit mit ihm teilte – wusste, wie lange dieser Zustand anhielt und wann ihn jemand ablösen würde. Gott war ja bei ihm. Ruhig konnte er hier den Lauf der Dinge abwarten.

Noch eben war er mit Gott in der Finsternis des Tunnels allein gewesen. Schon im nächsten Augenblick stand er knietief im Wasser, so rauschte die Flut herein. Welche Überraschung! Das Wasser war *heissl* Es kam nicht direkt von der See, sondern wurde durch Pumpen auf die prasselnden Flammen gelenkt, rannte über glühendheisse Stahlplatten und fand schliesslich, da den leichtgebauten Kreuzer schon zwei Treffer und zwei Brände heimgesucht hat-

ten, eine Passage in den Wellentunnel. Bei den heftigen Bewegungen des Schiffes wogte das Wasser im engen Raum auf und ab. Hobbs verlor fast das Gleichgewicht, und die Wogen spritzten bis in sein Gesicht, wenn sie gegen seinen Körper brandeten.

Mühsam bahnte er sich einen Weg bis zum Telephon und hob den Hörer von der Gabel. Einige Sekunden verstrichen, ehe Howlett oder Grant dem roten Licht in der Ecke des Schaltbrettes ihre Aufmerksamkeit schenkten. In dieser kurzen Pause stieg das Wasser plötzlich wieder auf Hüfthöhe – diesmal mit eisiger Kälte, denn die Temperatur der Panzerplatten hatte sich schon abgekühlt. Als das Schiff schlingerte, schlugen die Wassermassen über dem Kopf des Heizers zusammen und warfen ihn zu Boden, obgleich er noch immer den Telephonhörer hielt. Howlett schaltete ein – Hobbs vernahm deutlich das ersehnte Knacken – und meldete: «Zentrale.»

«Maschinenraum», rief der Heizer. «Hobbs vom Wellentunnel. Ich wünsche den Wachoffizier zu sprechen!»

Das Wasser schlug ihn von Neuem gegen die Tunnelwände, während er auf Leutnant Bastwick wartete und dann seinen Rapport machte.

«Wir pumpen Sie heraus», versprach Bastwick. «öffnen Sie die Ausgussventile.»

Hobbs legte unter Wasser den Hörer zurück und arbeitete sich bis zu den Ventilen durch. Das nasse Element beherrschte nun vollständig den Tunnel. Es spülte nicht nur zeitweise über Hobbs hinweg, sondern auch in den freien Augenblicken konnte der Mann nur mühsam nach Atem ringen, sein Trommelfell schien zu zer springen, denn die Bewegung der Flut komprimierte oder verdünnte wechselweise die Luft am Ende des Ganges, wo er sich auf-

hielt. Immer grössere Mengen drangen herein. Oben auf Deck kämpfte die Löschmannschaft gegen den rasenden Brand. Keiner von ihnen dachte einen Moment daran, dass sie durch ihre verzweifelten Anstrengungen einen Kameraden zum Tode des Ertrinkens verurteilten. Zwanzig Tonnen Wasser! Es nahm Hobbs und schmetterte ihn gegen die wasserdichte Tür. Seine Schulter fing den Stoss auf. Er fühlte, wie sein Schlüsselbein brach. Danach konnte er nur unter heftigen Schmerzen seinen rechten Arm bewegen. Er schob seine Hand vorn in den Werkanzug als Ersatz für eine richtige Schlinge. Die Ausgussventile waren nun geöffnet, und er hoffte, dass auch die Pumpen arbeiteten.

Der nächste Ansturm des Wassers den Tunnel hinauf war weniger heftig, obgleich es ihn gegen die Tür drückte und seinen Hals noch mehr verletzte. Die nächste Woge ging ihm kaum noch bis an die Hüften. Überall auf dem Schiff arbeiteten die Pumpen, leiteten das Wasser hinein, um das Feuer zu löschen, und sogen es so schnell wie möglich aus den unteren Abteilungen heraus, in denen wahre Ströme hereinfluteten. Denn selbst wasserdichte Verschlüsse funktionieren nicht gut, wenn das Schiff einmal durch schwere Granaten beschädigt ist und die Flammen auf einem Viertel seiner Decks wüten. Hunderte von Pferdestärken verbrauchten sich durch diese Rettungsaktion, und stundenlang vorher musste der Maschinenraum zur Erreichung der vollen Fahrtgeschwindigkeit fünfundsechzigtausend Pferdekkräfte aufbringen. Der Maschinenraumkommandant trug die Verantwortung, dass die Kessel und Maschinen mehr Kraft produzierten, als es ursprünglich in der Absicht ihrer Erbauer lag. Wenn der Erste Hei-

zer Hobbs nicht elendig ertrank, dann lag das in erster Linie an der Umsicht des Maschinenraumkommandanten.

Hobbs lebte noch immer. Seine Hand verbarg sich unter dem Anzug an seiner Brust, und die Schulter schmerzte ihn. Er war völlig im Dunklen, denn seine durchnässte Taschenlampe verweigerte den Dienst. Aber er lebte und fand auch so seinen Weg von einem Wellenlager zum anderen und von einem Olventil zum nächsten. Seine Arbeit liess sich auch mit einer Hand ausführen. Die augenblicklichen Verhältnisse gaben ihm nicht das Recht, um Hilfe zu flehen, und er bat auch nicht darum. Gott war mit ihm in der Finsternis. Niemals zuvor hielt Hobbs sich in dem verdunkelten Tunnel auf. Es schien ihm, dass Gott in dieser undurchdringlichen Nacht viel weniger unbarmherzig wäre. Ganz in seinem Unterbewusstsein mochte Hobbs vielleicht empfinden, dass dieses Erlebnis in dem engen Gefängnis, das gebrochene Schlüsselbein und die nahe Gefahr des Ertrinkens vielleicht die Sühne für ihn und Mary Walsh bedeuteten. Aber des Heizers Gehirn reagierte nur schwerfällig auf solche Folgerungen, und sein reumütiges Gewissen lehnte sich gegen eine so einfache Abzahlung seiner Schuld auf. Später einmal, nach ernsten Selbstbetrachtungen, würde diese Idee eher in seinem Herzen Wurzeln fassen. Jetzt spendete ihm nur die Dunkelheit Trost und die Hoffnung, dass Gott nicht so sehr böse auf ihn war. Mit seiner linken Hand tastete er sich an den Wellenlagern entlang. Dabei piffte er vor sich hin, zum ersten Mal, seitdem er sich seiner Sünden bewusst worden war. Das leise Pfeifen übertönte natürlich nicht das Sirren der Getriebe. Nun erst bemerkte Hobbs sein leichtfertiges Betragen. Er verstummte, wenn auch nicht allzu schnell.

## Kapitel XXIV

### ***Aus des Kapitäns Bericht ... trotzdem wurde das Feuern fortgesetzt...***

Die Schlacht trat in die Endphase. Nachdem die Zerstörer ihre Torpedos abgefeuert hatten, schoss die *Artemis* sozusagen im gleichen Moment die entscheidende Kugel. Ein Volltreffer? – die weltumspannende Kriegsflagge und das Schicksal ganzer Völker waren damit eng verknüpft. Wie ein Faden müsste die Siegesnachricht die Kontinente durchheilen. Die Kopfkrieger in Papua, sibirische Nomaden, die auf der vereisten asiatischen Tundra ihr kümmerliches Leben fristen, herumkrabbelnde Babys in den Kornfeldern von Iowa, und deren Kindeskinde sollten noch nach Jahren die Wirkung dieses Schusses spüren.

Um allen daran Beteiligten gerecht zu werden, müssen wir die Geschichte der Kugel und ihrer Ladung seit ihrem Entstehen verfolgen. Irgendwo in England gaben unzählige Frauen ihre Energie und Schönheit den Munitionsfabriken zum Opfer. Ihre Haut färbte sich gelb durch die Pikrinsäure, die einen Bestandteil der Kugelladung bildet. Ihre Haare verbargen sie unter Kappen, und ihre Füße steckten zum Schutze gegen eine vorzeitige Explosion des trügerischen Materials in Filzpantoffeln. Andere Frauen schafften an den Präzisionsdrehmaschinen, bis die Kugel auf ein Tausendstel Zoll genau in ihr vorgesehenes Geschützrohr passte. Da waren

die Männer, die in den Minen das Eisen und die Kohle gewannen, und die sich abplagenden Metallarbeiter, welche die Kugel giesen halfen. Die verlässlichen Matrosen der Handelsmarine schleppten den Nickel, der den Stahl erhärtete, von Kanada nach England, mitten durch die reissenden Zähne des deutschen Blockadewolfs. Die intelligentesten Köpfe der Metallurgen berechneten die Formeln für den Stahl, und die besten Chemiker schufen das wirkungsvollste Explosiv. Unter den Attacken der deutschen Bomber sorgten sich Eisenbahnpersonal und Handlanger der Arsenale um den Transport der todbergenden Waffe. Ach, der Ursprung der Kugel geht zu weit zurück und ist zu schwer zu verfolgen! Ein Vierzig-Millionen-Volk, dessen Tote in den Strassen lagen und dessen Häuser lichterloh brannten, arbeitete gemeinsam am grössten Wiedererwachen des Patriotismus und des nationalen Geistes, das die Welt je sah und das eines Tages seinen *Poe ta laureatus* finden wird. Vielleicht ist er imstande, von den Frauen, Kindern und Männern zu berichten, die für die Freiheit kämpften, die Leben und Glieder, das Augenlicht und die Gesundheit in lang ausgedehntem und nie bedauertem Kampfe für das edelste Menschengut dahingaben!

Mineure und Matrosen, Munitionsarbeiter und Transportpersonal hatten ihre Pflicht getan, und jetzt stand die Kugel auf ihrem Platz im Kugellager des «A»-Turmes. Die Ladung, die sie in die Luft schleudern sollte, befand sich im Regal des «A»-Turm-Magazins. Hier unten hantierten die Kollegen von Triggs und Burney des «X»-Magazins. Zuerst Harbord, des Kapitäns Steward – ein magerer, verschrumpelter, kleiner Mann, der in tadelloser Haltung seinem Kapitän die Eier und den Speck servierte.



Harbord war von der Reserve in den Marinedienst gekommen. Früher war er Steward der Cunard White Star Linie gewesen. Dort hatte er eine schöne Karriere hinter sich. Er begann mit seinem Beruf in einem Zweit-Klass-Schiff, wechselte auf einen Luxusdampfer über, wurde Steward in der Ersten Klasse eines langsamen Schiffes und avancierte schliesslich zum höchsten Grad: Als Erster Klasse Steward auf einem der modernen Ozeanriesen bediente er Filmstars, Grossindustrielle, Millionäre und Politiker. Die Pfundnoten und Fünfdollarscheine regneten nur so in seine Taschen.

Er versorgte seine Leute gut. Wahrscheinlich wird die Bedienung auf den Transatlantik-Luxusdampfern in den zwanziger und dreissiger Jahren niemals mehr übertroffen werden. Er lernte die einzelnen Menschencharaktere kennen, studierte sie sorgfältig am ersten Tag, so dass sie in den restlichen vier Tagen ihrer Überfahrt ihn um nichts mehr zu bitten brauchten, da er ihre Gedanken schon im Voraus las. Mit der gleichen taktvollen Gebärde stellte er ein Becken neben das Bett eines seekranken Millionärs, wie er ein Mitternachtssouper für zwei – Schweinekoteletten und Champagner – in der Kabine eines liebestollen Filmstars servierte. Er war unaufdringlich und doch immer da. Wenn ihn die Passagiere über ihre Mitreisenden ausfragten, gab er ihnen scheinbar die vertraulichsten Auskünfte und verriet in Wirklichkeit doch nichts. Er kannte die Grössten und die Reichsten in ihren schwächsten Momenten und sah, was sich hinter dem Mythos ihrer Persönlichkeit verbarg. Aber er hielt seine Ansichten geheim, war ehrerbietig ohne falsche Unterwürfigkeit und half, ohne lästig zu wirken.

Das Handelsabkommen der Schifffahrtsgesellschaften regulierte

ihre Preise. Ihre Konkurrenz konnte sich also nur auf den Grad der gebotenen Annehmlichkeiten erstrecken. Sie überboten sich in ihren Menüs; zehn Seiten lange Speisekarten versprachen die kulinarischen Genüsse aus aller Welt; Meisterwerke der Malerei schmückten die Schiffswände; Orchester, Gymnastikräume und Schwimmbäder erfreuten die Gäste. Immer neue Methoden wurden entdeckt, um die Passagiere der Ersten Klasse, tausend Meilen von Land entfernt, zu verwöhnen. Ein Luxus umgab sie, von dem Nero oder Lukullus niemals träumten, ein Komfort, den Königin Victoria niemals erlebte. Und der Service der Stewards spielte bei diesem System eine grosse Rolle. Wo Harbord nur eine Möglichkeit sah, seinen Schützlingen ihr Leben noch zu erleichtern, versäumte er sie nicht. Das soziale System, das solchen Luxus und solche Verschwendung gestattete und begünstigte, das ihn zu einem Diener von betrunkenen Taugenichtsen und unsauberen Politikern machte, hatte eine Reform dringend nötig. Aber diese Reform musste mit dem System beginnen und nicht mit seinen Symptomen. Unterdessen hatte Harbord seine Beschäftigung und bemühte sich, sie auf das Korrekteste auszuführen.

Als dann der Krieg kam und die Marine seine Dienste beanspruchte, stand Harbords Lebensauffassung mit seiner neuen Arbeit in viel besserem Einklang. Er war immer noch Steward, aber der Steward des Kapitäns – ganz klar, dass der Kapitän sich den Besten dazu erwählte. Jetzt bewährten sich seine Künste, die ihn die Cunard White Star gelehrt hatte. Er servierte das Frühstück, ohne den Kapitän in seinen Gedanken zu stören. Er kümmerte sich um alle Kleinigkeiten im Tageslauf seines neuen Herrn, so dass dieser sich ganz dem Kriegsgeschehen widmen konnte.

Wenn der Kapitän auf See Tage und Nächte hintereinander auf der Brücke zubrachte, hielt ihn nur Harbords Aufmerksamkeit in gutgenährtem und gutgekleidetem Zustand. Im Hafen schützte ihn der Steward vor unnötigen Belanglosigkeiten, damit der Kapitän frische Kräfte sammeln konnte. Die Diskretion und Verlässlichkeit Harbords liessen sich nicht hoch genug einschätzen. Der Arbeitstisch in der Kapitänskabine trug Dokumente, für die der deutsche Stab gern eine Million geopfert hätte. Aber Harbord erlaubte seinen Augen niemals, das Gesehene dem Gehirn weiterzuleiten. Unzählige Besucher erschienen, Offiziere des eigenen oder eines fremden Schiffes, Leute vom Nachrichtendienst, Admiräle und Generäle.

Sie sprachen ohne irgendwelche Hemmungen mit dem Kapitän, und Harbord, der in der Anrichte Sherry und Gin bereitstellte, verstand jedes Wort. Manchmal hörte er Dinge, die den herrlichsten Gesprächsstoff bildeten – wohin das Schiff fuhr, Beförderungen, Versetzungen oder Urlaubsbewilligungen. Dann wieder wurde die hohe Politik verhandelt, die Führung des Seekrieges, Taktiken, die man im nächsten Gefecht anwenden wollte oder Beobachtungen über neue Waffen und ihre Erfolge. Ein andermal tauschten die Herren miteinander nur Erinnerungen aus und plauderten über Kampfphasen mit U-Booten oder Flugzeugen. Jedoch immer war der Gegenstand der Unterhaltung von grösstem Interesse. Wenn Harbord nur einmal ein voreiliges Wort über den kommenden Urlaub dem Unterdeck verriet! An Land hätte er sich vor seinen Freunden mit seinen Kriegsprophezeiungen hervortun können. Und in jedem Hafen lauerten etliche Männer und Frauen, die für eine Information über ein gesunkenes U-Boot oder ein vermisstes Flugzeug jede verlangte Summe bezahlen würden. Doch

Harbord blieb taub, stumm und blind, genau wie in Friedenszeiten, wenn die Zeitungsreporter durch ihn zu erfahren versuchten, wen der Politiker in der letzten Nacht in seiner Kabine empfing.

Sobald das Schiff einem Gefecht entgegenging, übernahm Harbord einen Posten mit weit weniger grosser Verantwortung. Er war wie Triggs nur ein Mann, der die Verpackung von dem Kordit entfernte und die Zylinder des Explosivs durch den feuersicheren Verschluss des ‚A‘-Magazins in den Hantierraum reichte. Seine Pflichten gegenüber dem Kapitän liessen ihm weder Gelegenheit noch Musse, eine schwierigere Aufgabe zu lernen. Dabei war er sich kaum seiner Unwichtigkeit bewusst; wenigstens diese Lektion hatte ihm sein früherer Beruf erteilt. Er versorgte den Kordit mit der gleichen Feierlichkeit, mit der er einem Vizeadmiral ein Glas Sherry anbot, obschon er sich schneller dabei bewegte. Sein Leben in ständiger Selbstkontrolle liess ihm nur wenig äusseren Frohsinn. So hielten ihn auch seine Kameraden wegen seiner Verslossenheit für mürrisch und unfreundlich. Auf seinem Gefechtsposten stand er in engstem Kontakt mit einem halben Dutzend Männern, da «A»- und «B»-Magazin in einer Kammer lagen, von der zwei verschiedene Öffnungen in die beiden Hantierräume liefen. Während der Gefechtspausen standen die Männer herum und schwatzten miteinander, alle ausser Harbord. Seine Arbeitskameraden, die sich aus dem merkwürdigsten Mischmasch zusammensetzten – Clay, der Schiffsmaler, und Sutton von der Kantine waren dabei – fanden immer reichlichen Gesprächsstoff, und Harbord hätte so gut einiges dazu beitragen können. Aber er hielt seinen Mund und wurde dafür von den anderen beschimpft, dass er sich ziere wie ein leibhafter Admiral.

Von der ganzen Schar nun war es ausgerechnet Harbord, der die Schiessladung in seinen Händen hielt, welche die bedeutungsvolle Kugel in die Luft schleudern sollte.

Vorn im Kugelraum spielte das Schicksal dem Vollmatrosen Colquhoun das Geschoss in die Hände. Er war ein krausköpfiger junger Riese von Birkenhead. Sein grösstes Leid bestand darin, dass man seinen Namen falsch aussprach, anstatt dabei das «L» und das «Q» zu verschlucken. Es machte ihm immer einigen Verdruss, den Unteroffizieren zu erklären, er nenne sich «Ca-hoon», denn schon mancher Vorgesetzter hatte diese Bemerkung für reine Frechheit gehalten. Die sechszöllige Granate in Colquhouns Armen wog ihre hundert Pfund; deswegen liessen sich seine kräftigen Muskeln und Sehnen hier unten gut verwenden. Auf einem rollenden Schiff braucht es einen starken Mann, ein solches Gewicht richtig in den Aufzug zu verladen.

Colquhoun war stolz auf seine Kräfte und freute sich, wenn er sie anwenden durfte. Beim Bücken und Heben lächelte er unentwegt. Er dachte an die ersten Tage der Verdunkelung, als sein Schiff England verlassen sollte. Seine letzte Nacht an Land hatte er mit Lily Ford verbracht, der kräftigen, blonden Kameradin seiner Jugend, die bis dahin jeden Annäherungsversuch eines Burschen zurückgewiesen. Sie bewahrte ihre Unberührtheit nicht aus moralischen Gründen, sondern wollte sie sich nur aufsparen für einen Mann, der ihr überlegen war. In dieser Nacht nun am Kanalufer, im hellen Mondenschein des ersten Kriegsseptembers, hatte Colquhoun ihr seine Macht bewiesen. Natürlich hatte Lily ganz unvernünftig gehandelt, als sie sich durch Colquhouns Takt verleiten liess, mit ihm in diese einsame Gegend zu spazieren. Aber selbst

die Nähe anderer Menschen hätte keinen Unterschied gemacht. Lily würde nicht in einer Situation um Hilfe rufen, die sie nicht mehr allein beherrschte. Zuerst kämpfte sie mit ihm stumm und verzweifelt, und wenn er ihr dabei auch wehtat, flüsterte sie nur heiser: «Scher' dich fort, du Lump!» Sie wand sich unter ihm und wehrte ihm mit der ganzen Kraft ihres zähen Körpers, den die Fabrikarbeit mit ihrer herrlichen Unabhängigkeit so gestählt hatte. Dann unterlag sie seiner Übermacht. Ganz plötzlich gab sie nach. Ihre wilden Worte erstickten in einem Seufzer, der ein halbes Schluchzen war. Der sich sträubende Körper entspannte sich. Ihr Mund, den sie ihm vorher verweigerte, suchte nun den seinen.

Die Erinnerung an das Geschehene war dem undankbaren Colquhoun so köstlich. Jede kleine Einzelheit gefiel ihm daran, sogar der Aufbruch von der Kanalbänk, als sich Lily eng an ihn klammerte. Ihr ganzer Hochmut war verschwunden. Entsetzlich lastete auf ihr der Gedanke, dass Colquhouns Schiff unweigerlich am nächsten Morgen seinen Anker hob. Sie hing sich an ihn und weinte sogar. Noch am Vortage hätte sie über die Idee gelacht, wegen eines Mannes eine Träne zu vergiessen. Well, die Episode war vor zweieinhalb Jahren passiert, und man durfte annehmen, dass die Zwischenzeit ihren Schmerz geheilt habe.

«Her mit dir, du Bastard!», rief Colquhoun gutgelaunt; er grinste noch immer. Seine Arme, die einmal Lily Ford umklammerten, umspannten jetzt die Kugel, welche die Welt verändern sollte, und schoben sie in den Aufzug hinein.

Im gleichen Augenblick übernahm im Hantierraum Vollmatrose Day, der Mann, der bei einem Frühzündler in der Schlacht auf dem La Plata seinen linken Zeigefinger verloren hatte, die Schiessla-

derung von Harbord und stellte sie in einen Aufzug, der über seinem Kopf durch eine andere Luke verschwand. So erreichten die Kugel und ihre Ladung gleichzeitig den Vorraum des «A»-Turmes.

Der Schiffszeichner begegnet immer wieder neuen Schwierigkeiten. Eine Marineschule hebt die Wichtigkeit der Geschütze hervor – stärkste Kanonen in grösster Zahl, um den Feind zu überwältigen. Eine andere Schule verlangt Geschwindigkeit und betont, dass die besten Geschütze wertlos wären, wenn sie den flüchtenden Gegner nicht erreichten. Eine dritte Auffassung fordert sicheren Panzerschutz; denn schon Nelson hatte einmal die grosse Ungewissheit der Seegefechte erklärt: ein einziger Treffer genügt häufig, die wirksamsten Geschütze und grosse Schnelligkeit zu vernichten. Panzerung und Kanonen bedeuten schweres Gewicht, eine erhebliche Mehrbelastung für die Antriebsmaschinen des Schiffes.

Hier gelangt der Konstrukteur endlich zu einem Kompromiss, um gleich wieder neuen Widersprüchen zu begegnen. Die Besatzung muss auf dem Schiff leben. Dazu gehört ohne Weiteres die Bewegungsfreiheit. Ganz besonders bei einer Kampfhandlung hängt viel davon ab, in welcher kurzen Zeitspanne die Männer von einem Teil des Schiffes auf den anderen gelangen können. Nun droht jedoch die Gefahr der Granaten, Bomben und Torpedos. Um deren Schäden zu verringern, sollte das Fahrzeug in möglichst viele Kompartimente eingeteilt sein, die voneinander durch feuer- und wasserdichte Schotts abgetrennt werden. Und auch diese Abdichtung ist nicht vollkommen. Drähte, Sprachrohre und Ventilationsanlagen müssen irgendwie durch die Stahlwände geführt werden.

Nun kommt der Schiessexperte. Er wünscht, dass die Geschütze

so hoch als möglich aufgestellt würden, um das Schussfeld zu vergrössern. Dagegen spricht das grosse Gewicht der modernen Waffen mit ihren Unterbauten, welche das Gleichgewicht des Schiffes stören wie etwa eine stehende Person in einem Ruderboot. Der Schiessexperte gibt sich damit noch nicht zufrieden. Er denkt an die Gefährlichkeit der hohen Explosivstoffe und verstaut die Munitionsvorräte tief im Bauche des Schiffes. Gleichzeitig verlangt er aber, dass seine Geschütze in Zwischenräumen von wenigen Sekunden ihre Kugeln verfeuern. Im gleichen Tempo müssen also auch die Munitionen trotz ihres langen Transportes eintreffen. Nicht genug damit. Wenn ihm auch diese Forderung erfüllt wird, erschrickt er bei dem Gedanken an die endlose Kette des Explosivs, die sich in senkrechter Richtung durch das Schiff zieht. Also erfolgt eine neuerliche Abtrennung durch Lukenklappen, die trotzdem auf keinen Fall den Transport verzögern dürfen.

Diese Lukenverschlüsse sind ein Meisterwerk der Technik – beim Brande des Vorraumes vom «X»-Turm der *Artemis* drangen deshalb die Flammen weder in den Turm noch unten in das Magazin. Nun begegnet dem Schiffskonstrukteur ein neues Problem, das er achtzig Jahre zu lösen versucht hatte. Der Geschützturm muss natürlich drehbar sein, während sein Vorraum fest auf dem Untergrund steht. Der Munitionsaufzug zirkuliert also zwischen einem festen Standort und einem veränderlichen Ziel. Als seinerzeit Ericson die *Monitor* erbaute, liess er ein Loch in den Boden des Geschützturmes, ein zweites in die Decke des darunter liegenden Magazins einschneiden. Zum Passieren frischer Munition, musste sich der Turm zurückdrehen, bis Einschnitt über Einschnitt lag, und so bis zu seiner vollständigen Versorgung verbleiben. Kein Geschützoffizier, der voll Unduld die



Vernichtung des Feindes herbeisehnte, konnte sich mit dieser Einrichtung zufriedengeben.

Auch dieses scheinbar unlösliche Problem wurde bewältigt. Heute treffen zwei je hundertpfündige Kugeln und ihre Zündladung alle zehn Sekunden pünktlich auf dem Turm ein, nach welcher Richtung er auch eingestellt sein mag. Leider machte dieser Schnelldienst neues Kopfzerbrechen. Soll man dazu Männer oder Maschinen verwenden? Ein Treffer ruiniert eine gesamte komplizierte und unersetzliche Apparatur. Matrosen müssen jedoch gepflegt werden und irgendwo einen kleinen Winkel haben, um ihre Hängematte festzubinden. Ist es ratsam, wertvolle Männerkräfte für den Munitionstransport innerhalb eines Schiffes einzusetzen, wenn sie im Dienste der Nation ganz andere Pflichten übernehmen könnten? Der Konstrukteur muss also auch hier, wie überhaupt auf dem ganzen Schiff, einen neuen Kompromiss eingehen. Er entwirft eine vereinfachte Konstruktion der Maschinen und vervollständigt sie durch beschränkte Zuhilfenahme von Menschenkraft. Natürlich macht er dadurch weder den Kommandanten, dem das Wohl seiner Leute am Herzen liegt, noch den Geschützoffizier glücklich. Aber das ist das Schicksal eines Schiffserbauers. Jeder verwünscht ihn – der Anhänger der Schnelligkeitstheorie, der Schiessexperte und der Freund des starken Panzerschutzes, sogar die Männer, welche das Schiff und die Geschütze auf See bedienen. Dann kommt der Tag der Schlacht. Die Ansammlung der geschilderten Kompromisse, Kriegsschiff genannt, trifft auf den Gegner, der sich aus ähnlichen Komplikationen zusammensetzt. Unweigerlich werden die Sieger

die Lorbeeren für sich allein beanspruchen, während die Unterlegenen für ihr Pech den Schiffskonstrukteur beschuldigen.

So waren also die Muskeln und Sehnen des Vollmatrosen Colquhoun und der Dienststeifer Harbords beschäftigt, die Kugel mit ihrer Ladung auf ihren Weg vom Kugellager und Magazin zum «A»-Turm-Vorraum zu befördern. Dann nahm Vollmatrose Mobbs die Kugel aus dem Aufzug und legte sie auf das kreisförmige Kugelgestell. Für ihn war sie nur eine einfache Kugel wie ihre Schwestern und nicht das Geschoss, das die Welt in ihren Fugen erschüttern sollte. Alle fünf Sekunden traf eine neue Kugel mit dem Aufzug ein; da blieb ihm keine Zeit für ernste Gedanken. Er musste so flink wie ein Biber sein; trotzdem besass er eine ansehnliche Körperfülle. Das Bücken und Heben in der warmen Atmosphäre blieb scheinbar ohne Wirkung auf seinen Körperumfang, der ständig zunahm, je mehr sich Mobbs von seinen Jugendjahren entfernte. Mit seinem rechten Arm wischte er sich den Schweiß von der Stirn und gab acht, um nicht seine von der Berührung mit den Kugeln dreckigen Hände dabei zu benutzen. Aber sein Arm war schon fast so schmutzig wie die Hände geworden, und der Dreck zeichnete kühne Striche über sein rosiges Gesicht. Auf seinen Wangen und Kinn wuchs wie weicher Kückenflaum ein blonder Bart. Denn Mobbs ahmte zu Kriegsbeginn eifrig die wieder-auflebende Mode der barttragenden Seebären nach. Noch hatte ihn die Kläglichkeit dieses Resultates nicht zum Rasieren umstimmen können. Auch der Flaum war stellenweise dreckig, und kleine Bäche von Schweiß durchrannen ihn. Wenn jemand in diesem Raum zu Betrachtungen Zeit fand, hätte er über seinen Anblick lächeln müssen: sein rundliches, rosiges Gesicht, die blauen, unschuldigen

Augen eines Kindes und über allem der Dreck. Mobbs verschob das Kugelgestell um eine Vierteldrehung. Leichtmatrose Fiddler wartete bereits darauf. Dann wischte er sich mit dem linken Arm über das Gesicht, so dass neue Striche in entgegengesetzter diagonalen Richtung dazukamen. Nun sah er wirklich prachtvoll aus. Leider hatte niemand Zeit, ihn anzuschauen. Vollmatrose Colquhoun schickte schon die nächste Kugel nach oben, Mobbs musste sich ihrer annehmen. Sie ähnelte genau ihrer bedeutungsvollen Vorgängerin, jetzt unter der Obhut vom Leichtmatrosen Fiddler, und unterschied sich in nichts von der stattlichen Anzahl ihrer Schwestern, die vor oder nach ihr den Aufzug passierten. Mobbs schien es, er stünde schon seit Stunden hier und müsste noch in alle Ewigkeit mit seiner Beschäftigung fortfahren. Das Donnern der Kanonen dicht über seinem Kopf und die Bewegungen des Schiffes liessen ihn unberührt. Selbst die dumpfe Hitze machte ihm wenig Eindruck. Über das Telephon vernahm man, dass der Vorraum vom «X»-Turm vernichtet worden war. Das «X»-Magazin war überflutet und die «X»-Turm-Geschütze schwiegen. Mobbs hörte die Nachricht, als er sich abrackerte und schwitzte. Einige seiner Kameraden lebten nicht mehr. Ein Wunder, dass er und die *Artemis* nicht auch in winzige Stücke zersprangen. Alles das spielte für den Moment keine grosse Rolle. Es galt in erster Linie, den Lift zu leeren und das Kugelgestell gefüllt zu halten.

Währenddessen nahm Leichtmatrose Filmore von dem endlosen Aufzug den Kordit in Empfang, den Harbord unten hineingestellt hatte und übergab ihn dem Korditaufzug des Geschützturmes. Mit drei Handgriffen erledigte Filmore in weniger als fünf Sekunden seine leichte Arbeit. Er hatte Zeit zum Nachdenken und Sprechen.

«Coo!», rief Filmore. «Das bedeutet, der alte Nobby ist verschwunden. Du weisst schon, wer. Nicht Nobby, der Koch, sondern der mit dem roten Haar, Er war mir noch einige Gläser schuldig. Das letzte Mal, als wir –»

«Halt den Mund!», fuhr ihn Unteroffizier Ransome an.

Er hätte ihn nicht anbrüllen sollen. Mit aller Ruhe mussten Befehle erteilt werden, bei deren Nichtbefolgen sogar Todesstrafe drohte. Die Worte schlüpfen ihm heraus, ehe er seinen Fehler einsah. Er war erst seit Kurzem zum Unteroffizier befördert worden und fühlte sich seiner noch nicht sehr sicher. Und die Verantwortung über den Vorraum vom «A»-Turm drückte ihn schwer.

«Verlier’ nur keinen Stein aus deiner Krone!», murmelte Filmore und passte scharf auf, dass ihn niemand überhörte. Er wusste ganz gut, wie weit er bei jedem Unteroffizier und Vollmatrosen gehen konnte. Er besass den Mutterwitz des Cockneys und sein Interesse für Unglück und Tod. Das plötzliche Sterben des rothaarigen Nobby Clark reizte ihn genau so wie seine Mutter im Woolwicher Armenviertel der Tod einer Nachbarin. So etwas war furchtbar spannend. Das tägliche Wunder der aufgehenden Sonne konnte ihn nicht beeindrucken. Aber immer wieder musste er staunen, wenn ein Bekannter, mit dem er noch vor Kurzem gesprochen, sich auf einmal in einen Klumpen leblosen Fleisches verwandelte, das bald verweste und gänzlich zerfiel. Seine Auffassung liess sich entschuldigen. Und sicherlich konnte man über den Tod von Nobby Clark plaudern wie etwa über eine Geburt im Königshause. Doch Unteroffizier Ransome dachte anders darüber. Als einfacher Seemann hätte er gern in eine solche Unterhaltung

eingegriffen, alte Erinnerungen über Nobby ausgetauscht und sich gewundert, ob wohl die Pension der Witwe ausreichte. Aber als verantwortlicher Unteroffizier des «A»-Turm-Vorraumes und mit der Angst, es könnte der Moral seiner Leute schaden, wenn sie über einen verstorbenen Kameraden sprachen, brach er diese Diskussion unverzüglich ab. Dafür gab er einen anderen Befehl:

«Vorwärts, vorwärts, Fiddler!»

«Jawohl», antwortete Fiddler.

Die Kugel verschwand im Aufzug nach oben, als eine neue Breitseite krachte. Zum ersten Mal nahm Ransome als Unteroffizier an einem Angriff teil. Die ganze Zeit quälte ihn der Gedanke, dass sein Vorraum vielleicht nicht so tüchtig schaffte wie die anderen beiden, dass sich eine Breitseite verzögerte, weil der «A»-Turm langsamer als der «B»- und «X»-Turm mit Munition versorgt wurde. Falls das passierte, durfte er sich auf eine tüchtige Verwarnung von Leutnant-Aspirant Coxe über seinem Kopf gefasst machen. Schlimmeres noch, der Geschützleutnant, der die «Geschütz-bereit-Lampen» kontrollierte, würde gewiss nach dem Grund der Verzögerung fragen. Ransome empfand nicht eigentliche Furcht vor Bestrafung oder Zurückversetzung, sondern war einfach sehr nervös wie die Mannschaft eines Rennbootes vor dem Start. Darum schärfte sich der Klang seiner Stimme. Es blieb abzuwarten, ob Zeit und Routine ihn besser an seine neue Situation gewöhnten. Die Befehlssicherheit eines Mannes tritt immer erst bei Gefechtstätigkeit zutage.

In Wirklichkeit liess sich der «A»-Turm besser als der «B»-Turm versorgen, der knapp hinter ihm und auf erhöhtem Sockel stand, um über seinen Zwillingsbruder hinwegfeuern zu können. «A»- und «B»-Turm wurden jedoch aus den gleichen Kugellagern

und Munitionsräumen bedient; der Trajekt zum «B»-Turm war dabei um sieben Fuss länger. Folglich musste sich die «B»-Mannschaft viel mehr in der Arbeit sputen. Bedauerlicherweise hatte Ransome seit seiner Berufung dies noch nicht herausgefunden. Denn Nervosität verschwindet, sobald die Überlegung ihr gegenübertritt. Stattdessen trieb er ganz unnötigerweise den Leichtmatrosen Fiddler an.

«Jawohl», brummte Fiddler verärgert. Er wusste, seine Pflicht tat er geschwind genug. Er war ein alter, alter Matrose, der Unteroffiziere kommen und gehen sah, der Schlachten, Schiffsverluste, Mühsal und Seuchen erlebte. Dickköpfig verweigerte er jede Diensterrhöhung, trotz der Empfehlungen der Leutnants und der Vorschläge des Kommandanten. Das Leben eines Matrosen war bequem und angenehm. Er dachte gar nicht daran, es aufzugeben und mit seiner Beförderung Verantwortungen auf sich zu laden. Einmal bei einem Schneesturm in den Hebriden ging der Zerstörer *Apache* unter; während einer Nacht und eines halben Tages hing Fiddler an einer Klippe, und die Wellen brandeten unter ihm. Er kämpfte in Narvik und verbrachte eine Woche in einem offenen Boot, da ihm ein Torpedo seine Schaluppe zerriss. Das waren nur Zwischenfälle, die bald vorübergingen. Aber schon die Ernennung zum Maat hiess das Aufgeben aller lieb gewordenen Gewohnheiten eines zwanzigjährigen Dienstes. Er wünschte nur, ohne nach Lob oder Tadel zu trachten, seinen Dienst zu erfüllen, und traute sich selber mehr Kenntnisse in der Schiffahrts- und Geschützkunde zu als den jungen Dachsen, die man heutzutage zu Unteroffizieren beförderte. Ransomes Befehl brachte gewohnheitsgemäss die Antwort auf seine Lippen. Deswegen nahmen jedoch seine Bewegun-

gen an Schnelligkeit nicht zu. Er tat sowieso seine Pflicht zuverlässig und wahrscheinlich besser als Ransome. Er liess die Kugel auf das Gestell gleiten. Sie verschwand aus seinem Leben und nach oben in den Turm im gleichen Tempo wie ihre Korditladung im anderen Aufzug.

Die Augen von Leutnant-Aspirant Coxe ruhten für einen Augenblick auf der Kugel mit ihrer hässlichen Zeichenbemalung und der hässlichen zylindrisch-konischen Form. Man konnte wirklich keine Spur von Schönheit an ihr entdecken, und sie war nicht gross genug, um mächtig zu wirken. Auch als Werkzeug für die Befreiung der Menschheit bleibt eine sechszöllige Kugel noch furchtbar hässlich. Coxe dachte niemals über Schönheit oder Hässlichkeit nach. Er wachte scharf über seine Geschützmannschaft und kontrollierte ihre Bewegungen. Er verstand alle Einzelheiten der komplizierten Maschinerie, die Zweckmässigkeit jedes Bolzens und jedes Hebels. Wenn einmal durch eine unglaubliche Katastrophe sämtliche Sechszöller-Geschütztürme der Royal Navy mit ihren Konstruktionszeichnungen verloren gingen, so könnten sie durch die Unterstützung von Leutnant-Aspirant Coxe wieder ersetzt werden. Coxe litt häufig unter Seekrankheit. Dann milderte er seine Leiden, indem er die Augen schloss und sich den Verschluss des Achsenbolzens vom Luftloch oder die sich verjüngende Kerbe des Rückstosszylinders in Erinnerung rief. Für die Geschütze brauchte er keine Seekrankheit; an die dachte er immerfort. Nach dem Essen geniesst ein Gourmet gern noch ein Stück Käse. So interessierten Coxe einmal die einfachen Konstruktionen der Lafetten, dann wieder die hohe Mathematik der Ballistik oder Hendersons und Hasses Differentialform der Resalschen Gleichung.

Wie seine erstklassigen Zeugnisse bewiesen, war Ransome ein Musterbeispiel mathematischen Genies. Schon mit zwanzig Jahren überraschte seine leichte Auffassung in diesem Gebiet. Englands Kriegsstadium verzögerte seine Spezialisierung. Hätte der Frieden noch länger angedauert, so würde Coxe jetzt wahrscheinlich vor einem Bürotisch hocken; seine Kreise respektierten ihn, doch der Umwelt blieben seine Fähigkeiten verloren. Unter diesen Bedingungen hätte er den Krieg als eine reine Mathematikaufgabe betrachtet und vergessen, wieviel Menschenblut und Aufopferung der Sieg erforderte. Wenn ihm irgendetwas verhalf, menschlich zu bleiben und statt eines trockenen Fachsimplers ein weiser Führer seiner Untergebenen zu werden, so war es sein heutiges Kommando, wo er die Zusammenarbeit von Maschine und Mensch ständig beobachtete. Beweisführungen und Versuchsstationen bestätigten oder verneinten wohl die Lehren über inneren Druck und die Widerstandsfähigkeit der Panzerplatten; aber nur der Krieg konnte die Menschen auf die Probe stellen. Die wunderbarsten Maschinen wurden wertlos, falls Männer sie bedienten, die schlecht gedrillt oder feige waren. Und je komplizierter die Maschinen, umso grösseren Heroismus verlangten sie vom Bedienungspersonal. Ein schwaches Glied zerreisst eine ganze Kette. Euklid bewies, wie das Ganze gleich ist der Summe seiner Teile, und es dämmerte Coxe, dass es nicht nur eine mathematische Anwendung dieser Formel gab.

Mit einem neuen Interesse betrachtete er die Nummern Vier und Fünf, welche die Kugel ins linke Geschütz stiessen. Coxe kannte die Berechnungen für die Abnutzung der Geschütze, die als Hypothese annahmen, das Projektil sitze fest gegen die innere



Kehlung. Irgendein vertrocknetes Wesen in Woolwich machte diese Kalkulationen, ein ergrauter Offizier mit Ringen um seine Ärmel und goldenen Eichenblättern auf dem Mützenrand. Aber wenn nicht dort Nummer Fünf, der behaarte Kerl mit den auf seinen Armen eintätowierten gekreuzten Fahnen von England und Frankreich, seinen klaren Kopf behielt und den Rammer fachmännisch anwendete, dann gingen die ganzen wissenschaftlichen Theorien zum Teufel.

Nummer Sechs stiess den Kordit hinein. Früher zweifelte Coxe nie daran, dass Befehle nicht mit aller Garantie ausgeführt wurden. Nummer Sechs konnte aber auch einmal die Ladung fallenlassen. Vielleicht zitterten seine Hände oder er stand bei der schweren See nicht sicher auf den Füßen. Wenn den Mann nun plötzlich Panik ergriff, er zum Turm herausstürzte und unter dem Hauptverdeck Schutz suchte? Coxe musste zugeben, auch das lag im Bereich des Möglichen. Nummer Sechs hatte auf seinem Nacken die Veranlagung zu Furunkeln. Bisher hatte Coxe auch das nicht bemerkt. Ein Mann, der an Furunkeln litt, war doch schliesslich ein Mensch und nicht eine Maschine, die die Ladung in das Geschütz beförderte. Nummer Sechs – Donnerwetter, wie hiess der Junge eigentlich? Stokes? So ungefähr. Nein, natürlich Merivale! Nummer Sechs war also ein richtiger Mensch mit Fehlern und Schwächen. Coxe bekam auf einmal ein schlechtes Gewissen: So ein menschliches Arbeitstier blieb vielleicht eher auf seinem Posten, wenn sein Geschützkapitän es nicht mit dem falschen Namen anredete. Diese Folgerungen liessen sich schwerlich auf eine mathematische Formel bringen. Ausdrücke wie Mut, Moral, *esprit de corps*, wurden nun in Coxe bildhaft lebendig.

Er schenkte seine Aufmerksamkeit der Nummer Zwei. Sie warf die Verschlussklappe zu. Coxe glaubte, der Mann hiesse Hammond. Er musste endlich einmal die Namen lernen. Hammond hatte wegen seiner Frau Ärger. Die Sache kam ans Licht, als der Kommandant die Leute mit Bittgesuchen befragte. Ein Nachbar hatte aus übergrosser Moral, Schadenfreude oder aus guter Absicht heraus Hammond in einem Brief von den nächtlichen Besuchen in seinem eigenen Haus erzählt. Auf dem sonnigen Quarterdeck gestand Hammond dem Kommandanten mit kreidebleichem Gesicht und todelend vor Verzweiflung, dass ihn diese Beschuldigungen nicht überraschten. «Sie war so», sagte er. Einmal hatte sie fest versprochen, dass es nie mehr passieren würde, und Hammond hatte ihr geglaubt. Aber an diesem Tage, vor dem Kommandanten, gab Hammond ohne Weiteres zu, was für ein optimistischer Narr er gewesen war. Doch selbst dieses Geständnis erleichterte nicht Hammonds Lage. Sein Leben lag in Trümmern. Er wusste nicht recht, sollte er ihr weiterhin von seinem Lohn schicken, und war im Grunde genommen immer noch in sie verrückt.

Ein Mann, dessen Frau ihm nicht die Treue hielt, konnte leicht seine Pflicht vernachlässigen. Das begriff Coxe rein objektiv; denn zwischen ihm selber und seinen geliebten Geschützen vermochte sich auch nicht ein Familienskandal zu drängen. Coxe schaute zu Hammond herüber, der die Zündpatrone einsetzte und das Luftloch abriegelte. Jetzt verschloss Hammond die Kanone und schaltete den Stromunterbrecher aus.

«Fertig!» sagte er mit ruhiger Stimme, während Nummer Zwei am anderen Geschütz die gleiche Parole viel aufgeregter weitergab. Hammond war kühl – kalt stimmte noch eher. Vielleicht be-

sass er die eisige Kälte eines verbitterten Mannes, oder stammte der gleichmütige Ausdruck von Disziplin und Training her? Coxw wunderte sich.

Kugel und Ladung sassen nun im Geschütz. Magazin, Kugellager und Hantierraum, Vorraum und Turm erfüllten ihre Pflicht wie jedermann auf dem Schiff, angefangen von Hobbs unten im Wellentunnel, dem Kapitän auf der Brücke bis zu Whipple im Mastkorb. Im linken Geschütz des «A»-Turms lag also die Kugel, die bedeutungsvoll in das Weltgeschehen eingreifen sollte, und jedem Mann auf dem Schiffe gebührte ein kleiner Dank. Das Ganze ist gleich der Summe seiner einzelnen Teile.

«Feuern!», rief der Geschützleutnant zum hundertsten Mal an diesem Tage. Sein Kämpferblut loderte immer noch. Die lange Schlacht ermüdete ihn nicht. Er kontrollierte und dirigierte diese Breitseite so gründlich wie die ersten.

Elevation und Abweichungen wurden durch die Transmissionsstation eingestellt. Diese Breitseite bedeutete den Männern nicht mehr und nicht weniger als ihre Vorgängerinnen. Die Musiker beugten sich wie üblich über ihre Nadeln, und Mr. Kaile leitete in gewohnter Weise sein kompliziertes Orchester. Zum hundertsten Mal dröhnte der Feuergong in der Transmissionsstation, als Unteroffizier O'Flaherty im Hauptkontrollturm dem Kommando des Geschützleutnants gehorchte und den Abzug drückte, um die Breitseite abzufeuern, die das Schicksal des neutralen Irlands wie die Geschehnisse der kriegführenden Staaten beeinflussen sollte. Die Röhren erhitzen sich, die Ladungen explodierten, und kreischend sausten die vier Granaten neuntausend Yard über die

See ihrem Ziel entgegen. Drei von ihnen verfehlten das Objekt; die vierte – die Kugel vom linken Geschütz des «A»-Turmes – traf. Die Spähposten auf der *Artemis* meldeten «Exakt» und wandten ihr Augenmerk sofort dem Losgehen des nächsten Schusses zu.

## Kapitel XXV

### *Aus des Kapitäns Bericht ... bis der Feind abdrehte ...*

Kapitän zur See Helmuth von Bödicke stand mit Vice-Ammiraglio Gasparo Gaetano Nocentini auf der Signalbrücke von Seiner Italienischen Majestät Schlachtschiff *Legnano*. Sie befanden sich ausser Hörweite ihres Stabes, der sich diskret abseits hielt, um die auf Französisch geführte Unterhaltung der beiden grossen Männer nicht zu überhören. Nur wenn ihr Französisch nicht ausreichte, riefen sie Korvettenkapitän Klein und Luogotenente Lorenzetti zu Hilfe, um vom Deutschen ins Italienische oder vom Italienischen ins Deutsche zu übersetzen. Zu der Zeit, als von Bödicke jung genug gewesen, um Sprachen zu lernen, war es keinem deutschen Seeoffizier im Traume eingefallen, wie wichtig die Beherrschung der italienischen Sprache eines Tages sein könnte. Nocentini hatte Französisch bereits in der Kinderstube gelernt und niemals den Wunsch oder die Absicht gehabt, sich die Sprache der nordischen Verbündeten anzueignen.

Die Signalbrücke der *Legnano* war windig und dem Wetter ausgesetzt, aber immerhin der günstigste Platz auf dem ganzen Schiff für den kommandierenden Admiral. Von hier aus bestand auch die beste Verbindungsmöglichkeit mit dem Rest der Flotte. Auf Backbord, wo von Bödicke und Nocentini sich aufhielten, bot

sich die beste Sicht. Querab drohte die mächtige Nebelwand, welche die Engländer legten, und gegen diesen Hintergrund erkannte man in schwachen Umrissen die englischen Leichten Kreuzer, die oft hinter den Wasserfontänen der italienischen Salven verschwanden. Auf Backbord-Bug wendeten sieben die englischen Zerstörer wie ein Flug zierlicher Schwalben. Wahrscheinlich hatten sie kurz vorher ihre Torpedos auf die feindliche Kampflinie abgeschossen. Hinter der **Legnano** folgten die anderen italienischen Schiffe, zuerst das Schlachtschiff **San Martino**, dann die Schweren und zuletzt die Leichten Kreuzer. Was Bödicke und Nocentini nicht von der Backbordseite der Signalbrücke erspähen konnten, waren die Zerstörer, die erst jetzt gegen ihre englischen Artgenossen vorstießen. Es spielte auch weiterhin keine Rolle, da sie unweigerlich zu spät eintrafen.

Das ohrenbetäubende Getöse war für die Männer ungeheuer und furchterregend. Alle fünfundzwanzig Sekunden liessen die Vierzehnzöller eine Salve, lauter wie ein Donnerschlag, vom Stapel. Die riesige Detonation erschütterte sie wie ein mächtiger Stoss, und der dumpfe Ton dröhnte noch lange Zeit nach. **San Martinos** schwere Geschütze echoten hinterdrein. Diese Geräusche kamen in Abständen. Aber unaufhörlich arbeitete die zweitklassige Bestückung. Sechs- und Vierzöller schossen in Gemeinschaft mit den Zwölfpfündern so schnell ihre Mannschaft sie laden konnte, und versuchten die Zerstörerattacke abzudrängen. Es hielt bei dem Lärm schwer, seinen klaren Kopf zu behalten. Rings um das Schiff regneten die Breitseiten der englischen Leichten Kreuzer, überschwemmten das Deck mit ihren Wassersäulen oder krachten gegen die Panzerseiten. Die meisten Granaten flogen so

richtete über das Schiff hinweg, dass man ihr Pfeifen noch durch das eigene Feuer vernahm.

Von Bödicke richtete sein Fernglas auf das führende englische Schiff. Auf seinem Hinterdeck wütete ein schlimmes Feuer; dicker Rauch drang aus den Luken, und doch schoss es noch akkurat und schnell. Der Rest des Ge? schwaders schien wenig gelitten zu haben. Eigentlich unglaublich, da es doch schon so lange unter dem italienischen Feuer stand. Aber diese temperamentvollen Italiener konnten sich niemals schnell genug beruhigen, um ein bewegliches Objekt sicher aufs Korn zu nehmen. Sie waren zwar ziemlich tapfer – sicherlich wegen der nordischen Blutzufuhr in ihren südlichen Adern – aber nicht verlässlich. Ihn übermannte ein Gefühl der Hilflosigkeit, als er an seine Mission dachte. Er wurde auf seinen Posten berufen, um mit Unterstützung der Italiener die britische Flotte zu vernichten. Und jetzt merkte er die Schwächen seines Werkzeuges. Er war wie ein Mann, der einen Felsblock aus dem Weg räumen wollte und der plötzlich sein Stemmeisen sich in der Hand verbiegen sieht.

Er liess sein Glas an der Schnur um seinen Hals herunterhängen und zupfte sich seinen Torpedobart, den er in Erinnerung an von Hipper trug. Der Seekrieg und ein Seegefecht waren das reinste Pokerspiel. Eine gute Hand genügte nicht, wenn sie auf eine bessere stiess. Ein volles Haus brachte gegenüber vier Königen so wenig Gewinn wie ein einziges Paar. Der Sieger heimste den Einsatz ein, und der Verlierer hatte das Nachsehen. Beim Krieg zu Lande oder in der Luft durfte der Unterliegende noch auf einen kleinen Profit hoffen. Er gewann so viel Zeit oder fügte dem Gegner solche Verluste zu, dass dessen Sieg sich annullierte. Jedoch auf See gab es nur alles oder nichts.

Von Bödicke erwachte aus seinen düsteren Träumereien und wandte sich zu Nocentini.

«Wir müssen gegen den Feind vorstossen, Excellenz!»

Nocentini schaute auf von Bödicke herunter, der schlanke, hagere, glattrasierte Italiener auf den kleineren, rundlichen Deutschen mit seinem borstigen Bärtchen. Nocentini hatte ebenfalls mündliche Informationen erhalten, und die seinen waren direkt von den Lippen des Duce gekommen. Il Duce gab ihm genau zu verstehen, dass man kein Risiko eingehen wollte. Wenn möglich errang man einen leichten Sieg, aber nur solange kein Verlust drohte. Die Nocentini anvertrauten Schlachtschiffe waren die einzigen noch intakten der italienischen Marine und deswegen besonders kostbar. Il Duce hatte über den Krieg weitreichende Theorien. Zum Beispiel durfte man in Hinblick auf eine gefährliche Zukunft heute seine Kräfte aufsparen, und wenn man geduldig wartete, floss einem der Gewinn ohne grosse Mühe zu, so lange man seine Machtstellung bewahrte. Il Duce geriet darüber in einen richtigen Wortschwall und schlug bei jedem wichtigen Punkte mit seinen fetten weissen Händen auf den Tisch, während der Schweiß seine schlaffen Wangen im Lampenlicht zum Glänzen brachte. Mit der gleichen Inbrunst mahnte er in den vier Wänden seines Büros zur Vorsicht wie er das Draufgängertum vom Balkon herab predigte. Aber seine Eindringlichkeit überzeugte nicht mehr recht; seine Argumente waren die eines geschlagenen, müden Mannes.

Il Duce wurde alt.

Das war eine der Erwägungen, die Nocentini beschäftigten. Eines Tages würde Il Duce sterben, und keiner konnte sagen, welches Regime dann zur Macht gelangte. Vielleicht folgte das Chaos. Dann



spielte eine mächtige Flotte eine bedeutende Rolle, und Nocentini wusste sie gut zu gebrauchen. Was also die leichten Siege und Vermeidung grösserer Verluste anbetraf, ging er mit dem Staatschef vollkommen einig. Nur nach langem Zögern stimmte Il Duce zu, die Flotte dreihundert Meilen von ihrer Basis entfernt auf Fahrt zu schicken, obgleich die Deutschen ihm mit ihrer gewohnten Zuversicht erklärten, die Engländer besäßen im östlichen Mittelmeerraum kein wichtiges Schiff mehr. Nocentini verdächtigte die Deutschen, dass sie einen starken Druck ausübten und drohten, bei einer Weigerung auch noch das letzte kleine Quantum von Kohle zu reduzieren, das knapp für die italienische Zivilisation ausreichte.

Falls es Nocentini gelang, das britische Geschwader mit seinem Konvoi zu erledigen, würde sein Prestige und das der Flotte gewinnen; aber auch Il Duce bekam seinen Anteil davon ab. Das Versenken liessen sich die Briten nicht so ohne Weiteres gefallen; das bewies schon ihr Kampfesmut, dem er bei seinem ersten vorsichtigen Vorwärtstasten begegnete. Jetzt auf den Feind stossen und in der Nebelwand untertauchen, hiess ein wildes Durcheinander und wüstes Handgemenge, wobei man im Nahkampf noch schwere Verluste riskierte. Nocentini glaubte einfach nicht an die optimistischen Reporte, worin der Marine-Nachrichtendienst ihn mit Versicherungen über Maltas Dahinsiechen überschüttete. Er war von Natur kein Optimist. Und über Maltas Fall hatte er den unglücklichen Verdacht, dass seine Nation wieder einmal für die Deutschen die heissen Kastanien aus dem Feuer holte.

Das fortwährende Krachen der Geschütze, die ständig eintreffenden Berichte und der Wind, der um die Ohren sauste, verwirrten

Nocentinis Verstand und machten ihm das Denken schwer. Er stand und starrte auf von Bödicke hinunter, verlor kostbare Sekunden, während die Torpedos auf sein Schiff zujagten.

«Exzellenz», bemerkte von Bödicke, «es ist absolut notwendig, dass Sie den Befehl geben.»

Von Bödicke befand sich in verzweifelter Stimmung. Er war nach jeder Seite hin ernüchtert. Er vermutete eine bewusste Kampfablehnung. In den Eröffnungsstadien der Schlacht drang aus den Schornsteinen sämtlicher Schiffe dichter Rauch, der vorzeitig die Position der Flotte verriet. Jeder Maschinist sollte sich schämen, so etwas zu gestatten. Der jüngste Maschinistmaat der deutschen Marine würde sein Handwerk besser verstehen. Er veranlasste Nocentini, auf dem Signalwege Verweise auszuteilen; die einlaufenden Antworten lauteten nicht gerade beruhigend. Ein Kapitän schob dem Öl die Schuld zu und erklärte unverschämt, die Mängel des Brennstoffes rührten von der mangelnden Sorgfalt der deutschen Behörden her, die das Öl lieferten. Das Schlimmste an dieser Vermutung war die Wahrheit. Von Bödicke wusste einiges über Albert Speer, der seine Stellung als Kontrolleur für Ölbrennstoffe ausnutzte, um der Scheingesellschaft, hinter der sich sein Name verbarg, riesige Profite zuzuführen. Von den italienischen Kesselraummannschaften liess sich natürlich nicht erwarten, dass sie prompt auf Qualitätsschwankungen des Öls in den Röhren reagierten.

Diese verdammten Italiener glichen sich alle. Sie waren zerfahren und aufgeregt. Den meisten fehlte ein ausgiebiges Training, um Seekrankheit zu überwinden oder in einer Krisis bei Wellengang ihre Pflichten ruhig auszuführen. Ununterbrochen schossen sie auf die feindlichen Kreuzer und verbuchten kaum einen Treffer. Vor Gefechtsbeginn hatte er Geschütztürme und Kontrollstellen be-

sucht. Offiziere und Mannschaften schnatterten wie die Affen durcheinander und standen sich gegenseitig im Weg. Von Bödicke nahm an, die Hälfte der Salven wurde wegen der Untüchtigkeit der Geschütz- und Kontrollmannschaften ohne richtige Einstellung verfeuert. Wer wagte zu behaupten, dass es in der langen Kette nicht wenigstens ein schwaches Glied gab? Die Veteranen der Marine fehlten sowieso; sie wurden ständig abkommandiert, um den schwindenden Bestand der U-Bootmannschaften aufzufrischen.

Mitleid mit sich selber schlich in von Bödicke's Gemüt. Er befand sich in einem fürchterlichen Dilemma. Wo gab es einen Ausweg aus dem Wirrwarr der politischen und persönlichen Faktoren? Wenn er in deutschen Gewässern eine deutsche Flotte unter seinem Kommando hätte, wüsste er unverzüglich zu handeln. Aber hier mit den Italienern im Mittelmeer schien die Situation hoffnungslos. Schon allein der Name des Schiffes, auf dem er stand, war eine Beleidigung für Deutschland. Legnano hiess das Schlachtfeld, wo den alten Barbarossa das Missgeschick ereilt hatte, vom Lombardischen Bund geschlagen zu werden. Mussolini hatte kein Recht, der Menschheit eine sieben Jahrhundert alte, unglückliche Episode wieder ins Gedächtnis zu rufen. Das sah den Italienern ähnlich; wenn sie versuchten, ihre Schlachtschiffe nach italienischen Siegen zu benennen, hatten sie keine reichliche Auswahl. *San Martino*, die hinter ihnen fuhr, hiess nach einer Schlacht, die eigentlich ein österreichischer Sieg gewesen war. Der Tag hatte damals aber mit einem Rückzug der Österreicher geendet, weil sie auf einem anderen Schlachtfeld, Solferino, durch die Franzosen eine Niederlage

erlitten. Bei Vittorio Veneto war der entscheidende Schlag durch die englische Armee gefallen, und auch dann erst, nachdem Österreich hinterrücks von Juden und Separatisten überfallen worden war.

Von Bödicke verlangte, die italienische Flotte solle sich dem Feinde nähern. Doch kaum sprach er diese Worte aus, erwachten in ihm die widersprechendsten Gefühle. Er würde seinen Vorschlag zwar nicht zurückziehen, wusste aber selber nicht, was er eigentlich wollte. Nocentini bemerkte sofort seine Unentschlossenheit. Auch der Admiral schwankte noch zwischen zwei Entscheidungen. Die kleinste Beeinflussung würde ihn, genau so wie von Bödicke, umstimmen.

«Wir müssen entweder auf den Feind zu- oder von ihm abschwenken», sprach Nocentini langsam. Er suchte mühsam nach den französischen Worten, da seine Gedanken immer noch ihre eigenen Wege gingen.

Gern hätte er noch länger darüber diskutiert, um die Entscheidung hinauszuzögern. Aber die Zeit drängte. Schon waren zwanzig Sekunden verstrichen, seitdem die britischen Zerstörer ihre Torpedos geschleudert hatten. Nocentini betrachtete aufmerksam das britische Geschwader, dessen rauchumhüllte Umrissse von den Geschützfeuern aufleuchteten. Nocentini war gut über die britische Marine orientiert. Hellseherisch sah er in diesem Augenblick, wie die disziplinierten Seeleute sich über ihre Arbeit beugten, die Kugeln in mustergültiger Weise von den Magazinen in die Türme eintrafen und wie schnell das Laden und akkurat das Feuern vor sich ging. Da, in dieser Sekunde, geschah etwas, das für Nocentini und Bödicke das schwankende Zünglein ihrer Waage zum Ausschlag

brachte. Eine sechszöllige Granate fiel auf den «B»-Turm, der vorn unter ihnen lag, und zersprang gegen den zwölfzölligen Stahl.

Die Kugel richtete dem Schiff selber keinen beträchtlichen Schaden an. Sie verhinderte die Türme nicht an der Fortsetzung ihrer Arbeit. Sie hinterliess auf dem diamantharten Metall kaum einen Eindruck. Ihre zerbrochenen Stücke flogen pfeifend durch die Luft, zerrissen hier einen Teil des Bodens, durchdrangen dort eine Geländerstütze. Aber sie fanden niemanden auf exponierter Stelle und töteten keinen einzigen. Die Wucht der Explosion erschütterte die Gruppe auf der Signalbrücke. Die Leute fühlten den heissen Atem der Flamme, und in ihre Nasen stieg der Gestank der Rauchschwaden. Sie waren jedoch unverletzt. Vielleicht verursachte von allen Treffern der *Artemis* ausgerechnet dieser den wenigsten Schaden, und dennoch führte er den Wendepunkt herbei. Die anderen Granaten der *Artemis* trugen ihren Teil dazu bei. Sie überzeugten Nocentini und von Bödicke, dass sie es nicht mit Schwächlingen zu tun hatten, mit Feinden, die allein der Anblick der Übermacht zur Flucht überredete. Aber es blieb dieser letzten Kugel vorbehalten, entscheidend in den Lauf der Welt einzugreifen – die Kugel, die Colquhoun so gleichmütig in seinen Armen getragen, die Mobbs und Filmore in den «A»-Turm gesandt hatten, während ihre Gedanken sich mit Ransomes Zimmerlichkeit beschäftigten, und auf die Leutnant-Aspirant Coxe nachdenklich schaute, als Merivale sie in das Geschütz rammte...

Nachdem Nocentini und von Bödicke ihr Gleichgewicht wiederfanden, schauten sie sich erneut an. Jeder war unverletzt; jeder hoffte im Geheimen, der andere wäre nicht so glücklich davonge-

kommen. Sie zögerten noch um eine weitere Sekunde, denn der eine wünschte vom anderen, dass er die Verantwortung über den nächsten Schritt auf sich nahm. Als sie einander so betrachteten, erkannten sie das Anschwellen ihrer Schwäche. Beide fanden es unnötig, auszusprechen, was ihre Gemüter bewegte. Besser nicht! So konnte man bei einem späteren unangenehmen Verhör viel leichter die Schuld auf den anderen abwälzen. Von nun an mieden sich ihre Blicke. Von Bödicke schaute zu Klein hinüber, und Nocentini rief Lorenzetti herbei.

«Signalisieren Sie allen Schiffen, acht Punkte nach Steuerbord abzdrehen», befahl der Admiral. Er stand Schulter an Schulter mit von Bödicke und tat sein Möglichstes, um die anderen von ihrem beiderseitigen Einverständnis zu überzeugen; während von Bödicke beim Vernehmen dieser folgensweren Worte sich um eine Haltung bemühte, die seinen erfolglosen Protest widerspiegeln sollte.

Die Flaggen kletterten den Rahm hinauf, flatterten dort im Rauche, wurden beantwortet und wieder eingezogen. Langsam wendete die *Legnano* ihre gewichtige Grösse. Ihr Bug zeigte nach Italien, ihr Heck auf das britische Geschwader.

«Wir mussten so handeln», erklärte Nocentini. «Sonst hätten wir den Kurs der Torpedos gekreuzt.»

Von Bödicke blieb stumm. Er verstand nur knapp die Bedeutung der italienischen Worte, und er wollte nicht den Fehler begehen, sich zu einer Äusserung hinreissen zu lassen, die man ihm später als Zustimmung auslegte. Er fühlte sich jetzt viel glücklicher als vorhin, weil nun doch Nocentini die Verantwortung trug. Steifbeinig schritt er mit Nocentini an seiner Seite bis ans andere Ende der

Brücke und beachtete nicht die Männer vom Stab, die ihm Platz machten.

Von der Steuerbord-Hälfte der Brücke konnte er die ganze Reihe der nebeneinanderliegenden italienischen Schiffe übersehen. Der Schwere Kreuzer hinter *San Martino* brannte noch lichterloh. Das war ein gutes Argument zu seiner Verteidigung, falls er Verteidigung brauchte. Die Geschütze waren verstummt; denn der plötzliche Kurswechsel verwirrte die Geschützeinsteller, und nur die Hälfte von *Legnanos* Bestückung konnte auf ein Objekt gerade achteraus des Schiffes zielen. Trotzdem krachte in diesem Moment eine frische Breitseite der Briten und schlug wie der Hammer eines Titanen auf das Schiff auf. Das war nun doch die Höhe der Unverschämtheit nach Ansicht von Bödicke, dass die Briten das Gefecht fortsetzten, während er der italienischen Seite gestattete, es abbrechen. Er wollte seine Ruhe haben, sich entspannen, doch die Briten dehnten den Kampf bis zur letzten Minute aus.

Das zerstörte Oberwerk auf dem Hinterschiff der *Legnano* bot ein malerisches Bild. Der Schaden liess sich wieder ausbessern, würde aber im jetzigen Zustand auf jeden Zivilisten tiefen Eindruck machen. Auch das half von Bödicke. Doch Klein durchschaute die Sache – Klein, der die Brücke überquerte und neben ihm stand; Klein, den er schwer im Verdacht hatte, ein Spion von Fricke zu sein. Von Bödicke hasste Klein.

«Sie halten ihren Kurs» bemerkte Nocentini hinter seinen Ferngläsern, die er auf die britischen Kreuzer richtete. Er sprach ein sorgfältiges Französisch. Von Bödicke verstand, dass die Worte, obgleich sie sich an ihn wandten, eigentlich Klein galten. «Sie werden die Nebelwand nicht verlassen.»

«Das ist klar», stimmte von Bödicke hastig zu. Er hoffte, dass Klein nicht das Gekünstelte seiner Stimme anmerkte. Es war von Nocentini raffiniert, ihren Rückzug als ein Manöver hinzustellen, das die britischen Kreuzer von ihrer Nebelwand locken sollte.

«Sobald die Torpedos passiert haben, werden wir wieder die alte Aufstellung einnehmen.»

«Natürlich», pflichtete von Bödicke bei. Er hatte sich jetzt unter Kontrolle. Die Entfernung nahm mit jeder Minute zu. Wenn sie wieder zur alten Schlachtordnung übergangen und im Bogen bis auf Schussweite dem Feind entgegenfuhren, überraschte sie die Nacht. Und kein vernünftiger Offizier liess sich in ein Nachtgefecht mit einem schwächeren Gegner ein. Gellend schrie jemand etwas vom Mastkorb herunter. Die hohe Stimme war deutlich auf der Signalbrücke zu vernehmen, obgleich von Bödicke den Sinn der aufgeregten italienischen Worte nicht begriff. Mit einer vollen Ruderdrehung schwang die *Legnano* erst nach Backbord, dann nach Steuerbord zurück. Gleichzeitig stürzten alle Offiziere auf die Seite der Brücke und schauten gespannt ins Wasser hinunter. So erfuhr von Bödicke, dass man ein Torpedo gesichtet hatte und die *Legnano* ihm auszuweichen versuchte. Ihm versagte der Atem. Nun verrieten die Gesten der Italiener, die Gefahr sei vorüber. Gleich darauf ertönte eine ohrenbetäubende Explosion. Das Torpedo hatte statt der *Legnano* die *San Martino* erwischt, direkt in ihrer Mitte. Eine enorme Wassersäule, höher als die Spitzen der Schornsteine, raubte für eine Weile die Sicht auf das Schlachtschiff. Dann versank sie wieder ins Meer und gab den mächtigen Seeriesen den Blicken frei. Der Qualm stieg aus der zerrissenen Seitenwand, und das Schiff neigte sich bedenklich.



Des Deutschen Blick kreuzte sich mit dem des Admirals, der in knappen Worten seine Befehle hervorstiess. Angst und Spannung verschwanden von seinen Zügen. Hier ging es um eine einfache Notlage, wobei er die Situation vollkommen beherrschte. Ein getroffenes Schiff zu retten und zu beschützen war viel leichter, als die Verantwortung an einer Schlacht zu tragen. Und ausserdem löste sich für ihn das Problem der Schlacht ganz von selbst. Denn schliesslich durfte ihm niemand zumuten, ein wertvolles Schlachtschiff seinem Schicksal zu überlassen, nur um wieder mit dem Feind in Gefechtsberührung zu kommen. Keiner durfte das von ihm verlangen. Ein Nelson oder ein Beatty wagte vielleicht ein derartiges Risiko. Aber wer wollte den Admiral Nocentini verdammen, weil er nicht als Nelson oder Beatty geboren war? Nocentini lächelte sogar ein bisschen, als er Bödicke ansah, und Bödicke lächelte zurück. Was immer nun auch geschah, sie hatten wenigstens eine Ausrede und eine Entschuldigung.

## Kapitel XXVI

### *Aus des Kapitäns Bericht ... und das Gefecht endete.*

Der Kapitän betrachtete die Kampfphase realistisch. Das Hinterschiff der *Artemis* stand in vollen Flammen und ein Geschützturm war ausser Gefecht. Die Situation erforderte den Einsatz letzter Kraftreserven, um nicht im ununterbrochenen Feuer des Feindes zusammenzubrechen. Allein die fürchterlichen Detonationen der eigenen Kanonen gingen auf die Nerven. In greifbarer Nähe winkte der künstliche Nebelschutz. Zwei Worte des Kapitäns und die *Artemis* würde von Neuem hinter dem grauen Nebelteppich verschwinden. Diese Strategie lockerte die Spannung, Gefahr und Verantwortlichkeit. Der Gedanke an eine kurze Atempause war verführerisch. Das ganze Manöver der britischen Kreuzer bezweckte die Ausnutzung des Nebelstreifens, der langsam auf die italienische Seite hinüberglitt. Schien ein Nachlassen der Gefechtstätigkeit gerechtfertigt, nachdem die Zerstörer ihren Angriff ausgeführt und zurückgedreht hatten? Dieser Versuchung widerstrebte sein eigener Wille, der zum Feinde drängte. Das war vielleicht nur toller Kampfesmut, reine Berserkerwut,

die sich im Feuern der Geschütze austoben wollte. Sein Urteil konnte umwölkt sein. Doch sein Instinkt sprach für ihn.

Sein Instinkt; etwas, das sich in ihm während der Jahre seiner Berufsausbildung in ernstem Lesen und geistiger Bewältigung unzähliger Fachliteratur mit angeborenem Verständnis verband und entwickelte. Dieser Instinkt erklärte ihm, nun sei die Krisis der Schlacht gekommen, der Augenblick, wo die eine oder die andere Seite nachzugeben habe. Er begriff, er musste nur noch eine kurze Zeitspanne ausharren – und danach vielleicht noch ein wenig, so würde sich die Schlacht entscheiden. Höchstens zwei oder drei Sekunden waren verstrichen, seitdem er seine strategischen Betrachtungen angestellt hatte. Nicht zu seinen Lasten, sondern zu seinen Gunsten musste man dem Kapitän die zwei oder drei Sekunden seines Zweifels anrechnen. Der Krieg stellt selbst die Stärksten auf die Probe; oft gehen dabei fast die Tapfersten zugrunde wie die Nocentinis und die von Bödickes, die durch die Verschiedenheit ihrer Beweggründe niedergedrückt werden.

Die Pfeife des Kapitäns war ausgebrannt. Gern hätte er sie wieder gestopft und angesteckt, wollte jedoch nicht seine Ferngläser von den Augen heben. Die Kanonen der «A»- und «B»-Gefechtstürme brüllten unter ihm. Der Kapitän ahnte nicht, dass vom linken Geschütz des «A»-Turms das entscheidende Geschoss fiel. Er verfolgte die Laufrichtung der Breitseite und sah den gelblichen Schein ihres Einschlages. Dann, während eine neue Breitseite losdonnerte, bemerkte er die längliche Silhouette des führenden italienischen Schlachtschiffes sich verkürzen. Die zwei Schornsteine verwuchsen zu einem; das Heck wendete sich ihm zu und der Bug

entschwand seinen Blicken. Der Kapitän schluckte vor Aufregung. Er kontrollierte die gesamte italienische Schlachtlinie. Jedes Schiff hatte jetzt sein Heck auf ihn gerichtet. Es war ein Zurückziehen – ein glatter Rückzug. Das gegnerische Flaggschiff führte nicht etwa ein Scheinmanöver aus, um die englischen Geschütze auseinander zu treiben. Dies war Sieg.

Er lenkte seinen Blick gerade rechtzeitig auf das italienische Admiralsschiff zurück, um das Aufblitzen eines neuen Treffers wahrzunehmen. Hervorragende Schiesskunst, um bei dieser äussersten Distanz und dem schnell wechselnden Zielpunkt zu treffen! Er liess seine Gläser auf die Brust fallen, nahm Pfeife und Tabakbeutel und stopfte mit langen, feinnervigen Fingern den Pfeifenkopf. Seine Augen beobachteten aber immer noch die Umrisse am Horizont. Der Feind hatte abgedreht. Er verweigerte den Kampf. Der Kapitän war überzeugt, er verschwand auf Nimmerwiedersehen. Ein genügend starkes Motiv, um den Kampf abubrechen, bot auch vollauf Grund, ihn nicht wieder zu beginnen. Auf die eine oder andere Art würde der italienische Befehlshaber für sein Verhalten eine Entschuldigung finden.

Seine Pfeife war gefüllt. Er griff nach den Streichhölzern. Da sumnte das Sprachrohr.

«Kontrollstation», erklang es. «Der Feind ist ausser Schussweite.»

«Ich danke euch, Kanoniere», antwortete der Kapitän. «Im Augenblick habe ich keine weiteren Befehle.»

Als er den Kontakt abbrach, grüsste ihn der Chefsignalist.

«Während Sie sprachen, Herr Kapitän, glaubte ich einen Torpedotreffer auf dem zweiten Schlachtschiff wahrzunehmen.»

«Danke sehr», entgegnete der Kapitän von Neuem.

Schon wollte er wieder sein Fernglas beanspruchen, besann sich aber eines besseren und suchte stattdessen die Streichhölzer. Er durfte sich erlauben, mit seiner Zeit und seiner Aufmerksamkeit verschwenderisch umzugehen. Selbst ein Torpedotreffer auf ein erstklassiges Kriegsschiff war nicht mit der Tatsache des italienischen Rückzuges zu vergleichen. Der Tabak schmeckte köstlich, als er genüsserisch das Feuer des Streichholzes einsog und mit dem durch jahrelange Gewohnheit gegen Verbrennen abgehärteten Finger das Kraut fester in die Pfeife drückte und nochmals anzündete. Er atmete einen kräftigen Lungenzug voller Rauch aus und warf das Streichholz vorsichtig in den Spucknapf. Das Schweigen und das Ende des feindlichen Feuers bedrückten nicht länger. Das normale Geräusch des fahrenden Schiffes, das Schlagen der Wellen unter dem Bug und der um die Ohren blasende Wind kamen wieder zur Geltung.

Dies war also Sieg. Die Weltgeschichte hatte einen Wendepunkt erreicht. Als erstes Symptom der neuen Epoche hörte man das Pfeifen des Windes. Kein Geschichtsbuch würde über diesen Tag berichten. Selbst vernünftige, wissenschaftliche Historiker brauchten handgreiflichere Tatsachen, etwa einige gesunkene Schiffe und den Verlust von ein paar tausend Mann, nicht nur ein erfolgreiches Scharmützel um ein Dutzend Transporter. Sogar schon der Zeitraum von einem Monat löschte in der Welt die Erinnerung an das Geschehene. Zwei Zeilen in einem Communiqué,

eine Anzahl Bemerkungen gutgesinnter Beobachter und dann das Vergessen.

Irgendwo draussen in der Einsamkeit der russischen Steppe hockte Ivan Ivanovich in einer sandigen Erdgrube, schaute nach Antitankgeschützen aus und würde niemals etwas über die *Artemis* und ihre Schwestern wissen. Vielleicht stellte Ivan die Schwäche der Fliegerangriffe, die Knappheit feindlicher Stukas fest. Möglicherweise leuchtete ihm der Umstand ein, wie ein paar gut-placierte Bomben ihn und seine Kameraden vom Erdboden fortwischen und den Weg nach Moskau bahnen könnten. Aber selbst der Realist Ivan Ivanovich hörte nichts über die Bedeutung der *Artemis* und würde sie auch in Zukunft nicht erfahren.

Für Hitler war Malta weit kostbarer als Moskau und lebenswichtiger für seine Existenz. Versagte die italienische Flotte in ihrer Aufgabe, so musste er dazu seine eigene Luftwaffe einsetzen. Tausend Flugzeuge und eine mehrere Tausend zählende Bodemannschaft musste er von der russischen Front nach Italien umgruppieren in dem verzweifelten Versuch, sich für sein wankendes Imperium genügend Bollwerke zu sichern. Tausend Flugzeuge; Maschinen, die das russische Kommando zum Erblinden brächten, die einen Weg durch die russischen Linien sprengen, isolierten Abteilungen Hilfe bringen und vorgeschobene Posten versorgen könnten. Maschinen als Einsatz gegen die Guerillatruppen weit im Rücken der Deutschen oder als drohende Gefahr der russischen Verbindungen im Vorderland. Der Kapitän bezweifelte nicht im Geringsten das baldige Eintreffen der tausend Flugzeuge im Süden als Resultat des heutigen Tages.

Weniger fest stand, ob ihnen die Erfüllung ihrer Aufgabe gelänge. Nach Ansicht des Kapitäns redeten die Anhänger der Luftwaffe zu sehr als wäre das Heute schon morgen. Morgen konnte die Herrschaft über die Luft die Beherrschung der Meere übertreffen; aber noch zählte das Heute. Heute wälzte sich die kleine Schar behäbiger Transporter längs der Nebelwand auf Malta zu, und dies war der letzte Zeitpunkt, sie noch aufzuhalten. Noch heute strömten die Konvois in die englischen Häfen, während an einer schmalen Meerenge der Feind auf der Lauer lag, um sie daran zu hindern. Nur die Seemacht verhalf ihnen zu einem guten Gelingen. Morgen könnte es die Luftmacht sein. Dann wäre der Kapitän nur noch ein altmodischer, bejahrter Kauz, nutzlos wie ein Lanzenmann auf dem modernen Schlachtfeld. Doch der Krieg wurde heute ausgefochten, heute, heute! Rommel, der in Libyen nach Verstärkung jammerte, erhielt alles, was sein Herz begehrte, sobald die britische Flotte nicht mehr auf ihrem Wachtposten stände. Die Verkrüppelung der amerikanischen Marine in Pearl Harbour hatte für den Augenblick ein Achtel der Weltbevölkerung und ein Viertel der Erdoberfläche der Gnade Japans und seiner zwölf mächtigen Schlachtschiffe ausgeliefert. Schiffe – Schiffe mit ihrer Besatzung – entschieden immer noch das Schicksal der Welt. Der Araber, der seine Dattelpalmen in Basra düngte, der Neger, der sich in Zentralafrika eine neue Frau gegen eine Rinderherde eintauschte, der Gaucho, der über die argentinische Pampas ritt, – sie alle lebten unter dem Schutze der britischen Marine, von welcher unser Kapitän mit seinem Schiff einen kleinen Bruchteil bildete, den Teil einer Summe, die sich zu einem Ganzen fügt.

«Signal vom Flaggschiff, Herr Kapitän», meldete der Chef signalist, wobei er durch sein Glas die Zeichen ablas: «Wiederaufnehmen – Konvoi – Formation.»

«Bestätigen Sie!», kommandierte der Kapitän.

Er befahl, durch den künstlichen Nebel hindurch, der ihnen so ausgezeichnet diente, die *Artemis* dem Transport zu nähern. Der Telegraph klingelte nach unten in den Maschinenraum um ein Nachlassen des Tempos. Die durch die Höchstgeschwindigkeit hervor gerufene Vibration flaute ab. Und Friede breitete sich auf Deck aus. Nur noch eine Spur von Sonne blieb übrig, ein schmaler Streifen ihrer goldenen Scheibe am klaren Horizont – zehn Sekunden später würde auch dieser versinken und die Nacht hereinbrechen. Schon konnte man von der Brücke aus die Italiener nicht mehr erkennen. Der Kapitän schaltete plötzlich die Verbindung mit dem Mastkorb ein.

«Mastkorb», erklang die Stimme des Matrosen Whipple.

«Können Sie etwas vom Feind entdecken?», forschte der Kapitän.

«Nur noch knapp in Sicht, Herr Kapitän. Er entfernt sich immer noch von uns. In einer Minute wird er verschwunden sein.»

Die Sätze klangen scharf und abgehackt. Auch Whipple begriff den Sieg. Er kämpfte für ein Ideal, kämpfte fanatisch darum, und die Arbeit dieses Nachmittags hatte ihn dem Ideal um ein beträchtliches nähergerückt. Trotzdem schwelgte Whipple nicht in ausgelassener Heiterkeit. Die Tatsache, dass er um dieses Ideal fechten musste, welches die vorangegangene Generation einst besessen hatte und durch ihre Finger gleiten liess, befreite ihn von jeder Illusion. Whipple zeigte sich bereit, weiterzukämpfen. Er wusste, vor



dem Endsieg gab es noch ein langes, bitteres Ringen, und er erriet die Mühen nach dem Sieg, um sein Ideal zu verwirklichen. Beiden Kämpfen sah er willig entgegen.

In seiner augenblicklichen hellseherischen Stimmung fühlte der Kapitän alles dies aus Whipples Stimme heraus, und bedächtiger als sonst seine Art, schloss er das Sprachrohr und zog einmal sinnend an seiner Pfeife, ehe er umkehrte. Ein Teil seiner Gedanken beschäftigte sich praktisch mit der Beförderung Whipples zum Maat; gleichzeitig grübelte er, wie Whipples Generation, um zwanzig Jahre jünger als die seine, sich an den Wiederaufbau des Guten in der Welt heranzumachen musste, mit dem gleichen frischen Mut, wie sie vorher den Erdboden von allem Schlechten säuberte. In beiden Fällen hiess es, einer möglichen Niederlage, unerwarteter Enttäuschung und Vernichtung mit selbstloser Disziplin gegenüberzutreten.

Als er die Augen vom Sprachrohr hob, begegnete er dem Blick seines Sekretärs.

«Meine Glückwünsche, Herr Kapitän», sagte Jerningham.

So erfasste auch Jerningham die Bedeutung dieses Tages. Der Rest der Schiffsbemannung, der ruhig seinen Pflichten oblag, hatte es noch nicht verstanden. Doch bei Jerningham überraschte die Feststellung nicht. Sein gutbürgerlicher Hintergrund, das Ausmass seiner Erfahrungen und das Lebhaftige seiner Phantasie erlaubten ihm – soweit es ihn nicht zu sehr persönlich berührte – in grossen Zügen die Kriegssereignisse zu erkennen und zu begreifen, wie auch der Sinn seiner eigenen Pflichterfüllung Ivan Ivanovich in seinem Erd-

loche oder Lai Chao half, der die Schienen der Shantunger Bahnlinie aufriss. Für einen Augenblick fühlten Jerningham und sein Kapitän sich durch die Harmonie ihrer Gedanken eng verbunden. Jeder schätzte den anderen.

«Ich danke Ihnen, Jerningham.»

Doch die Zeit erlaubte kein Entspannen, weder unnütze Unterhaltung noch leere Spekulationen. Plötzlich verschluckte die Nebelwand das Schiff. Sie schien nicht mehr so dicht wie beim Auslegen; aber mit dem schnellen Sinken der Nacht und der untergegangenen Sonne herrschte in dieser Wolkenbildung absolute Dunkelheit. Mit drei Schritten bahnte sich der Kapitän auf der Kommandobrücke einen Weg und reckte den Hals aus, um nach hinten zu schauen. Von dem Feuer, das dort gehaust, war nur noch ein schwacher Schimmer übriggeblieben. In einigen Minuten würden die Schläuche auch diesen vernichtet haben.

Sie traten wieder in die Abenddämmerung. Die knappe Minute, während der sie die Nebelwand durchquerten, schien die Nacht viel näher gebracht zu haben. Kaum gab es genügend Licht, um zu erkennen, wie die Flammen und die Einschläge des Feindes das drittletzte Schiff oberhalb der Wasserlinie in einen Wirrwarr von ausgebranntem Stahl verwandelt hatten, in einen grausigen Anblick von verbogenen Platten und gekrümmten Trägerpfosten – verlassen und tot.

«Alle Mann zum Verdunkeln des Schiffes antreten», befahl der Kapitän.

«Zweiter Grad der Bereitschaft!»

Unter dem Kommando der Navigationsoffiziere schwang die **Ar-**

*temis* herum, um ihren üblichen Standort für Konvoibegleitung bei Nacht einzunehmen. Erfreulicherweise wurden die Brände unterdrückt, sonst hätten die Flammen ein einladendes Signal für Torpedos abgegeben. Flugzeuge hatten heute Morgen angegriffen; diesen Nachmittag schlugen sich die Begleitschiffe mit der feindlichen Über-Wasser-Macht; heute Nacht hiess es auf der Wache zu sein gegen Unterseeboote. Denn der Feind verstand, ähnlich dem Teufel, viele Formen anzunehmen. Eine Schlacht war zu Ende gegangen; ein Sieg errungen worden. Bald würde sich die *Artemis* mit ihrer Besatzung in einen neuen Kampf stürzen müssen. Das lange, lange Ringen der Seemacht gegen Tyrannei! So fochten die Griechen bei Salamis, die Vorfahren des Kapitäns gegen die spanische Armada, gegen die Flotten Ludwigs XIV., Napoleons und Wilhelms II. Der dauernde Kampf, der wohl einmal sein Ende fand, aber nicht heute oder in den kommenden Monaten und Jahren. Und wenn er aufhörte, konnte sich die Freiheit nur durch ewige Wachsamkeit, Ehrlichkeit und ständigen guten Willen behaupten. Dauernder Friede regiert nur auf dieser Basis. Und Friede verlangt von der Menschheit viel mehr als der Krieg. Vielleicht würden die Erdenbewohner einmal diese Prüfung meistern. Falls diese Zeit näherrückte, würde er, der Kapitän, bis zum Äussersten kämpfen, ehe er den verblendeten oder geheimen Feinden von Frieden und Gerechtigkeit nachgab. Auch als alter Mann durfte er seine jetzige Stimmung nicht vergessen. Er musste sich daran entsinnen, wie er sich energisch gegen die Feinde des Menschenrechts aufgelehnt hatte. Das sollte ihn in der Zukunft vor Trägheit, Sorglosigkeit oder Zynismus bewahren.

Plötzlich strafften sich die Nerven des Kapitäns. Sein umherschweifendes Auge entdeckte ein flimmerndes Licht. Dann liess die Spannung nach, und er lächelte sogar in der Dämmerung ein wenig über sich selbst. Dort über dem Mittelländischen Meere funkelte der Abendstern.